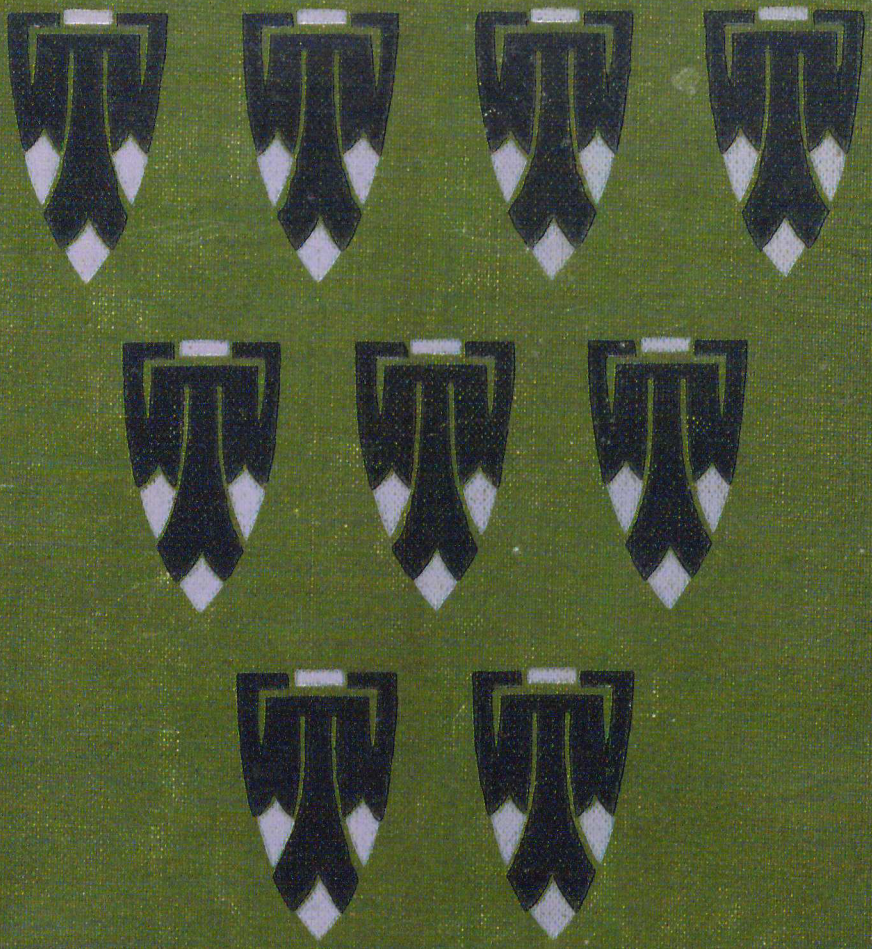
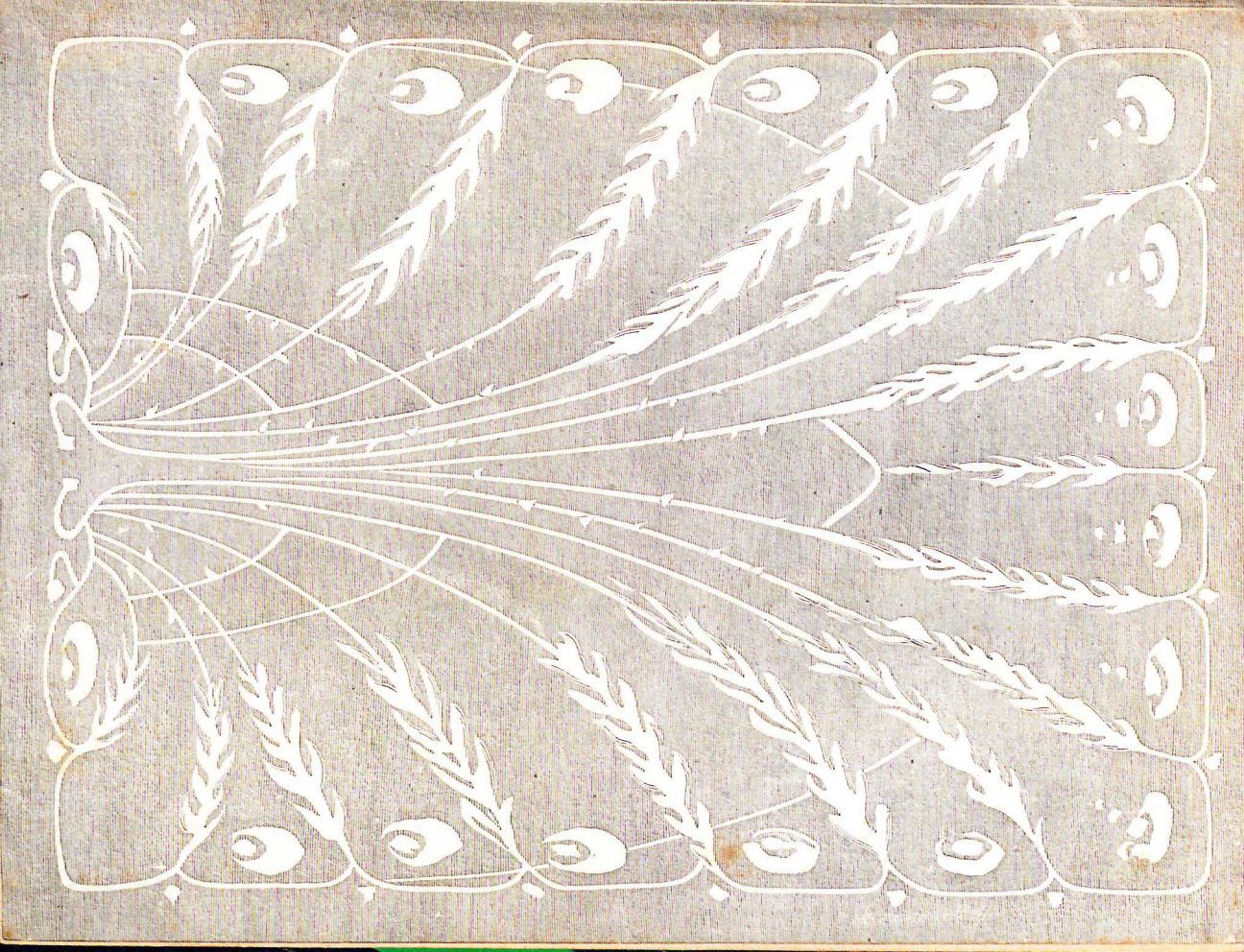
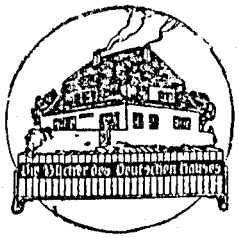


DIESES BUCH GEHÖRT:
Martha Sander



Dieses Buch wurde in der Deutschen
Buch- u. Kunstdruckerei G. m. b. H.
in Zossen gedruckt u. bei der Leipziger
▫ Buchbinderei-Actiengesellschaft ▫
in Leipzig gebunden.



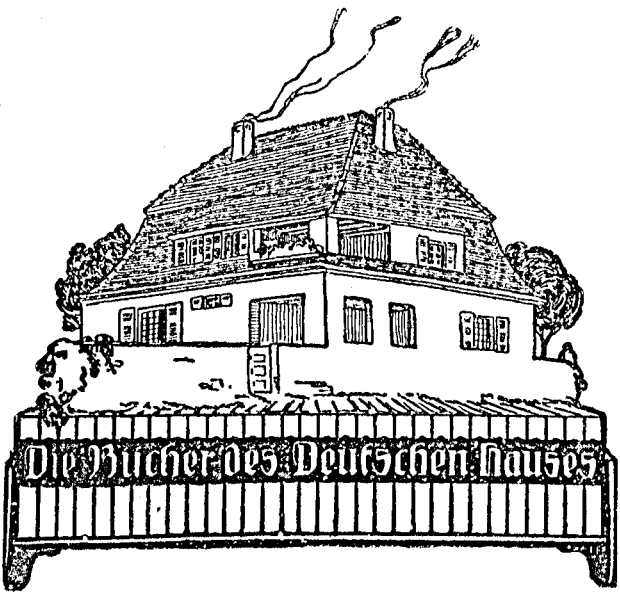
Zur linken Hand I

Die Bücher des Deutschen Hauses

Herausgegeben von Rudolf Presber

Zweite Reihe

46. Band



Martha Sander

Zur linken Hand

Roman

von

Max Nordau

Band I

Illustriert von Stroff

1908
Buchverlag fürs Deutsche Haus
Berlin—Leipzig

„Wenn Bücher auch nicht
gut oder ſchlecht machen, beſſer
oder ſchlechter machen ſie doch!“
(Jean Paul)

Einführung

Einführung

In einer Besprechung, die Max Nordau in seinem Buch „Zeitgenössische Franzosen" (Berlin 1901) dem Roman „Die Entwurzelten" von Barrés widmet, heißt es:

„Nur in seiner gewohnten angestammten Umgebung entwickelt sich der Mensch zu voller Blüte und Frucht. Seine örtlichen Besonderheiten, auch wenn es Vorurteile und fehlerhafte Neigungen sind, haben für ihn einen unersetzlichen Wert. Sie allein gestatten ihm, zur vollen Höhe seines Erbtypus zu erwachsen. Versucht er sie abzustreifen, so wird er ein „Entwurzelter" und treibt haltlos im Leben, kraftlos, unnütz, ein Spiel jedes Ungefährs."

Nach kurzer Zeit ist der hier in unserer Sammlung in zwei Bänden erscheinende Roman „Morganatisch" entstanden.

„Mich interessierte," schreibt er, „die Psychologie der morganatisch geehelichten Bürgerlichen, besonders aber das Schicksal der Kinder, die aus ihrem natürlichen Kreise ausgestoßen sind und sich einen anderen, in dem sie Selbst-

befriedigung und Glück finden, kaum schaffen können. Daß ich nach Modellen arbeitete, muß der Leser in jeder Zeile merken. Um jedoch nicht in die Vulgarität des Schlüsselromans zu verfallen, habe ich die Wirklichkeit doch durchweg — sagen wir stilisieren müssen."

Seine Fäden mögen von diesen Roman und These gewordenen Vorgängen, die den Autor einer alle Gesellschaftsklassen durcheinanderrüttelnden Zeit „interessieren", zum allerpersönlichsten Innenleben Nordaus führen. In Budapest am 29. Juli 1849 geboren als Deutscher und als Jude, landete er schließlich als praktischer Arzt in Paris. Seine schriftstellerische Tätigkeit setzt etwa mit dem Jahre 1880 ein, und seine unverblümte Art, in sozialen und ethischen Fragen seine Meinung zu sagen, dabei, wie es gerade Mode war, das Verblüffende durch die Form des Paradoxen noch zu steigern, machte seine ersten Bücher, „Aus dem wahren Milliardenlande", „Paris nach der dritten Republik", „Seifenblasen", „Krieg der Millionen" (Drama, 1882), „Paradoxe", „Konventionelle Lügen der Kulturmenschheit" (1883), „Die Krankheit des Jahrhunderts" (Roman), „Gefühlskomödie" (Roman), „Seelenanalysen" (Novellen), „Entartung", schnell bekannt, so daß einige von ihnen es in kurzer Zeit bis zur achten Auflage brachten. Als Arzt mochte ihm die Anschauung Nietzsches von der Dekadenz des Menschen

besonders einleuchtend sein. Aber wie viele unter den modernen Literaten, Nietzsche selbst nicht ausgenommen, glaubten nicht doch von der Überfeinerung ihres Nervensystems als Künstler zu profitieren. Dagegen wendet sich Nordau mit einer bisweilen recht stark aufgetragenen Entrüstung und einer Satire, die das Unverständliche dieser „Modernisten" als Unzulänglichkeit und alles Mystische als krankhaft geißelt. Nordau gehört zu jenen klaren Köpfen, denen alles Romantische in der Seele verhaßt ist und gleichbedeutend mit Faselei und Phrasentum. Ein Gefühl, das man nicht deutlich benennen kann, ist wertlos oder verworren, und die Menschen, die gar glauben, daß die Unterströmungen unseres Seelenlebens zum Gegenstand der künstlerischen Darstellung gemacht werden können, Possenreißer und Harlekine, die sich selbst noch gründlicher als ihr Publikum anführen. Diese Anschauung, die ebenso wie die romantische, ihr Gegenpol, zu einer Lebensanschauung werden kann, wird dadurch erhärtet, daß in der Tat die Romantiker aller Literaturperioden die unproduktivsten Menschen sind und schon deshalb in der Kunst, in der das Fragmentarische nun einmal keinen Platz hat (wenngleich unser Bestes am Ende doch Fragment bleibt) mit einigem Recht angezweifelt werden kann.

Der Gedanke, daß man verpflichtet sei, die gesunden,

keimfähigen Kräfte eines Volkes und eine geschlossene, dem Verfall trotzende Kultur zu fördern, veranlaßte Nordau, neuerdings für den Zionismus mit Schrift und Wort einzutreten. So in sich abgeschlossene Persönlichkeiten, wie Nordau, werden jeden Widerspruch als persönliche Kränkung empfinden und kommen am Ende notwendig zu der Anschauung, daß Zustimmung gleichbedeutend mit Glück und Meinungsverschiedenheit gleichbedeutend mit Unglück sei, und daß die Menschen die Steigerung ihres Wesens und die Ausscheidung aller vermindernden und hemmenden Gegenströmungen im Zusammenschluß der Gleichgesinnten suchen sollten. Es ist schwer, diesen Positivismus ohne jede Einseitigkeit zu verfechten, und es hängt natürlich ebensosehr von der Bildungsfähigkeit der Jugend und der Erkenntnis ab, die das Bessere vom Minderwertigen scheidet, ob Antipathie und fremde Art dem Individuum Bereicherung der eigenen bedeuten. Für die Gesamtheit bleiben jene Gesetze des Zusammenschlusses bestehen, und es ist gerade in unserer Zeit der Zersplitterung von großem Wert, daß sie mit klarer Eindringlichkeit und einer der Begeisterung fähigen Ausdrucksweise von Männern wie Nordau betont werden, die durch die individualistische Bewegung hindurchgegangen sind. Ihre Gründe sind im wesentlichen moderner und daher wirksamer als die der Epigonen des patriarchalischen Zeitalters.

Von den neuesten Büchern Nordaus seien hier erwähnt die Dramen „Das Recht zu lieben" (1893), „Die Kugel" (1894), „Dr. Kohn" (1889), die Novelle „Daha-Rög" (1904) und die Streitschriften „Der Zionismus" (1902) und „Von Kunst und Künstlern" (1905).

W. M.

Erstes Buch

„Ihre Hoheit die Frau Prinzessin von Meißen-Löwenstein-Franka!" donnerte der majestätische Diener mit ganzer Gewalt seines weittragenden Basses und riß den zweiten Flügel der Doppeltür auf.

Der Ruf erregte Aufsehen in dem bereits gesteckt vollen Salon. Die sitzenden Damen wandten den Kopf und führten lebhaft die Stiellorgnetten vor die Augen. Die stehenden Herren reckten sich auf den Fußspitzen hoch. Zwei Berichterstatter baten ihre Nachbarn flüsternd um Wiederholung des Namens und schrieben ihn eilig in ihr Notizbuch. Madame Abeille, die Hausfrau verließ etwas plötzlich zwei Damen, die sie eben begrüßt hatte, und flog durch die sich teilenden Gruppen ihrer Gäste der Angemeldeten entgegen.

„Meine liebe Prinzessin — wie geht es Ihrer Gesundheit? Ich fürchtete schon eine Abhaltung —"

„In der Tat, meine liebe Freundin, wir kommen etwas spät. Ich schwankte doch noch in der letzten Stunde. Es ist mein erster Ausgang nach dem Trauerjahr. Aber ich wollte, daß er Ihnen gelte."

„Danke, Prinzessin, danke. Guten Abend, mein lieber Prinz Siegfried. Reizend, daß Sie die Prinzessin begleiteten."

„Madame —“ Der Angesprochene verneigte sich etwas steif und reichte der Hausfrau die Fingerspitzen.

„Lassen Sie mich Ihnen meine kleine Schutzbefohlene vorstellen, Fräulein Nicoline Flammert, die Tochter einer lieben alten Freundin, die sie mir geschickt hat, damit ich ihr ein wenig Paris zeige.“

Der Blick der Hausfrau streifte das junge Mädchen, das errötend einen Schritt vortrat und sich leicht verneigte. „Mein Fräulein, ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Gönnerin. Und noch mehr zu Ihrer Jugend und Schönheit,“ fügte sie mit einem verbindlichen Lächeln hinzu. „Darf ich Sie nun bitten, mir zu folgen?“

Madame Abeille schritt voran. Es ging nicht ganz ohne Drängen und Quetschen ab, wenn es auch in Höflichkeit gehüllt war. „Verzeihung —“ „Verzeihung —“ „Ein kleines Plätzchen, ja? —“ „Madame —“ „Ich muß Sie stören —“ „O, bitte sehr —“ So drang der kleine Zug bis zur ersten Sitzreihe vor, in deren Mitte ein lediger Armstuhl der Besitzergreifung harrte.

„Wir wollen gleich für Sie sorgen, Fräulein,“ sagte die Hausfrau rasch, ehe das junge Mädchen noch Zeit gehabt hatte verlegen zu werden. Sie winkte einem jungen Mann und flüsterte ihm einige Worte zu. Er verschwand hinter den schwarzen Reihen der die Wände entlang aufgestellten Gäste und kam alsbald beflissen mit einem niedrigen, grünlackierten modern style-Schemel wieder, den er zur Linken des Lehnstuhls ein wenig vor die Linie hinsetzte.

Die Prinzessin hatte sich inzwischen niedergelassen und

die Hausfrau ihr die Nachbarin zur Rechten vorgestellt: „Sie gestatten — die Prinzessin von Cypern — Ihre Hoheit die Frau Prinzessin von Meißen-Löwenstein-Franka." Dann auf den mittlerweile herbeigeschafften Schemel weisend: „Hier, Fräulein. Sie sehen, für ein Rosenblatt ist auch in einem vollen Gefäß Platz." Ein Lächeln, ein Nicken, und die Hausfrau zog sich zurück.

Bei der flüchtigen wechselseitigen Vorstellung hatten die Hoheit und die Prinzessin von Cypern einander einen raschen, scharfen Blick zugeworfen und ein Kopfnicken ausgetauscht. Der Gruß der Prinzessin war etwas hastig, der der Hoheit ohne Eifer, fast merklich zögernd. Darauf beschränkte sich die Höflichkeit der beiden Damen, die einander nur noch verstohlen von der Seite beäugten.

Der junge Mann, den die Hausfrau als Prinzen Siegfried begrüßt hatte, war unter den schwarzen Fräcken zurückgeblieben. Er kannte offenbar niemand in seiner Nähe; denn keine Hand streckte sich ihm entgegen, kein Lächeln begrüßte ihn, kein Wort und kein Auge sprachen ihn an.

Man war bereits ziemlich weit im Programm. Zwei Dichter hatten Verse gesprochen, die reizende Blanchon, von der Comédie française, und Saint-Denis, der Stern des Gymnase, eine Sainette gespielt. Jetzt folgte die Hauptnummer des Abends; eine Neuheit, wenn nicht von Frau Abeille erfunden, doch von ihr entwickelt und zur Höhe einer anerkannten Saloneinrichtung erhoben: nämlich eine Plauderei über eine Tagesfrage mit nachfolgender Erwiderung eines Vertreters des gegnerischen Standpunktes. In den freien Raum

vor den Sitzreihen, dem nur kulissenartig an den Seiten und rückwärts aufgestellte spanische Wände eine diskrete Bühnenähnlichkeit verliehen, wurden zwei Armstühle geschoben, zwei junge Herren, der eine mit einer Kornblume, der andere mit einer Cattleya im Knopfloch des Fracks, traten ein, grüßten die Gesellschaft, dankten lächelnd für das Händeklatschen, das sie empfing, und ließen sich nieder, worauf der eine frei und sicher zu sprechen begann, während der andere, nachlässig zurückgelehnt, die Beine gekreuzt, von den mörderischen Spitzen seiner glänzenden Lackstiefel hypnotisiert, Zustimmung oder Widerstände durch geschmackvoll verhaltenes, doch genügend angedeutetes Mienen- und Gebärdenspiel markierte. Der Gegenstand des Redeturniers war ein brennender: „Aristokratische Gliederung der Gesellschaft oder demokratische Gleichmacherei." Der Vortragende verfocht die Notwendigkeit der Rangstufen, sein Widersacher nahm nach ihm mit einer Art nachsichtiger Herablassung die Demokratie in Schutz, beide begegneten sich in der Empörung gegen die Herrschaft des Geldsackes und in der unerbittlichen Verspottung seiner menschlichen Verkörperungen. Das war elegant, obschon der verstorbene Gatte der Hausfrau Bänker gewesen war und nicht wenige der anwesenden Damen Namen von herausfordernd finanziellem Klange trugen. Durch die angeblichen Stegreifplaudereien waren niedliche Komplimente, Epigramme, Drolligkeiten und verwegene Paradoxe weise verteilt, es war eine zwanglose Nachahmung der Reden, die bei der Aufnahme eines neuen Mitglieds in der Akademie ausgetauscht zu werden pflegen, und die beiden Schaufechter, junge Schriftsteller, deren

Ehrgeiz die Gönnerschaft einflußreicher Damen gewandt zu verwerten wußte, schienen die Vorstellung als eine Übung für die künftige Akademikerrolle zu betrachten.

Wenige Zuhörer, und namentlich Zuhörerinnen, folgten übrigens dem Redefluß länger als fünf Minuten. Die Wahrheit ist, daß die Sache sehr langweilig war. Einige Unterhaltung gewährte höchstens die Selbstgefälligkeit der beiden Zweckplauderer, das große Vergnügen, das sie augenscheinlich empfanden sich zu hören. Aber Frau Abeille hatte das Schlagwort ausgegeben, daß die Schwatzturniere an ihren Abenden eine Kurzweil von edler Geistigkeit und ungleich vornehmer als die Soireeprogramme der gewöhnlichen oberflächlichen Weltkinder seien, und so langweilte die Gesellschaft sich wenigstens mit Anstand.

Die Worthelden waren geschmackvoll genug, nicht allzulang in ihrer Redefröhlichkeit zu schwelgen. Eine letzte harmlose Pike, sofort durch eine wohlgedrechselte Schmeichelei ausgeglichen, gegenseitiges Anlächeln, Händeschütteln, Verneigung vor dem Saale, und die beiden jungen Herren traten inmitten einer Polyphonie von „Bravo!" „Charmant!" „Très joli!" Händeklatschen und Fächerrasseln ab.

Viele Damen erhoben sich, um allein oder an einem ritterlichen Arm in den Nebensaal zu gehen, wo das silber- und kristallschimmernde Büfett mit Sekt, Eis, Fruchtsäften, Kuchen, belegten Brötchen lockte. Auch die Prinzessin stand mit einem kurzen Kopfnicken gegen die Nachbarin auf und folgte den anderen. Sie näherte sich jedoch dem Büfett nicht, sondern ging durch den Saal in ein anstoßendes Eckzimmer, das

leer war, als sie es mit dem sie begleitenden jungen Mädchen betrat.

Die Prinzessin war eine hohe Vierzigerin, die noch alle Ansprüche aufrechthielt. Sie war von großer, massiger Gestalt und majestätischer Leibesfülle. Das allzu volle Gesicht, die starken Lippen des kleinen Mundes, die Augenlider waren kunstvoll geschminkt, ohne die plebejische Ängstlichkeit, die das Werk von Pinsel, Hasenpfote und Quaste verheimlichen zu wollen scheint. Der Kopf mit dem weißgepuderten Haar unter dem schwarzen Spitzenhut von Maria-Stuart-Form wurde hoch getragen und die etwas müden blauen Augen hatten jenen gewissen unbestimmten Blick, der über die anwesenden kleinen Leute wegzuschauen und in der Ferne ein würdiges Betrachtungsziel zu suchen scheint. Sie trug ein schlichtes schwarzes Seidenkleid, dessen einziger, aber prachtvoller Aufputz Chantillyspitzen waren, von einem sehr persönlichen Schnitt, ohne Zugeständnis an die Mode, gewollt altväterlich, wie die Tropfenohrgehänge, wie die Zitternadel mit Diamantstern im Haar, wie der breite Halsschmuck von brillantenumgebenen Smaragden, wie der grünlackierte hohe Stock mit Gold- und Diamantenknauf, auf den sie sich in ihrem schwerfälligen Gange stützte. Dieses unverkennbar studierte Äußere mußte überall auffallen. Die Prinzessin war eine Erscheinung aus einer andern Zeit und Gesellschaft, ein Ahnenbildnis aus dem achtzehnten Jahrhundert, dem zur vollen geschichtlichen Treue nur die höher aufgetakelte Haartracht und der Reifrock fehlten.

Ihr Aufbruch war von ihrem Sohne wie von der aufmerksamen Hausfrau bemerkt worden und beide erschienen

alsbald in dem Gemach, wohin sie sich mit ihrer jungen Begleiterin zurückgezogen hatte.

„Nehmen Sie nicht einen Finger hoch Champagner, Prinzessin?"

„Danke, meine liebe Freundin, danke."

„Aber die Jugend?"

Das junge Mädchen errötete tief, blieb jedoch still. Der junge Mann verneigte sich leicht. Sein Blick war kalt und fremd, seine Miene steinern. Er war sehr groß, in dieser Menschenumgebung riesenhaft, trotz seiner dreiundzwanzig Jahre etwas plump, sein kurz verschnittenes Haar, hellblond wie der kleine Schnurrbart, war am Scheitel bereits erheblich gelichtet. Mit der Mutter hatte er höchstens im obern Teil des Gesichts eine Ähnlichkeit, die erst aufgesucht werden mußte. Die schwere, breite Kinnlade und die dünnen, fest geschlossenen Lippen dagegen zeigten eine ganz verschiedene Bildung.

„Wie hat Ihnen die Plauderei gefallen, mein liebes Fräulein?"

Die Angesprochene errötete wieder und die Prinzessin erwiderte für sie: „Die Kleine spricht noch nicht geläufig Französisch und das macht sie befangen."

„Aber Sie können folgen?"

„O ja!" sagte sie lebhaft und weit weniger verlegen, als ihre Gönnerin annahm, „ich verstehe alles. Nur mit dem Antworten —" sie suchte das Wort.

„Hapert es noch," ergänzte Frau Abeille lächelnd. Und zur Prinzessin gewendet: „Die beiden jungen Schriftsteller,

die Sie eben gehört haben, bitten um die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden. Darf ich —"

„Mit Vergnügen," erwiderte die Prinzessin gelassen.

Frau Abeille trat an den Türvorhang und winkte in den Speisesaal. Die jungen Redekünstler erschienen und die Hausfrau nannte ihre Namen. Der mit der Kornblume machte einen rechtwinkligen Bückling in tadellosem Hofstil, während sein Genosse mit der Orchidee in zeremoniöser Begrüßung weniger bewandert schien.

„Ich freue mich, Sie persönlich kennen zu lernen," begann die Prinzessin, während sie den Gruß mit einer geringen Bewegung der Augen und des Kopfes erwiderte.

„Königliche Hoheit — zu gnädig —"

„Aus Ihren Schriften kenne ich Sie natürlich schon lange. Ich lese Ihre Aufsätze im Vercingetorix immer mit großem Vergnügen." Die Worte fielen langsam, jedes durch eine bedeutungsvolle Pause von seinem Vorgänger getrennt, von ihren starken Lippen. Sie sprach mit dem Bewußtsein der Wichtigkeit, die jede ihrer Ansprachen für den Ausgezeichneten haben mußte.

„Der Vortrag, die Wechselrede waren ganz reizend. Höchst unterhaltlich. Sie sprechen ebenso geistreich, wie Sie schreiben, meine Herren."

„Ihr Urteil, königliche Hoheit —" säuselte die Kornblume.

„Frau Prinzessin, die Ehre, vor Ihnen zu sprechen, inspiriert," hofierte die Cattleya.

Inzwischen waren einige andere Personen eingetreten und

baten Frau Abeille, sie vorzustellen. Die beiden Zeitungsberichterstatter, eine Dame mit einem Ordensbändchen, die als Gesangsprofessorin bezeichnet wurde, eine kleine Klaviervirtuosin mit ihrem Gatten, eine höchst elegante Amerikanerin wurden dieser Ehre teilhaftig. Die Prinzessin war bewunderungswürdig. Sie hatte für jeden einige passende Worte von freundlicher Banalität. Sie hielt einen richtigen Cercle, in dessen Mitte sie königlich glänzte. Das junge Mädchen, das neben ihr saß, nahm an den Gesprächen nicht teil, folgte aber den wechselnden Auftritten mit flinken, scharfen Augen, denen sichtlich kein Zug des Bildes entging. Sie schien sich vorzüglich zu unterhalten. Der Prinz dagegen, der hinter seiner Mutter stand, wurde immer finsterer, je länger der Cercle dauerte. Er konnte es nicht vermeiden, gelegentlich in den Austausch von Redensarten einbezogen zu werden, aber seine Antworten waren widerwillig und kurz.

Da trat der Schauspieler Saint-Denis in das Gemach, eilte durch die vor seinem fröhlichen Ungestüm zur Seite weichende Gruppe zur Prinzessin hin, ergriff ihre Hand, führte sie rasch zu den Lippen und rief: „Prinzessin, gestatten Sie mir, Ihnen meine Huldigung darzubringen. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen noch nicht meine Aufwartung gemacht habe — Ich bin eben erst wiedergekommen —"

„Ich habe aber im Vercingetorix schon vor Wochen gelesen —"

„Nun ja, drei oder vier Wochen. Wenn man von einer amerikanischen Tournee heimkehrt, so findet man solche Berge von Rückständen vor —"

„Gewiß, Sie haben Wichtigeres zu tun gehabt, als alte Freunde mit Ihrem Besuche zu erfreuen. Seit dem Tode des Prinzen hat mein Haus weniger Anziehungskraft als früher."

„Wie können Sie das glauben, Prinzessin! Ah, der liebe Prinz Siegfried! Wie geht es?" Er streckte ihm die Hand entgegen, in die der junge Mann die seine ohne Schwung legte. „Sie waren vorhin noch nicht da, als wir die Sainette spielten? Wie schade. Der Saal schien hingerissen."

„Sie sind eben ausgezeichnet gewesen wie immer, mein lieber Saint-Denis," sagte die Prinzessin.

„Gott, man tut, was man kann. Aber die Blanchon hat mich sehr unterstützt und das kleine Stück war auch recht nett."

Während er sprach, belächelte er sich abwechselnd im Spiegel über dem Kamin und äugte nach dem jungen Mädchen neben der Prinzessin hin, dessen frische Schönheit ihn sichtlich überraschte. Dieses blendend weiße und rosige Gesicht von länglicher Rundung, diese großen, unerschrockenen Blauaugen, diese Fülle natürlich gewellten dunkelblonden Haares, diese schmale, kühn aus dem Profil hervortretende, wie von einem Florentiner Münzstecher des Cinquecento modellierte Nase erinnerten ihn unbestimmt an erlauchte Köpfe, die er zu bewundern Gelegenheit hatte, als er in Rußland seine Triumphe feierte und wiederholt bei Hofe spielte.

Die Prinzessin, die seinen Blicken folgte, kam ihm entgegen: „Ich bedaure, daß meine Kleine Sie nicht hat spielen

sehen. Mein Patenkind, Fräulein Nicoline Flammert. Sie interessiert sich leidenschaftlich fürs Theater. Sie ist selbst vom Bau. Ihre Mutter ist eine unserer besten Wagner-Sängerinnen. Der selige Prinz hat große Stücke auf sie gehalten."

Nicolines Wangen überflog eine jähe Röte bei dem leise herablassenden Tone, womit diese Worte gesprochen wurden, und sie senkte den Blick.

Der Schauspieler schien etwas überrascht. Er hatte erwartet, einer Prinzessin von Geblüt, mindestens einer hohen Aristokratin vorgestellt zu werden. Nur Theaterblut? Das gab ihm das Recht, zutraulich zu werden.

„Ah, ah! beinahe eine kleine Kollegin! Sie bereiten sich wohl auch für die Bühne vor, mein Fräulein?"

Nicoline errötete wieder. „Mein Wunsch wäre es allerdings. Ich möchte singen. Aber ich weiß noch nicht —"

„Sie nimmt einstweilen Unterricht bei Frau Conti," fiel die Prinzessin ein. „Wir werden ja sehen, wie ihre Stimme sich macht."

In diesem Augenblicke rauschte die Prinzessin von Cypern mit einem Gefolge von jungen Leuten in das Zimmer, verließ es aber wieder, als ein Rundblick sie überzeugte, daß der Ehrenplatz auf dem Sofa am Kamin eingenommen war. Saint-Denis hatte jedoch Zeit gehabt, sie mit einer Verbeugung zu grüßen.

„Sie kennen wohl die Prinzessin von Cypern?" fragte er dann.

„Sie war im Salon meine Fauteuil-Nachbarin," erwiderte die Prinzessin obenhin.

Ihr Sohn hatte den Kopf gehoben und die Stirne gerunzelt. „Prinzessin von Cypern? Was ist das für eine Prinzessin?"

Der Schauspieler lächelte selbstgefällig und war froh, ein wenig klatschen zu können. O, Sie kennen sie nicht, mein lieber Prinz Siegfried? Sie ist eine sehr reiche Dame von unbestimmter Nationalität, Russin, Griechin oder Italienerin, sie bewohnt ein prachtvolles Hotel in der Avenue Victor Hugo und empfängt sehr viel, hauptsächlich ausländische Gesellschaft. Sie versichert, von den alten Königen von Cypern und Jerusalem abzustammen. Andere leugnen das freilich und behaupten, das geschichtliche Geschlecht dieser Könige sei längst ausgestorben. Aber die Familie selbst muß schließlich besser wissen als Fremde, ob sie ausgestorben ist oder nicht. Tatsache ist, daß die Prinzessin an ihre Freunde einen Orden verleiht, den man in ihrem Salon trägt; auch in den Salons, wo sie verkehrt; den Nixen-Orden; so genannt nach ihrer Wappenfigur und Stammsage; ihr Haus leitet nämlich seinen Ursprung von einer Nixe ab."

Prinz Siegfried räusperte sich, ohne etwas zu sagen.

Die Prinzessin warf einen Blick auf das brillantengefaßte Uhrchen am Armband und erhob sich.

„Ziehen Sie sich schon zurück, Prinzessin?" fragte der Schauspieler.

„Ja. Es ist mein erster Ausgang nach dem Trauerjahr." Sie reichte ihm die auffallend große, starke Hand,

die nach der Tagesmode von Ringen an jedem Finger starrte. „Ich hoffe, mein lieber Saint-Denis, Sie werden den Weg nach der Rue Palestrina wiederfinden."

Er küßte die ihm entgegengestreckte Hand mit einer kostbaren Verbeugung im reinsten Stil Ludwigs XIV. „Prinzessin, ich habe diesen Weg nie verlernt. Meine schönsten Erinnerungen wandeln ihn oft."

Die Hausfrau trat gleichfalls herzu. „Sie brechen schon auf, liebe Freundin?"

Die Prinzessin nickte. „Mein kleiner Schützling arbeitet morgen mit der Gesangslehrerin. Spätes Wachen ist weder ihr noch ihrer Stimme zuträglich. Ich sehe Sie hoffentlich bald?"

„In den allernächsten Tagen, liebe Freundin."

„Ich möchte Ihnen gern für Ihre Wochenschrift eine Novelle von einer jungen Wiener Schriftstellerin geben, die ich fördern möchte. Mein Siegfried hat sie selbst ins Französische übersetzt."

Über das freundliche Antlitz der Frau Abeille war ein Schatten geflogen. Sie verscheuchte ihn jedoch rasch und erwiderte mit einem immer noch verbindlichen, wenngleich nicht ganz fröhlichen Lächeln: „Stets zu Ihrer Verfügung, liebe Freundin, wenn es irgend möglich ist."

Auf ihren grünen Stock gestützt schritt die Prinzessin, von der Hausfrau geleitet, mit Siegfried und Nicoline zwischen verstummenden Gruppen und einem Kreuzfeuer teils diskreter, teils offen gaffender Blicke stattlich durch den ge-

füllten Büfettraum und den minder belebten Salon dem Ausgange zu.

Im Vorzimmer sprang bei ihrem Erscheinen eine kleine, kugelrunde Frau mittleren Alters von einem Sofa auf und eilte so rasch, wie es ihre Leibesfülle gestattete, zu ihr hin. Während sie ihr einen mit Schwanenpelz gefütterten königlichen Theatermantel von violetter Seide umhing und Nicoline ein Cape reichte, fragte die Prinzessin: „Ist Janusz da?"

„Er ist überhaupt nicht weggefahren, Frau Baronin."

Die Herrin warf der Dienerin einen Zornblick zu, der sie jäh verstummen machte.

Siegfried hatte sich mittlerweile seinen Überzieher geben lassen und alle gingen die Treppe hinunter. Vor der Haustür wartete der Wagen, ein ungewöhnlich geräumiger, geschlossener Landauer von etwas veralteter Bauart, doch vornehmster Ausstattung. Die silbernen Laternen mit geschliffenen Scheiben trugen eine Bügelkrone aus demselben Metall. An den Schlag mit silbernem Griff war eine goldene Bügelkrone gemalt. Das Innere war mit dunkelblauem Leder überzogen. Im silberplattierten Geschirr standen ein Paar große, schwere, allzu fette Gäule. Fahrzeug und Gespann erinnerten an erzbischöfliche Galakutschen. Zu dem Bilde paßte der glattrasierte alte, dicke Kutscher auf dem hohen Bock.

Ein kleiner behender Diener mit verschmitztem, dunklem Gesicht, — er war Masure — öffnete den Schlag. Alle vier nahmen Platz, auch die Kammerfrau, die sich neben den jungen Mann der Prinzessin gegenüber setzte.

Der polnische Lakai schwang sich auf den Bock und der Wagen rollte mit mäßiger Geschwindigkeit die Boulevards entlang, die nicht sehr belebt waren, da man noch nicht aus den Theatern kam.

Es war eine sternhelle, für die Jahreszeit sehr laue Vollmondnacht im letzten Oktoberdrittel. Die Prinzessin ließ das Fenster an ihrer Seite hinunter. Höchst resolut schloß die Kammerfrau es wieder und grollte: „Frau Baronin werden sich wieder verkühlen."

„Berta, Sie sind unausstehlich."

„Na ja. Wenn Frau Baronin krank sind, wer hat dann die Schererei?" Sie sprach den unverfälschtesten Wiener Dialekt, der auch aus der Sprache ihrer Herrin durchklang, wenn sie ihn auch verfeinerte und mit Burgtheater-Betonungen zu verschleiern suchte.

Der junge Mann hatte mit gerunzelten Brauen zugehört und öffnete nun sein Fenster mit einem heftigen Ruck. Die Kammerfrau wandte sich lebhaft zu ihm, sah ihn jedoch so finster und trotzig, daß sie nichts zu sagen wagte und sich mit einem geräuschvollen Seufzer in ihre Ecke zurückzog.

Im Wagen herrschte eine Weile tiefe Stille und jeder seiner vier Insassen hing den eigenen Gedanken nach, die nur bei Nicoline vergnüglicher Art schienen. Endlich sagte die Prinzessin grollend: „Sie immer mit Ihrer Frau Baronin."

„Aber Frau Ba—, aber ich hab' ja Deutsch gesprochen und das verstehen die Leute nicht."

Nicoline konnte ein Lächeln kaum unterdrücken.

„Baronin ist in allen Sprachen Baronin," schmälte die Prinzessin.

„Es ist aber auch zu schwer, nach dreiundzwanzig Jahren eine Gewohnheit zu ändern. Ich bin neben der Frau Baronin alt geworden und solange Hoheit gelebt haben —"

„Geben Sie mir keine Antworten!" fuhr die Prinzessin auf und in ihrer Heftigkeit brach der Dialekt in seiner vollen Glorie durch. „Sie müssen sich's abgewöhnen. Denn sonst —"

„So muß ich mir's halt abgewöhnen," murmelte die Kammerfrau kleinlaut.

Die Prinzessin konnte sich nicht lange ärgern. Dazu war sie zu wohlgenährt, zu gutmütig, zu beweglichen Geistes. Ihre schlechte Laune verflog denn auch rasch und nach einer kleinen Pause hob sie wieder an: „Nun, Nicoline, hast du dich ein bißchen unterhalten?"

„O, ausgezeichnet, Tante, es war sehr amüsant. Ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie mich mitgenommen haben!" Und sie ergriff die feiste Hand der Prinzessin und drückte einen Kuß darauf. „Wenn ich nur schon geläufiger Französisch sprechen könnte, um auch ein wenig mitzuplaudern und nicht immer stumm dazusitzen."

„Ein junges Mädchen braucht in großer Gesellschaft an der Unterhaltung nicht teilzunehmen. Es soll nur zusehen und zuhören. Je zurückhaltender sie ist, um so vornehmer wirkt sie."

„Ach, aus der Vornehmheit mache ich mir nichts, wenn ich mich nur amüsiere," rief sie, den blonden Kopf übermütig emporwerfend.

„Aber hier bist du unter meinem Schutz und erscheinst öffentlich an meiner Seite. Verstehst du, Nicoline? Da hast du dich zu halten."

Nicoline errötete trotz des Halbdunkels und verstummte. Das Schweigen wurde nicht mehr gebrochen, bis der Wagen vor dem Gittertor des Hotels der Prinzessin hielt.

Das Haus lag in der „Cité Dubois", einer Privatstraße, die aus der Rue Palestrina im Triumphbogenviertel abzweigte. Die „Cité" bestand aus zwei Zeilen größerer und kleiner Hotels im Hintergrunde weitläufiger Gärten, die vorn durch Eisengitter abgeschlossen waren.

Nachdem der polnische Diener abgesprungen war und die vier Insassen den Wagen verlassen hatten, rollte dieser mit gedämpftem Gerassel auf dem Makadam des schmalen Dammes weg. Wagenschuppen und Pferdestall waren anderwärts gemietet. Das Hotel der „Cité Dubois" war mit diesen Räumen nicht versehen.

Eine tiefe und eine helle Hundestimme kläfften freudig erregt den Eintretenden entgegen, als die Gittertür mit Auslösung eines überlauten Glockenschlags dröhnend ins Schloß gefallen war. Ein gewaltiger schwarzer Neufundländer umwedelte die Prinzessin und ein silbergrauer langhaariger, walzenförmiger kleiner Scotch Terrier suchte an ihr emporzuspringen. Sie streichelte die Tiere. „Ruhig, Nero, ruhig, Bella, verrücktes Ding."

Der Garten dehnte sich tief vor ihnen. Die in Gruppen stehenden alten Bäume waren noch dicht genug belaubt, um das Mondlicht vom Boden zu ihren Füßen abzuhalten. Nur die Lichtungen waren erhellt und man konnte den gut gehaltenen Rasen und einige Blumenbeete unterscheiden, um die ein vielgeschlängelter, die Strecken kunstvoll verlängernder Kiespfad lief.

Wie sie auf dem geraden Klinkerwege zum Hause hinschritten, stieß plötzlich Nicoline einen leisen Schrei aus. Die Prinzessin wandte sich überrascht zu ihr. „Was gibt es?"

„Verzeihen Sie, Tante, das Tier!"

Ihr Blick wies auf einen am Eingang des hier seitlich abbiegenden Pfades zusammengerollt liegenden Fuchs, der aus Fayence in naiver Lebenstreue nachgebildet war und im unbestimmten Mondlicht auf den Ungewarnten wohl den Eindruck der Wirklichkeit machen konnte.

„Gänschen, närrisches. Du hast die Dinger ja schon gesehen."

„Ja, Tante. Aber man denkt nicht gleich daran, wenn sie so unversehens vor einem erscheinen."

„Das war eine Liebhaberei vom seligen Engelsprinzen. Er hat hier und im Park von Franka überall irdenes Jagdwild herumliegen haben wollen."

„Ein kindisches Vergnügen," knurrte Siegfried.

„Es steht dir nicht an, deinen seligen Papa zu kritisieren," fuhr ihn die Prinzessin heftiger an, als man es ihr zugetraut hätte.

„Das läßt sich nicht verbieten," antwortete Siegfried mit trotziger Trockenheit.

Die Prinzessin hatte eine Antwort auf der Zunge, sie unterdrückte jedoch die Worte, die im Begriffe waren hervorzusprudeln. Sie wollte keinen Auftritt vor Nicoline haben.

Am Ende des Gartens stand die nicht eben ansehnliche Villa, zwei Stockwerke mit je fünf Fenstern, und die Halbfenster der unterirdischen Küche. Sechs Stufen unter einem gläsernen Regendache führten seitwärts zum Eingang, über dem in einer Milchglaskugel mit eingeschliffenen Sternen eine Gasflamme hell brannte.

Die Prinzessin verabschiedete an der Tür Nero mit einer letzten Liebkosung und erlaubte nur Bella, ihr ins Haus zu folgen. Sie trat durch das Vorzimmer in den erleuchteten Speisesaal, wo der Tisch zum Tee gedeckt war. Während die Zofe ihr und Nicoline die Überkleider abnahm und hinaustrug, sagte die Prinzessin, die sich auf einen Stuhl hatte fallen lassen: „Mir ist ganz flau geworden. Was willst du nehmen, Nicoline, eine Tasse Tee oder ein Glas Sekt?"

„Ein Glas Sekt, Tante, wenn ich bitten darf."

„Und du?"

„Höchstens ein Schinkenbrötchen, Mama."

„Janusz, holen Sie eine Flasche Tisane und etwas zu essen, dann können Sie gehen."

Der Diener eilte, den Befehl auszuführen. Nicoline wollte, als sie allein geblieben waren, von dem Abend bei Frau Abeille zu plaudern beginnen, sie wurde jedoch bald still, als sie sah, daß man ihr nicht zuhörte. Die Prinzessin und

Siegfried waren in übellauniges Schweigen versunken. Wortlos schlürfte sie den leichten Schaumwein und verzehrte er eins oder zwei der belegten Brote, die Janusz aufgetragen hatte. Nach einiger Zeit konnte sie jedoch nicht länger verwürgen, was sie drückte, und sie sprach schmollenden Tones, beinahe mehr für sich als für die beiden Zuhörer: „Diese Berta könnte mich mit ihrer Taktlosigkeit beinahe lächerlich machen."

„Nein, Mama, es ist nicht Berta, die dich lächerlich macht," erwiderte Siegfried fest.

Die Prinzessin warf ihm einen Zornblick zu, den er ruhig aushielt. Da wandte sie den Kopf weg, schwieg ein wenig und sagte dann: „Nicoline, mach jetzt, daß du ins Bett kommst. Du hast morgen deine Stunde."

Das junge Mädchen erhob sich gehorsam, küßte der Prinzessin die Hand, empfing von ihr einen flüchtigen Kuß auf die Stirne, reichte Siegfried die schmale Rechte mit den langen Spindelfingern und Opalnägeln, die er drückte, und ging langsam und lautlos aus der Stube. Der Teppich im Vorzimmer und auf der Treppe verschlang das Geräusch ihrer leichten Schritte und man hörte sie erst, als sie auf den Absatz gelangt war, der ein wenig unter ihrem Auftreten schütterte.

So lange hatte die Prinzessin in Schweigen verharrt. Jetzt, wo sie wußte, daß sie nicht mehr belauscht wurde, fragte sie mit gedämpfter Stimme, die vor innerer Erregung ein wenig bebte: „Was meinst du mit deiner Andeutung, daß ich mich lächerlich mache?"

Der junge Mann zuckte nur unhöflich mit der Achsel und schwieg.

„Antworte!“ rief sie heftiger. „Deine Mutter wird wohl noch auf eine Antwort Anspruch machen dürfen.“

„Wozu war das nun, daß wir zu Frau Abeille gingen?“

„Wozu? Das fragst du ernstlich?“

„Ganz ernstlich.“

„Stelle dich nicht so dumm. Du bist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen.“

„Ich muß doch wohl dümmer sein, als ich scheine. Denn es ist mir unerfindlich, was wir in einer Gesellschaft zu suchen haben, wo wir nur eine zweideutige und demütigende Rolle spielen.“

„Woher nimmst du das? Hast du mich schon irgendwo eine solche Rolle spielen sehen? Werden wir bei Frau Abeille nicht behandelt, wie wir es beanspruchen dürfen?“

„Zweifellos. Man behandelt uns mit derselben Auszeichnung wie die Prinzessin von Cypern, die deine Nachbarin war. Prinzessin Löwenstein-Franka — Prinzessin von Cypern — vielleicht gab es noch eine oder einige Prinzessinnen dieses Kalibers im Saal. Warum nicht? Wir brauchen nur fortzufahren. Dann werden wir bald einen guten Rang im Tout-Paris der Rastas einnehmen.

Die Prinzessin wurde unter ihren dicken Emailschichte ganz fahl. „Ich verbiete dir, so zu sprechen, hörst du, Siegfried? Bei Frau Abeille verkehrt die erste Gesellschaft von Paris und deine Hoheit vergibt sich dort nichts.“

Siegfried lachte bitter auf. „Meine Hoheit! Du hast recht,

daß du mich ins Gesicht verspottest, wie die Leute es ohne Zweifel hinter unserm Rücken getan haben."

Die Prinzessin schien ihre Worte zu bereuen und lenkte ein. „Solche Selbstquälerei ist krankhaft. Wer soll uns verspotten? Und weshalb denn?"

„Aber Mama! Man braucht doch wirklich nicht ungewöhnlich boshaft zu sein, um sich über Leute lustig zu machen, die im Salon Hoheiten sind und im Vorzimmer vor ihrer Dienerschaft plötzlich Barone."

Die Prinzessin schwieg eine Weile, dann quollen ihr mit einem Male die Augen über und sie begann still zu weinen.

Auf ihren Sohn machte dieser Gefühlsausbruch keinen Eindruck. Er war augenscheinlich nicht empfindsam. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blickte starr mit bösem Gesichtsausdruck auf die Decke.

Als die Prinzessin sah, wie wenig ihre Tränen wirkten, tätschelte sie sich mit einer nervösen Bewegung die Augen trocken und sagte ärgerlich: „Das war eben der Unsinn dieser einfältigen Berta, und deshalb habe ich sie ja ausgezankt. Daß unsere Stellung nicht ganz so ist, wie ich es wünschen möchte, weiß ich so gut wie du. Aber —"

„Aber dann muß man daraus auch die richtigen Schlüsse ziehen," fiel er ihr heftig ins Wort, „und sich so verhalten, wie es eine derartige unglückliche Stellung gebietet."

„Was?" rief sie lauter als bisher, „ich soll vielleicht den Kampf aufgeben? Nie und nimmer. Ich weiß, was ich dem Engelsprinzen schuldig bin."

„Der Salon der Frau Abeille ist schwerlich der richtige Kampfplatz."

„Siehst du! Du hast keine Ahnung von Welt und Leben und nimmst dir heraus, deiner erfahrenen Mutter Lehren zu geben. Über die Soireen der Frau Abeille berichten die Zeitungen und morgen wirst du im ‚Vercingetorix' lesen, daß Ihre Hoheiten die Prinzessin-Witwe und der Prinz Siegfried von Meißen-Löwenstein-Franka unter den Gästen waren."

„Jawohl. Neben der Prinzessin von Cypern, die es nicht gibt. Die Note kann uns nur bloßstellen."

„Du weißt so gut wie ich, daß der ‚Vercingetorix' die erste Zeitung ist, die der Großherzog Hiliarius beim Frühstück liest. Die Familie hat uns aus dem Gotha hinauswerfen lassen, kaum daß der Engelsprinz seine guten Augen geschlossen hat. So soll der Großherzog und die ganze Sippe wenigstens sehen, daß ihr Leibblatt mich anerkennt. Das können sie nicht verhindern."

„Das können sie sofort verhindern, wenn ihnen im geringsten daran liegt. Tun sie es nicht, so beweist es nur, daß sie sich nichts daraus machen. Auf diese Weise kommen wir nie einen Schritt weiter und büßen nur unsere Selbstachtung ein."

„Du bist sehr undankbar!"

„Jawohl. Ich bin sehr undankbar."

„Für mich will ich doch nichts mehr in der Welt. Das weißt du sehr gut. Ich tue alles nur dir zuliebe."

„Ich bin dir sehr verbunden, bitte dich aber, es zu unter-

lassen. Ich für meine Person bin jedenfalls entschlossen, die heutige Erfahrung nicht zu erneuen. Auch nicht einer Vercingetorix-Notiz zuliebe. Auch nicht, um den Großherzog zu ärgern."

Die Prinzessin warf zornig die buntgestickte russische Teeserviette auf den Tisch, drückte auf die elektrische Klingel und erhob sich, als Berta eintrat. Siegfried stand ebenfalls auf, wünschte ihr gute Nacht und wollte ihr die Hand küssen. Sie entzog sie ihm jedoch, nickte nur leise mit dem Kopf und schritt, auf den Arm der Zofe gestützt, schwer hinaus.

Die Treppenstufen knarrten unter der Wucht ihrer Tritte. Sie blieb, oben angelangt, mühsam atmend stehen und ging erst, als sie wieder Luft hatte, in ihr hell erleuchtetes Schlafzimmer mit lachsfarbenen Tapeten, Sitzmöbeln und Bettgarnitur. Während Berta um sie beschäftigt war, sie auszukleiden begann, ihre Nachttoilette vorbereitete, ließ sie alles schweigend geschehen und nur die tiefen Seufzer, die sich von Zeit zu Zeit ihrer beklommenen Brust entrangen, verrieten den trüben Zug ihrer Gedanken.

„Es wird immer schwerer, mit Siegfried auszukommen," murmelte sie mehr vor sich hin als zu ihrer Zofe.

Diese glaubte sich zu einer Antwort verpflichtet. „Aus Kindern werden Leute und da hat man halt sein Kreuz mit ihnen."

„Schweigen Sie, wenn Sie nichts Gescheiteres zu sagen wissen!" herrschte die Prinzessin sie an. Sie versank wieder in Gedanken und nach einer Weile ließ sie sich von neuem vernehmen: „Ich gebe mir die größte Mühe, ihm Be-

ziehungen zu schaffen, eine Stellung in der Gesellschaft, einen Rückhalt, aber er unterstützt mich so wenig. Ich verliere manchmal beinahe den Mut."

Berta vollendete wortlos ihre Arbeit an der Frisur, zog ihrer Herrin das Spitzenhäubchen und das seidene, reich gestickte Nachthemd an, streifte ihr die langen Seidenstrümpfe ab, half ihr ins Bett, schichtete die Kissen hinter dem Oberleibe hoch auf, daß sie fast mehr saß als lag, säumte das Lager mit der Decke ein, breitete das Deckbett am Fußende aus und holte vom Kamin ein Arzneifläschchen, woraus sie in ein Maßgläschen etwas goß.

Die Prinzessin nahm das ihr gereichte Heilmittel, verschluckte es mit einiger Grimasse, trank etwas Mineralwasser nach und seufzte: „Warum hängt man denn eigentlich am Leben? Es ist doch wirklich die Quälerei nicht wert."

„Frau Baronin sind halt heut unpäßlich und müd. Morgen werden Sie wieder besser gelaunt sein."

Die Prinzessin dachte nicht daran, den Rückfall in die gewohnte Ansprache zu rügen. „Nein," fuhr sie fort; „mit der guten Laune ist es vorbei. Was habe ich noch in der Welt zu erwarten? Wie oft habe ich's dem Engelsprinzen gesagt: es wäre schrecklich, wenn ich dich überleben müßte, und ich habe recht gehabt. Der Engelsprinz hat aber immer gemeint: nein nein, Pepi, ich verbiet' dir, vor mir zu sterben. Ich will keine Scherererei haben mit deiner Leich'."

„Ja, vor Scherereien hat Hoheit sein Lebtag Angst gehabt."

„Und das haben wir jetzt zu büßen," beschloß die Prinzessin die Unterhaltung, reichte der Zofe die Hand zum Kuß und entließ sie.

Sie hatte keinen leichten Dienst bei ihrer Herrin, die gute Berta Hackl, besonders seit einem Jahre, seit dem Tode des Prinzen Albrecht. Solange dieser lebte, gab es keine eigentlichen Schwierigkeiten. Jeder hielt sich damals auf seinem richtigen Platz und wußte genau, was er zu tun und zu unterlassen hatte. Berta hatte nur darauf bedacht zu sein, daß sie die rasch wechselnden Launen der Herrin ebenso rasch erriet und ihnen verständnisvoll entgegenkam. Unter dieser einzigen Bedingung konnte sie dann mit ihr machen, was sie wollte. Sie war die Vertraute der Prinzessin in ihren großen und kleinen Schmerzen, ihre Ratgeberin in allen Bedrängnissen, sie war ihr unentbehrlich und schien dies nicht zu mißbrauchen, sie schien unterwürfig und gängelte sie an einem unsichtbaren Seidenfaden. Aber seit sie den Prinzen Albrecht begraben hatten, waren große Veränderungen eingetreten. Von dem Tage an, wo sie sich in den Witwenschleier gehüllt hatte, war aus der Baronin eine Prinzessin geworden. Auch ihr Charakter erlitt eine tiefe Umwandlung. Sie, die ewig heitere, wurde griesgrämig und zänkisch. Sie, die unermüdliche Plaudertasche, wurde wortkarg. Sie, die kindlich offene, gemütlich Vertrauensselige, wurde argwöhnisch und hinterhältig. Schwatzte Berta nach alter Gewohnheit von Festen, Toiletten und hohen Bekannten, so verbot ihr die Baronin ärgerlich den Mund. Verstummte sie und hing ihren eigenen Gedanken

nach, so herrschte ihre Herrin sie gereizt an: „Ich mag keine Leichenbitter um mich. Was glotzen Sie denn so blöd vor sich hin? Haben Sie das Reden verlernt?“ Fragte sie, wie es unter ihnen stets üblich gewesen, nach dem Inhalt ankommender Briefe und nach dem Zweck empfangener Besuche, so fuhr die Baronin auf: „Was geht das Sie an? Dieses ewige Spionieren ist unausstehlich.“ Wußte Berta nicht in allen Einzelheiten der täglichen Erlebnisse Bescheid, so murrte sie: „Ich weiß nicht, wo Sie Ihren Kopf haben. Jedenfalls nicht bei Ihrem Dienst.“ Der junge Herr konnte sie auch nicht leiden. Das war immer so gewesen, wurde aber jetzt schlimmer, denn er machte aus seiner Abneigung kein Hehl. Dazukam, daß der Dienst auch körperlich weit anstrengender war als früher. Die Baronin war sehr stark, sehr schwerfällig und herzkrank geworden. Sie war auf fortwährende Handreichung und Hilfeleistung angewiesen. Sie litt an Schlaflosigkeit und klingelte die im Nebenzimmer schlafende Kammerfrau jede Nacht einigemal an ihr Bett. All das war sehr unbequem und auch sonst nicht erquicklich. Denn in dem früher äußerst lebendigen Hause brütete jetzt die Schwermut. Einförmigkeit war an die Stelle des lustig bunten Wechsels getreten. Der reichlich sprudelnde Trinkgelderquell war fast versiegt. Die Zukunft versprach keine Besserung, sondern enthielt unbestimmte Drohungen von Kümmernissen und Verfall. Berta war auch nicht mehr das junge, gewandte, flinke Kätzchen, als das sie einst bei der Baronin eingetreten war. Sie war nun nahe an die Fünfzig, von einer Leibesfülle, die Rücksicht heischte, minder geschmeidig als früher, sie wünschte un-

gestörten Nachtschlaf und schätzte einige Stunden der Ruhe am Tage in verriegelter Stube. Sie war immer eine gute Wirtin gewesen und hatte aus allen Gelegenheiten das Beste zu machen gewußt. Sie hatte ein hübsches Vermögen vor sich gebracht und immer häufiger stieg der Gedanke in ihr auf, daß sie es eigentlich nicht nötig hatte, sich noch zu plagen und obendrein schlecht behandeln zu lassen. Sie trug sich ernstlich mit der Absicht, ihre Herrin zu verlassen und sich nach ihrer österreichischen Heimat zurückzuziehen, um in Ruhe ihre Zinsen zu verzehren. Sie hatte aber noch nicht den Mut gefunden, sich endgültig zu entschließen, und noch viel weniger, den Entschluß der Baronin anzukündigen. Denn bei aller Selbstsucht einer gewöhnlichen Natur, bei aller unbewußten Dienstbotenfeindseligkeit gegen die Herrschaft konnte sie sich doch einer gewissen Anhänglichkeit an ihre Herrin nicht erwehren. Sie wußte, daß sie, ihrem Sohne entfremdet, von der Familie ihres verstorbenen Gatten verleugnet, so gut wie allein stand und es als sehr harten Schlag empfinden würde, wenn auch sie sie verließ. Und der Gedanke war ihr unangenehm, daß sie der Frau ein Leid zufügen sollte, deren glückliche Lebensjahre sie mit ihr geteilt und für die sie sich einst, in der unempfindsamen Jugend, lebhaft interessiert hatte, nicht nur als vertraute Dienerin, sondern auch als eifrige Leserin von Hintertreppenromanen.

Die Geschichte der Baronin war nämlich genug romantisch und sentimental, um auf ein Mädchen aus dem Volke mit lebhafter Einbildungskraft und weichem Herzen einen starken Eindruck zu machen.

Die Baronin Josefine war in Wien als die Tochter eines kleinbürgerlichen Ehepaares geboren. Ihr Vater, Herr Peter Schwandtner, erfreute sich eines gewissen örtlichen Rufes als Tonsetzer. Er komponierte Kirchenmusik, die etwas trocken, von Kennern aber wegen ihrer sauberen Arbeit geschätzt war. Er war ein mehr als durchschnittlich begabter Geiger, den nur allzu große Bescheidenheit von der Laufbahn eines Konzertisten abgeschreckt hatte. Er begnügte sich mit einer Stelle im ersten Quartett des Hofopernorchesters, wo er auch Kapellmeister für Ballette war. Seine musikalische Gelehrsamkeit, zusammen mit seinem ehrbaren Lebenswandel und seiner streng loyalen Gesinnung, hatten die Aufmerksamkeit der Hofkreise auf ihn gelenkt und ihm das recht mäßig bezahlte, doch viel begehrte Amt eines Musiklehrers der kaiserlichen Kinder eingetragen. Er bewegte sich auf dem glitschig glatten Parkett der Hofburg mit einer Sicherheit, die ein kleiner Mann nur bei ungewöhnlicher Klugheit oder ungewöhnlicher Einfalt findet. Er unterhielt die höchsten Herrschaften durch sein ergötzliches Gemisch von plebejischer Schüchternheit und beruflicher Würde. Als Untertan erstarb er vor erlauchten Personen in Demut, als Lehrer war er selbstbewußt bis zur Überhebung und seinen kaiserlichen Hoheiten von Schülern gegenüber fest bis zur Strenge. Er war von Natur ein ausgezeichneter Höfling, denn er ließ erkennen, daß die erhabene Gegenwart auf ihn einen starken, fast beängstigenden Eindruck machte, den keine Gewohnheit abzuflachen schien, er blieb dabei so einfach und natürlich, daß man ihn wie ein zutrauliches Haustier lieb gewann, und er fühlte sich durch gnädige

Herablassung niemals ermutigt, etwas für sich zu verlangen. Er vereinigte also alles, was die ganz Großen an den Kleinen lieben.

Herr Peter Schwandtner hatte drei Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Dieser verdankte den väterlichen Verbindungen eine kleine Inspektorstelle auf einem kaiserlichen Gute, in der er mit wenig Arbeit, schmalem Gehalt und geringer Beförderung allmählich alterte. Von den beiden Mädchen war das ältere ein unbedeutendes Geschöpf wie die hausbackene Mutter. Das jüngere aber, das Peperl, hatte die musikalische Begabung des Vaters geerbt, jedoch weiblich abgewandelt und verjüngt, daher glänzender, frischer, prickelnder. Die Pepi war ein Wunderkind. Lächerlich früh enthüllte sie ihre musikalischen Neigungen und Anlagen. Sie konnte noch nicht sprechen, als sie schon Melodien, die ihr vorgesungen wurden, richtig nachzwitscherte. Als winziges Stümpfchen stahl sie sich an das Klavier des Vaters und tippte so lange mit den Fingerchen auf den Tasten, bis die Töne einen Sinn bekamen. Eines Tages kopierte Vater Schwandtner auf seiner Stube Noten, da hörte er im Nebenzimmer Webers „Aufforderung zum Tanz" naiv harmonisiert, doch mit unbeirrbarer Sicherheit und fröhlichstem Schwunge spielen. Überrascht eilte er zur Tür und öffnete sie — es war sein Peperl, das an dem ältlichen Klimperkasten saß, mit großer Unerschrockenheit darauf losdrosch, ein Lächeln auf den geöffneten Lippen, die Augen verzückt nach der Decke starrend und in ihr Spiel so vertieft, daß sie des Vaters erst ansichtig wurde, als er neben ihr stand und sie anfuhr: „Peperl, wo hast du's gelernt?" Sie wurde

feuerrot, sprang vom Drehstuhl, der für sie viel zu hoch war, und wollte entwischen. Der Vater hielt sie indes fest, nahm sie ins Gebet und entdeckte so, daß sie die Fertigkeit ganz allein erworben hatte.

Von da ab ließ er sich die Ausbildung ihrer natürlichen Begabung angelegen sein. Sie machte ihm freilich keine ungemischte Freude. Für die Theorie hatte sie keinen Sinn und der Generalbaß wollte ihr schlechterdings nicht eingehen. Dagegen war sie ganz Rhythmus, vom blonden Scheitel bis zu den regen Fußspitzen. Wenn sie in der richtigen Stimmung war, sang sie zu Stegreifreimversen selbsterfundene Melodien, die zwar weder sehr eigenartig noch sehr tief waren, aber glatt flossen wie ein munter sprudelnder Quell; mit ähnlicher Leichtigkeit improvisierte sie auf dem Piano und durch das eigene Spiel, Gesang und Reimplauderei geriet sie häufig in derartige schwingende Erregung, daß sie von dem Instrument weglief und zu ihrem Gesang im Salon umhertanzte, bis der Bewegungsdrang sich ausgab und sie ermüdete.

„Ein Wildling," sagte dann Vater Schwandtner mit unzufriedenem Kopfschütteln. „Ein Genie!" gab Mutter Schwandtner heftig zurück. Das war auch die Ansicht der wenigen Freunde, vor denen das Peperl sich produzieren durfte, und sie setzten es durch, daß er das Kind den eigenen künstlerischen Trieben überließ. Eine solide Musikerin in seinem Sinne war aus ihr anscheinend doch nicht zu machen und so gestattete er mit geringschätzigem Achselzucken, daß sie nichtssagende Knittelverse dichtete, leicht wiegende Lieder und Tänze komponierte, seichte, doch glänzende Virtuosität auf

dem Flügel erwarb und beim Ballettmeister der Hofoper Tanzunterricht nahm.

Pepi war kaum zwölf Jahre alt, als sie zum erstenmal auf einer guten Vorstadtbühne auftrat. Sie schuf eine neue Gattung. Sie sang am Flügel zur Selbstbegleitung, sie tanzte, während sie gleichzeitig ein eigenes Lied sang, und die Mannigfaltigkeit ihrer Begabung im Verein mit ihrer kindlichen Anmut riß das leicht entflammbare Wiener Publikum hin. Sie wurde über Nacht berühmt, die Zeitungen beschäftigten sich wortreich mit ihr, die Salons, die ihren Vater achteten, schwärmten für sie und es fand sich sofort ein anschlägiger Schriftsteller, der ihr flink eine Art Lustspiel an den Leib dichtete, worin sie ihre Talente nicht mehr in lose aufeinanderfolgenden Einzelnummern, sondern in organischem Zusammenhang entfalten konnte.

Im Winter ihres ersten Auftretens wurde es Mode, sie in den Salons der vornehmsten Gesellschaft den Gästen als Glanznummer vorzusetzen. Man erfuhr auch bei Hofe von dem Ruhme des Wunderkindes. Dieser hatte sie in einer Soiree, jener auf der Bühne gesehen. Man sprach von ihr, man las von ihr und bald geschah es, daß Vater Schwandtner aus erlauchtestem Munde scherzhafte Vorwürfe zu hören bekam, weil er wie ein Duckmäuser verheimlicht hatte, welcher Stern in seiner Familie aufgegangen war. Er stammelte verlegene Antworten; er sei gar nicht entzückt von dem Getöse, das sein Mädel umrausche; er hätte gehofft, daß sein Name mit anderer Bedeutung im Munde der Leute leben würde; was sein Kind leiste, sei leider oberflächliches Zeug; freilich

sei sie noch so jung, daß sie sich hoffentlich nach löblicheren Richtungen hin entwickeln werde; er hätte sich jedenfalls nie unterstanden, die allerhöchste Aufmerksamkeit auf so unbedeutende Privatsachen zu lenken — Man schnitt ihm aber die Entschuldigungen und Beteuerungen mit dem Befehl ab, die kleine Pepi an einem der nächsten Abende nach dem Hofe zu bringen.

Da trat sie nun zum erstenmal in die größte Welt, begleitet von einem angstbleichen, aufgeregten Vater, sie selbst nur einen Augenblick lang verschüchtert, als sie vor den allerhöchsten und höchsten Herrschaften die umständlichen, sorgsam einstudierten Knixe ausführte, doch durch freundliche Blicke und aufmunternde Worte rasch beruhigt und vollkommen unbefangen, als sie erst am Flügel saß.

Ein Bildnis aus jener Zeit von einem süßlich schmeichelnden Hofmaler, das in der großherzoglichen Bildergalerie zu Franka hängt oder wenigstens bei Lebzeiten des Prinzen Albrecht hing, zeigt sie als ein hübsches Kind mit länglichem, vollwangigem Gesicht, träumenden Augen, einem reizenden Stumpfnäschen, einem eigenwilligen, ein wenig schmollenden Mund, das Köpfchen gescheitelt und zu beiden Seiten von je einer Allee monumentaler steifer Locken umstarrt. Sie ist nach der heute höchst putzig wirkenden Kindermode der sechziger Jahre gekleidet: halblanges Baregekleid mit drei Falbeln über einer Krinoline von mäßigem Umfange, schärpenartiger weißer Schal, dessen langgefranste Enden vom Rücken her über beide Arme geschlungen sind und vorn frei herabhängen, gerade, schlichte Leinenhöschen, die unter dem Kleid hervor-

kommen und bis zu den Füßen mit absatzlosen Everlastingschuhen reichen, in den übereinandergelegten, viel zu alt gemalten Händen, ein geschmacklos gebundenes Buch und ein Pastellstift, auf einem Stuhl in der Ecke ein reich gestickter Ballmantel und ein Kabrioletthut beinahe von der Form, welche die der weiblichen Offiziere der Heilsarmee angenommen haben.

Der Hof war entzückt von dem netten Kind in Weiß, das zugleich bescheiden und sicher, ehrerbietig und schalkhaft war und so unterhaltlich spielte, sang, Monologe sprach und tanzte. Das Programm hatte ursprünglich nur vier Nummern enthalten, die kleine Künstlerin mußte aber fast ihr ganzes Repertoire abspielen, und zwar auf Verlangen eines Erzherzogs, der sie im Theater gesehen hatte, gerade die Liedchen in der Wiener Mundart, die Vater Schwandtner als zu gewöhnlich streng gestrichen hatte. Man klatschte ihr so lebhaft Beifall, wie es in diesem Kreise überhaupt möglich war, überschüttete den Vater mit Komplimenten, die er mit drollig verlegener, säuerlicher Miene über sich ergehen ließ, hohe Damen unterhielten sich gnädig mit dem Kinde, eine mächtige Hand streichelte ihr die tief errötenden Wangen, man setzte ihr an einem Tisch, an dem eine Sternkreuzordensdame den Vorsitz führte, ein Souper vor und beschenkte sie, als sie entlassen wurde, mit einem Saphir- und Brillantenarmband, das sie in der Folgezeit immer als Fetisch hütete.

Ihr Erscheinen bei Hofe krönte ihren Ruf. Ein Impresario bot ihr unter Bedingungen, die für die Zeit glänzend waren, eine Gastspielreise an und der Antrag wurde ange-

nommen, nachdem die Mutter den verzweifelten Widerstand des Vaters Schwandtner in unerbittlichem Kampfe gebrochen hatte. Schwandtner war das Opfer des Ruhmes seiner Tochter. Sein Heim war so gut wie aufgelöst. Frau Schwandtner begleitete nämlich das Peperl und der Vater blieb als Strohwitwer zurück, dem die damals sechzehnjährige ältere Tochter die Wirtschaft zu führen hatte.

Vier Jahre lang zog Pepi Schwandtner in der Welt umher, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Nachbarländern, wo sie zwar nicht öffentlich, doch an den Höfen auftrat, zu denen ihr Wiener Empfehlungen den Zutritt verschafften. Dann kehrte sie ins Vaterhaus zurück, berühmt, verwöhnt bis zur schmerzlichen Übersättigung, wohlhabend, mit einer Sammlung von prachtvollen Juwelen, Geschenken der Fürstlichkeiten, vor denen sie aufgetreten war, aber auch bleichsüchtig und mit zerrütteten Nerven, so daß die Ärzte ihr streng Ruhe und vollkommene Zurückgezogenheit vorschreiben mußten.

Es begann ein seltsamer Abschnitt ihres Lebens. Josefine Schwandtner war ein hochaufgeschossenes Fräulein geworden, etwas stark für ihr Alter, mit blassen Wangen, bang fragenden Augen, klagend schlaffem Munde, müde in der Bewegung, lässig in der Ruhe, zögernd im Sprechen, in der Stimmung jäh wechselnd, doch häufiger trüb als heiter. Zu den Ihrigen konnte sie anfangs kein rechtes Verhältnis gewinnen. Nur gegen die Mutter, ihre Begleiterin auf der Kunstreise, war sie zutraulich. Die übrigen waren ihr fremd geworden. Der Bruder, der bereits sein kleines Amt hatte und nur noch Sonn-

tag mittags seinen alten Platz am Familientisch einnahm, betrachtete sie als ein höheres Wesen, zu dem er kaum die Augen zu erheben wagte, und wollte sie zuerst mit Sie anreden, wovon er nur mit Mühe abzubringen war. Die ältere Schwester hielt sich ihr kühl, beinahe feindlich fern. Es hatte sie allezeit gewurmt, daß sie als Aschenputtel beim wortkargen Vater versauern mußte, während die Jüngere wie eine Fee mit Schillerflügeln in der großen Welt umhergaukelte. Jetzt beneidete sie sie um ihren Schmuck, ihren Reichtum, ihren Ruhm. Ihr stilles Wesen schien ihr Hochmut, ihre schmachtenden Haltungen unausstehliche Ziererei. Sie suchte mitunter brutal einen Vorwand, um sie fühlen zu lassen, daß sie sich nichts aus ihr machte und sie sich für ebensogut hielt wie sie. Dann zog Josefine sich mit überquellenden Tränen auf ihre Stube zurück, der schnippischen Zankliese wurde von den Eltern der Kopf gewaschen und das besserte ihre Gesinnungen für die bevorzugte Schwester nicht.

Allmählich paßten die Hausgenossen sich einander wieder an. Vater Schwandtner wurde bald warm und als er erst die Veränderungen im Wesen der Tochter gründlich wahrgenommen hatte, widmete er ihr eine fast abgöttische Verehrung. Sie war nicht mehr das Brauseköpfchen, als das sie in die Welt hinausgewirbelt war. Sie hatte das Lachen anscheinend verlernt. Sie verabscheute leichte Liedchen und hüpfende Tanzmusik. Daß sie selbst tanzen sollte, empfand sie als verletzende Zumutung. Sie saß stundenlang still versonnen da und hing Träumen nach, die sie weltweit von Zeit und Ort wegführten, oder begab sich an ihren Flügel und phantasierte schwermütig,

sanft melodisch und getragen, wenn sie nicht streng klassische Musik mit einem Ernst, einer Weihe spielte, die den Vater Schwandtner bis zum Händefalten und zu Tränen bewegten.

Für die vielen Anträge der Theaterleiter und Konzertunternehmer hatte sie nur schroffe Zurückweisung. Ein Jahr lang sah man sie überhaupt nicht in der Öffentlichkeit. Dann zeigte sie sich wieder, doch in einem geistlichen Konzert am Karfreitag, wo sie zur Verwunderung der Zuhörer, unter denen sie zahlreiche Verehrer zählte, Kirchenmusik und Kantaten spielte. Das Publikum mußte sich an diese Verwandlung der schalkhaften Dialektliedersängerin, lustigen Tänzerin und übermütigen Pianistin in eine fromme Erzählerin heiliger musikalischer Gedanken erst gewöhnen, tat das jedoch willig und rasch, wie das Wiener Art ist. Man nahm sie wohlwollend als Dolmetscherin ernster Musik an, wie man sie früher als Wunderkind und fröhlichen Kobold geschätzt hatte, und wies ihr einen sichern Rang im Kunstleben der Stadt an. In dem Maße, wie sich ihre Gesundheit besserte, ließ sie sich öfter hören, auch die vornehmen Salons luden sie wieder ein, freilich nicht so eifrig wie früher, denn Erbauung ist eine weniger beliebte Soireenummer als etikettefreie Heiterkeit, und es dauerte nicht lange, so wurde sie auch wieder an den Hof befohlen und eroberte sich diesmal ganz das Herz einer alten, streng kirchlich gerichteten Hoheit, die vor Jahren die allgemeine Schwärmerei für das kleine Peperl nicht geteilt hatte, weil ihr die Kunstgattung zu leichtfertig weltlich erschien.

Obschon ihre Nerven allmählich das Gleichgewicht wieder-

fanden, erlebte Josefine zu jener Zeit noch eine lange, schwere Krise von Mystizismus. Sie ging, von der Mutter begleitet, täglich in eine Klosterkirche, deren Organist berühmt war, lag beim Orgelspiel verzückt auf den Knien und konnte von der ängstlich mahnenden Mutter weder aus ihrer Inbrunst gerissen noch zu vernünftiger Abkürzung ihrer vormittagelangen Andachten bestimmt werden. Sie setzte sich in den Kopf, der Welt zu entsagen, und es bedurfte monatelangen Ringens der ganzen Familie, um sie von ihrem Entschluß abzubringen. Sie ließ es sich nicht nehmen, ein Kleid des Ordens zu bestellen, in den sie einzutreten gedachte, und es zu Hause anzulegen. Sie gab dieses Spiel erst auf, als der Beichtvater es ihr auf die Vorstellung der Eltern als unstatthaft verwies. Bei seinem Kampfe gegen die Absicht der Tochter, ins Kloster zu gehen, fand Vater Schwandtner die wirksamste Unterstützung in der alten Prinzessin, die Josefine ins Herz geschlossen hatte. Trotz ihrer Frömmigkeit widerriet sie dem jungen Mädchen, Nonne zu werden, denn, sagte sie, sie fühle deutlich, daß sie nicht den Beruf habe, wenn ihre Gesinnungen und ihr Wandel auch sehr löblich seien. Die gute alte Hoheit konnte eben die Erinnerung an das lachende, Dialektlieder singende, steifgelockte Kind mit dem kurzen Kleid und den langen Höschen nicht loswerden.

Josefine gab schließlich den Gedanken an das Kloster auf, erklärte indes, sie werde nie heiraten, und erteilte auch wirklich zum großen Mißvergnügen des Vaters einem hoffnungsvollen, später weltberühmt gewordenen Kapellmeister der Hofoper, der sie im Elternhause kennen lernte und um sie freite,

ziemlich schroff einen Korb. Als ihr Vater sie sehr verstimmt fragte, was sie denn mit sich anzufangen, wie sie ihr Dasein zu gestalten gedenke, da erwiderte sie mit schwärmerischem, wie nach innen gekehrtem Blicke, sie wolle ihrer Kunst leben und sich von den Mühen und Sorgen der Alltäglichkeit nicht entweihen lassen. Sie war nicht ganz aufrichtig. Klavierspielen, Komponieren, das nahm den Vordergrund ihres Denkens ein. Aber weit hinten, in einem dämmrigen Winkel, tauchten ab und zu geheimnisvoll schattenhafte Traumbilder auf, die ihr eine Josefine mit einem Diadem auf dem Kopf und dem schwarzen Moiréband des Sternkreuzes über der Brust in einem Gemache zeigten, dessen Seidentapeten mit goldenen Bügelkronen und schwarzen Adlern besät waren, wie sie an einem goldlackierten und wundervoll bemalten Flügel phantasierte, während ihr gegenüber in einem niedrigen Armstuhl, fast zu ihren Füßen, ein schöner junger Prinz saß und mit bewundernden Augen an ihr hing. Der Kopf des Prinzen wurde manchmal ganz deutlich und dann erkannte sie den Lieblingsschüler ihres Vaters. Aber solche Klarheit beunruhigte sie und sie riß sich mit schmerzlicher Willensanstrengung von dem innern Anblick los. Sie wollte ihn unkörperlicher, traumhafter haben. Er sollte unbestimmte Sehnsucht und Ahnung bleiben, nicht selbstgeständige Vorstellung, Wunsch und Erwartung werden. Es war das letzte Aufbeben ihrer mystischen Krise, mit Umbildung des geistlichen Charakters ihrer Selbsterhöhungsschwelgerei in einen weltlichen und mit entsprechender Veränderung des Bewußtseinsinhaltes, worin an die Stelle des Himmels und der Engel- und Heiligen-

scharen ein Herrscherpalast mit der großartigen Komparserie der Hoffeste trat.

Über diesen inneren Entwicklungen und Erlebnissen waren drei Jahre verstrichen und Josefine ein neunzehnjähriges Mädchen geworden, das seine Gesundheit und damit den vollen Reiz seines Blütenalters wiedergefunden hatte.

Damals trugen sich die Ereignisse zu, die ihr zum Lebensschicksal wurden.

Zur Zeit des Rheinbundes hatte der Bruder des regierenden Großherzogs von Löwenstein und Franka, der Prinz Ditmar, empört über die franzosenfreundliche Politik seines Bruders, die Heimat verlassen und war in österreichische Dienste getreten. Er stieg hoch in der Gunst des Kaisers Franz, der ihm soviel Huld erwies, als er konnte, ohne den Kaiser Napoleon vor den Kopf zu stoßen. Er gab ihm ein Ulanenregiment, an dessen Spitze er sich in den Befreiungskriegen Verdienste erwarb. Nach Waterloo und dem zweiten Einzug der Verbündeten in Paris wurde der damals 29jährige Oberst zum Generalmajor befördert. Er versöhnte sich mit seinem Bruder und ließ sich gern den neuen Titel Königliche Hoheit gefallen, den der Kaiser von Österreich und der Deutsche Bund anerkannten, er blieb aber in Österreich und rückte mit prinzlicher Raschheit zum General der Kavallerie auf. Er war eine der glänzendsten Erscheinungen des Hofes und der Mittelpunkt vieler stark gefärbter Sagen von verwegenem Reitersinn in Gefahr und Minne, aber es trübte sein Glück, daß er, der sonst so Unerschrockene, dauernd die Angst vor dem Manichäer kennen mußte. Er besaß nichts als seine Bezüge

eines kommandierenden Generals und seine Apanage, die auch nach der Wiederherstellung der guten Beziehungen zu seinem regierenden Bruder nach den Verhältnissen der kleinen deutschen Residenz, nicht des prunkvollen Kaiserhofes bemessen war. Er wand sich deshalb in dauernder Geldnot, aus der ihn in fast regelmäßigen Abständen die gnädig helfende Hand seiner Kriegsherrin befreite. Dem sparsamen Kaiser wurden aber schließlich die häufigen Rettungen zu viel und er eröffnete seinem Günstling, er müsse sparen oder vorteilhaft heiraten. „Lieber sparen," rief Prinz Ditmar, die Sporen mit Geklirr zusammenschlagend, und ging hin und nahm eine größere Anleihe auf als jemals. Jetzt aber machte der Herrscher Ernst und ließ ihn zappeln. Die Gläubiger bedrängten den lustigen Prinzen derart, daß er, den Tod in der Seele, um ein Provinzkommando bitten mußte, um nicht zum Abschied und zur fluchtähnlichen Rückkehr nach Franka gezwungen zu sein. Er war nun mürbe und reif für die Pläne seines erhabenen Gönners. Sein fabelhaftes Glück wollte auch, daß gerade damals eine für jene Zeit sinnlos reiche Erbin zur Verfügung stand. Es war die polnische Prinzessin Level, deren Güter in drei Staaten lagen und größer waren als das ganze Großherzogtum Meißen-Löwenstein-Franka. Es gab gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden, auch außer der Abneigung des Prinzen Ditmar gegen die Ehe. Der Prinz war vierzig Jahre alt, die kleine Level, wie man sie bei Hofe nannte, kaum zwanzig. Die Verbindung war nicht ebenbürtig. Denn erst der Vater der großen Erbin war vom Kaiser in den Fürstenstand erhoben worden, und wenn ihm nach seiner Er-

höhung auch gefällige Genealogen einen Stammbaum zurechtdichteten, der zugleich zu Jagello und zu Lech — doppelt genäht hält besser — hinaufreichte, so wußte man doch im Kreise der Standesgenossen recht gut, daß der Adel der Familie jung war und das Riesenvermögen teils von der glücklichen Verwaltung des Besitzes einer polnischen Dynastenfamilie, die unterging, während der Verwalter hochkam, teils von der geschickten Erwerbung eingezogener oder verschleuderter Güter nach Kriegen und Umwälzungen herrührte. Die Zumutung, sein einziges Kind mit dem fremden Prinzen morganatisch zu verehelichen, hatte den alten Level derartig erzürnt, daß er eine Zeitlang von dem ganzen Heiratsplane nichts mehr wissen wollte. Er forderte eine vollgültige Ehe, die seine Tochter zum Mitglied des großherzoglichen Hauses und zur Königlichen Hoheit, die Kinder der Ehe zu rechtmäßigen Anwärtern auf die Thronfolge machen sollte. Dazu war eine Änderung der Hausgesetze von Löwenstein und Franka und die Anerkennung des neuen Statuts durch den Bundesrat notwendig. Die ganze Macht des Kaisers war nicht zu viel, um dies zu einer Zeit durchzusetzen, wo Standesfragen der regierenden Familien für die wichtigsten aller diplomatischen und politischen Angelegenheiten galten. Eine harte Nuß war auch der Glaubensunterschied. Prinz Ditmar war Protestant: ein Sprößling des Fürstenhauses, das zuerst den reformierten Glauben angenommen, ja den Protestantismus recht eigentlich geschaffen hatte, wenigstens politisch, die Prinzessin Level, als Polin, ebenso natürlich Katholikin. Prinz Ditmar mußte seinen Glauben abschwören, und das war von ihm und seinem Bruder

nicht leicht zu erlangen, doch immerhin leichter als die Anerkennung der Ebenbürtigkeit seiner Ehe. Schließlich kam der Bund zustande, aber Kaiser Franz pflegte in der Folge zu sagen, die Erwerbung von Lombardo-Venezien und Galizien sei ihm leichter gefallen als die Verheiratung des Prinzen Ditmar mit der kleinen Level.

Aus der Ehe, deren Geschichte hier nicht erzählt zu werden braucht, gingen fünf Kinder hervor, von denen Prinz Albrecht nach einem Bruder und einer Schwester das dritte war.

Prinz Albrecht zeichnete sich schon als Kind durch einen selbst in seinen Kreisen ungewöhnlichen Mangel an Begabung irgendwelcher Art, aber auch durch eine weiche, liebevolle Gemütsart aus, die ihn in seinem Wesen einem Mädchen ähnlicher machte als einem Knaben. Er brachte seine Lehrer früh zur Verzweiflung, aber sie konnten ihm dennoch nicht gram sein, denn er war gar zu gutmütig, wehrlos und einschmeichelnd. Sein Vater hätte ihn gern schärfer herangeholt, aber das ließ die Mutter nicht zu, und als Prinz Ditmar, kaum 62 Jahre alt, starb — man wird gewöhnlich nicht alt im Hause Löwenstein-Franka —, da dachte niemand mehr daran, den damals neunjährigen Prinzen Albrecht hochzunehmen. Er wuchs sozusagen zwischen den Kleiderfalten seiner Mutter auf, an der er mit fast krankhafter Liebe hing und die ihm dies mit all der Zärtlichkeit vergalt, deren ihr etwas trockenes Herz fähig war.

In seine Liebe teilte sich mit der Mutter eine um vier Jahre jüngere Schwester, die Prinzessin Hedwig, das Nesthäkchen der Familie. Sie war der Abgott des Prinzen Al-

brecht, der sich schon als fünfjähriger Junge keine größere Gunst zu erbitten wußte, als das Schwesterchen eine Weile in den Armen halten und umhertragen zu dürfen. Er erhielt daher von den älteren Geschwistern den Spottnamen Kinderfrau. Später wich er nicht von ihrer Seite und war tief unglücklich, wenn er nicht bei ihr sein konnte. Das einzige feindliche Gefühl, das man jemals bei ihm wahrgenommen hatte, war eine heftige Eifersucht auf den jüngsten Bruder, mit dem die kleine Prinzessin Hedwig lieber spielte, weil er ihr im Alter um zwei Jahre näher und weil er lebhafter und lustiger war als der etwas langsame und wenig einfallreiche Prinz Albrecht. Die Kindeseindrücke verwischten sich niemals, und das gegenseitige Verhältnis der Brüder blieb bis an ihr Lebensende kalt förmlich.

Was der gute Prinz Albrecht überhaupt jemals an Wissen erwarb, das lernte er in der Gesellschaft der Prinzessin Hedwig, deren Unterrichtsstunden beizuwohnen die Mutter gestattete. Der französischen Sprache wurde er leidlich mächtig, alle anderen Gegenstände blieben ihm zeitlebens nebelhaft. Er wurde aber ein guter Reiter und Büchsenschütze, ein eifriger und ausdauernder Jäger, ein unermüdlicher Theatergänger und ein leidenschaftlicher Musikschwärmer, der sich sogar selbst der Reihe nach im Klavier-, Violin- und Flötenspiel versuchte, es jedoch auf keinem dieser Tonwerkzeuge auch nur zu einer annehmbaren dilettantischen Fertigkeit bringen konnte. Die Prinzessin Hedwig dagegen wurde unter Vater Schwandtners Leitung eine Musikerin und Pianistin hohen Ranges, und Prinz Albrecht war mit keinem Mittel aus dem

Musiksaal zu bringen, wenn die angebetete Schwester am Flügel saß. Für den Prinzen Albrecht war die militärische Laufbahn in Aussicht genommen, für die sein älterer Bruder keinen Geschmack an den Tag gelegt hatte. An höchster Stelle bedauerte man, daß der Name Meißen-Löwenstein-Franka im kaiserlichen Heere nicht mehr vertreten war, und sprach ausdrücklich den Wunsch aus, daß der zweite Prinz den Offizierrock anziehe. Prinz Albrecht hatte dazu sehr wenig Lust, aber eine Weigerung war untunlich, und er sah sich an seinem sechzehnten Geburtstage zum Leutnant des vornehmsten Dragoner-Regiments ernannt. Da der damals zwölfjährigen Prinzessin Hedwig seine Uniform und namentlich der Helm mit dem weit vorspringenden Kamme Spaß machte und sie dem Bruder erklärte, sie fahre und reite nun lieber mit ihm in den Prater, so fand auch er anfangs an seinem neuen Berufe Gefallen. Das dauerte aber nicht lange. Der Dienst wurde ihm wegen der geforderten Pünktlichkeit und einiger unvermeidlicher Anstrengungen lästig und er erklärte seiner Mutter rund heraus, er habe am Soldatenspiel genug. Es gab Stürme im Palast Löwenstein-Franka, als die Prinzessin indes erkannte, daß sie mit dem passiven Widerstande des Sohnes nicht fertig werden würde, setzte sie es mit ihrem großen Ansehen durch, daß man keinerlei Anforderungen an ihn stellte und ihn à la suite dienen ließ. Doch machten scharfe Zungen bei Hofe allerlei wenig verbindliche Bemerkungen über den sonderbaren Einfluß, den das Levelsche Blut auf die jahrhundertelang nie verleugneten Landsknechtneigungen der Löwensteiner ausgeübt hatte.

Beim Ausbruch des italienischen Krieges erfuhr er die Gnade, daß er unter Beförderung zum Oberleutnant in das kaiserliche Militärgefolge versetzt wurde und nach dem Kriegsschauplatz mitgehen durfte. Der damals 21jährige junge Herr gebärdete sich aber wie ein Kind, das zum erstenmal zur Schule soll. Er wollte Wien durchaus nicht verlassen, drohte mit unsinnigen Handlungen und blieb selbst den schärfsten Befehlen der Mutter gegenüber hartnäckig, obschon er gewöhnlich gegen die Prinzessin einen Artige-Jungen-Gehorsam an den Tag legte. „Solltest du ein Feigling sein?" ließ sich die Prinzessin hinreißen, ihm zuzurufen, als alles vernünftige Zureden vergeblich war. Statt aller Antwort stieß er sich blitzschnell einen auf dem Salontisch liegenden malaiischen Dolch tief in den linken Vorderarm. „Sieh selbst, ob ich feig bin, Mama." Nach diesem tollen Streich, der glücklicherweise keine schlimmen Folgen hatte, konnte man ihm endlich das Geständnis entreißen, daß er nicht nach Italien gehen wolle, weil er sich von der Prinzessin Hedwig nicht trennen könne. Nun nahm die kleine Prinzessin die Sache in die Hand, und was ihrer Mutter nicht gelungen war, das brachte sie fertig: sie rang dem Bruder den Entschluß ab, die ihm auferlegte überaus leichte Pflicht zu erfüllen.

Die Abwesenheit dauerte nur wenige Wochen. Er kam als Rittmeister und mit einer Kriegsdekoration zurück, fand aber nicht mehr die alten Verhältnisse vor, denn die Mutter, durch seine übertriebene Anhänglichkeit an die junge Schwester bedenklich gemacht, richtete es so ein, daß die Geschwister ihren früheren ungezwungenen Verkehr nicht wieder aufnehmen

konnten, sondern nur noch bei den Mahlzeiten und allenfalls in der Musikstunde der Prinzessin Hedwig beisammen sein durften. Er litt unter der Entbehrung, mußte sich aber fügen, denn die Mutter machte ihm einleuchtend, daß Hedwig nunmehr eine junge Dame sei und nicht länger die Gespielin des großen Bruders sein könne. Doch hatte er im folgenden Jahre wieder Gelegenheit, zu fühlen und zu erklären, daß er außerhalb der Gegenwart der angebeteten Schwester nicht leben könne. Die Regierung des Königreichs Atlantis suchte einen Prinzgemahl für die Königin. Um diese atlantidische Heirat spannen sich tausend Ränke, deren Fäden an alle großen Höfe reichten. Das Haus Meißen-Löwenstein-Franka hatte im letzten Menschenalter eine außerordentliche Erhöhung seiner Geschicke erfahren. Seine Sprößlinge saßen auf dem neuen Königsthron von Hageland und auf der ersten Stufe des alt ruhmreichen Throns von Gotheim, und der gotische Prinzgemahl lenkte die Aufmerksamkeit der Königin von Atlantis und ihrer Ratgeber auf den Wiener Vetter. Die alte Prinzessin nahm die alsbald erfolgenden vertraulichen Eröffnungen hocherfreut auf, und als sie mit dem Sondergesandten, der mit der Vermittelung betraut war, alles vereinbart hatte, teilte sie dem Sohne mit, daß er es in der Hand habe, sich eine Königskrone auf das Haupt zu setzen. Sie verlor alle Fassung, als Prinz Albrecht störrisch erwiderte: „Ich mag nicht." In ihrem Zorn sagte sie, wenn sie ihn nicht selbst genährt hätte, würde sie glauben, er sei ein Wechselbalg und nicht ihr und seines Vaters Kind. Die harten Reden der Mutter konnten ihn weinen machen, aber seinen Eigensinn nicht brechen. Er

blieb dabei, daß er nicht so weit weg heiraten wolle, auch nicht einer Königskrone zuliebe. Die Prinzessin und das ganze Haus Löwenstein-Franka waren entschlossen, diese Krone sich nicht entgehen zu lassen, und als man einsah, daß mit dem Prinzen Albrecht schlechterdings nichts anzufangen war, suchte man seinen jüngeren Bruder vorzuschieben, obschon er erst zwanzig Jahre alt war. Er war nicht entfernt so schön wie der riesenhafte Prinz Albrecht mit dem zwar nicht durch geistigen Ausdruck erhellten, doch gutmütigen und klassisch regelmäßigen Gesicht, er wurde aber, nachdem man sich in Atlantis ein wenig gesperrt hatte, schließlich angenommen, die Hochzeit fand statt, und die Prinzessin hatte den Stolz, daß unter einer Dynastie Meißen-Löwenstein-Franka-Level — sie bestand darauf, daß auch dieser Name in den Titel aufgenommen wurde — ein neuer Abschnitt der Geschichte des Königreichs Atlantis begann.

Der älteste Prinz, seit dem Tode seines Vaters das herzogliche Haupt der österreichischen Linie des Hauses, hatte als Erbe des bei der Vermählung des Prinzen Ditmar errichteten Fideikommisses mit seinem Jahreseinkommen von zehn Millionen Gulden immer als eine wünschenswerte Partie gegolten. Als sein jüngerer Bruder Titularkönig geworden war, schwanden auch die letzten Vorbehalte, die man im innersten, engsten Kreise wegen seiner mütterlichen Herkunft noch gegen ihn gemacht hatte, und er durfte eine dem Throne sehr nahestehende Erzherzogin heimführen, obgleich er bereits dreiunddreißig Jahre alt geworden war, kein besonders einnehmendes Äußeres besaß und sich etwas allzuschwungvoll amü-

siert hatte, rechnete sie nunmehr bestimmt für den Prinzen Albrecht auf eine Erzherzogin und für die Prinzessin Hedwig auf einen Erzherzog.

Die Prinzessin Hedwig verursachte keine Schwierigkeit. Als sie das zwanzigste Lebensjahr vollendet hatte, hielt der Erzherzog August Ferdinand von Umbrien um ihre Hand an und wurde nach einigem Zögern angenommen, was daher rührte, daß die umbrische Linie kurz vorher ihren Thron verloren und in Wien noch eine etwas verlegene Stellung hatte. Gleichzeitig begannen Unterhandlungen wegen des Prinzen Albrecht, dem eine Erzherzogin aus einem entfernteren Zweige zugedacht war. Die Verbindung wurde davon abhängig gemacht, daß die alte Prinzessin aus ihrem eigenen Vermögen für den zweiten Sohn ein Sekundo-Genitur-Fideikommiß errichtete, um ihn von der Gnade seines Bruders unabhängig zu machen, der trotz seines ungeheuern Reichtums als wenig freigebig bekannt war.

Die Angelegenheit war in die Wege geleitet, als mit entsetzlicher Plötzlichkeit die Schicksalswende eintrat. Bei dem mit höchstem Glanze gefeierten Verlobungsfest im Palaste Löwenstein, das an einem schon ganz winterlichen Spätherbstabend stattfand, erkältete sich die schöne, erregte und unvorsichtige junge Braut und mußte das Fest noch vor dessen Ende inmitten allgemeiner Bestürzung wegen eines heftigen Schüttelfrostes verlassen. Die Ärzte stellten alsbald eine schwere doppelseitige Lungenentzündung fest, und vier Tage später war die Prinzessin eine Leiche.

Die Wirkung dieses entsetzlichen Schlages auf den Prinzen

Albrecht war eine derartige, daß die quälende Angst um den Sohn bei der Mutter den Schmerz um den Verlust der Tochter in den Hintergrund drängte. Der Prinz gebärdete sich wie von Sinnen. Während der Krankheit der Schwester hatte er sie nur einmal, am ersten Tage, flüchtig sehen dürfen. Dann war ihm der Eintritt in das Krankenzimmer von den Ärzten untersagt worden, weil der Kranken jede Aufregung ferngehalten werden mußte. Er hatte es sich aber schlechterdings nicht verbieten lassen, ein Feldbett im Vorzimmer der Gemächer seiner Schwester aufzuschlagen und Tag und Nacht vor der Tür zu lauern, durch die die Ärzte, die beiden pflegenden Schwestern und die Mutter aus und ein gingen. Man hatte ihn immer zu beruhigen gesucht, aber als er am vierten Tage den Hofpfarrer mit der Wegzehrung erscheinen sah, da wurde ihm die Wahrheit klar, und es kam zu einem unsagbaren Auftritt. Er wollte mit Gewalt in das Krankenzimmer eindringen, und es bedurfte der heftigsten Anstrengungen der ganzen Dienerschaft, um den rasenden, bärenstarken jungen Mann in einen entfernten Flügel des Palastes zu schaffen. Dem ersten Ausbruche folgten andere. Nach einer Familienberatung erklärte die Prinzessin, daß sie es nicht auf sich nehmen könne, dem Sohne den Tod der Schwester zu verheimlichen. Sie begab sich selbst zu ihm und brauchte ihm nichts zu sagen. Ihr verweintes Gesicht und das Fehlen jedes Stückchens Schmuck, auch der mit ihrer Erscheinung verwachsenen Ohrringe waren deutlich genug. Prinz Albrecht fiel bei ihrem Anblick in Ohnmacht. Zu sich gekommen, forderte er mit solcher Wildheit, die Dahingeschiedene zu sehen, daß die schwer

geängstigte Mutter es ihm nicht zu verweigern wagte. Er warf sich mit dem Gebrüll eines todeswunden Löwen auf die holde Leiche, nahm sie in seine Arme, bedeckte sie mit zahllosen Küssen, befeuchtete sie mit Tränenströmen und war wieder nur mit Faustgewalt von ihr zu entfernen.

Er stieß gegen die Ärzte die wütendsten Drohungen aus und schwor, er werde sie ermorden, wie sie seinen Liebling ermordet hätten. In seine Gemächer geschleift und eng bewacht, mißhandelte er die Diener, die ihn am Ausbrechen verhinderten, und schrie, er gestatte nicht, daß man die Prinzessin Hedwig begrabe. Dem Toben folgte erst nach zwei Tagen die natürliche Abspannung, die bis zur Vernichtung ging. Der Prinz verweigerte die Nahrungsaufnahme und in den Augenblicken der Aufregung, die noch immer hie und da seine schlaffe Trostlosigkeit unterbrachen, konnte man ihn nur mit äußerster Mühe abhalten, sich den Kopf an der Wand einzurennen oder zum Fenster hinauszuspringen. Die Geschwister forderten ernstlich, daß er in eine Heilanstalt geschafft werde, einen so harten Entschluß konnte aber die Mutter sich nicht abringen, und er blieb weiter in der Familienpflege.

Allmählich ebbte die entfesselte Flut der Verzweiflung zu gleichmäßiger, tiefer Schwermut nieder, die dauernd von seinem Geiste Besitz ergreifen zu wollen schien. Er verlor den Zusammenhang mit der Außenwelt, lag den ganzen Tag auf seinem Sofa mit dem Gesicht gegen die Wand und geschlossenen Augen, häufig seufzend, manchmal still weinend, zum Essen mußte er jedesmal genötigt werden, auf Anreden antwortete er nicht, wenn man ihn rüttelte, sträubte er sich

ſchwach, und je länger dieſer Zuſtand dauerte, um ſo bedenklicher ſchüttelten die Ärzte den Kopf. Sie ordneten an, daß man ihn im Palaſte ſpazieren führe, um ſeine Gliedmaßen zu einiger Tätigkeit zu zwingen und die Einförmigkeit ſeiner freiwilligen Gefangenſchaft zu unterbrechen. Als er auf dieſen vorgeſchriebenen Gängen einmal in den kleinen Muſikſalon des erſten Stockes gelangte, wo der Flügel der Prinzeſſin Hedwig ſtand, da erwachte er wie aus einer Betäubung, Blick und Miene wurden lebendig und er bat weich und ruhig, man ſolle ihn ein wenig dort laſſen. Er ſetzte ſich in den niedrigen Lehnſtuhl, dem Piano gegenüber, wie er es gewohnt war, wenn ſeine Schweſter ſpielte, und blickte unverwandt nach dem leeren Platze. So blieb er lange, dann ſtand er auf, trat an den Flügel, klappte ihn auf, ſtrich mit der Hand wie liebkoſend über die Taſten und folgte ſeinen Begleitern williger in ſein Zimmer zurück. Am nächſten Tage ſchlug er aus eigenem Antrieb den Weg nach dem Muſikſalon ein und benahm ſich wieder wie das erſtemal. Seine Pfleger berichteten nun den Ärzten über das ſonderbare Verhalten des Prinzen und darauf hatte der eine von ihnen einen Einfall. Er empfahl der Prinzeſſin dringend, einen Heilverſuch mit Muſik anzuſtellen. Sie ſolle dem Prinzen die Lieblingsſtücke ſeiner verſtorbenen Schweſter von einer Künſtlerin, die möglichſt jung und hübſch ſein müſſe, vorſpielen laſſen. Das Mittel ſei ja ein wenig gewagt, denn es könne ſeinen Schmerz erneuen, aber es ſei wahrſcheinlicher, daß es günſtig wirken werde.

Die Prinzeſſin ging auf den Vorſchlag des Arztes, einer

Max Nordau, Zur linken Hand I. II. Bd. 46

Leuchte der Wiener Hochschule, sofort ein. Auch die Wahl der Künstlerin war gleich getroffen. Es konnte selbstverständlich keine andere sein als Josefine Schwandtner, die bei Hofe vorzüglich angeschrieben war, die wiederholt im Palais Löwenstein gespielt hatte und deren Vater der Musiklehrer der armen Prinzessin Hedwig gewesen war.

Ein Diener beschied Vater Schwandtner unverzüglich in das Palais. Die Prinzessin brach bei seinem Anblick in Tränen aus, gab in wenigen Worten ihren Kummer über den Gemütszustand des Prinzen Albrecht zu erkennen und eröffnete ihm, welchen Dienst sie von seiner Tochter erwarte. Schwandtner war bis an den Grund der Seele bewegt. Er hatte an seiner holden Schülerin sehr gehangen, die durch den frühen Tod nun noch besonders poetisch verklärt war, und er empfand es als eine ihrem Andenken erwiesene Treue, zur Heilung der Herzenswunde des Bruders beitragen zu können.

Auch Josefine erfaßte die ihr übertragene Aufgabe mit Rührung und Stolz. Mit ihrer lebhaften Einbildungskraft träumte sie sich in eine erhabene, ideale Rolle hinein. Sie war die verkörperte Musik, die zu einer wunden Seele als Trostengel herabschwebte. Sie brachte dem einsam zurückgebliebenen liebenden Bruder harmonische Botschaft aus dem Himmel. Die Stimme der Seligen selbst sollte aus ihrem Spiel zu ihm sprechen und seinen Schmerz in Hoffnung und Vertrauen lösen. In solch schwärmerischer Stimmung trat sie, vom herzoglichen Wagen abgeholt, an dem düstern Januartage, unter wirbelndem Schneefall, in Begleitung des Vaters in das Palais Löwenstein. Der alte Schwandtner hatte ge-

wünscht, daß sie in Schwarz erscheine, Josefine hatte jedoch ein weißes Kleid angelegt. Sie fühlte, daß sie nicht an den Tod, sondern an Verklärung erinnern müsse. Die Prinzessin stutzte, als sie in ihrer tiefen Trauer das hübsche junge Mädchen im hellen Anzuge vor sich erblickte. Mit weiblicher Feinfühligkeit ahnte sie indes die Beweggründe der Künstlerin und machte keine Bemerkung. Sie dankte ihr für ihre Bereitwilligkeit, mit ihrer Kunst ein Liebewerk zu tun, bat sie, mit dem Prinzen Albrecht Geduld zu haben, wenn er — sie fand nicht gleich das Wort — unfreundlich sein sollte, entließ den Kapellmeister gnädig, da seine Anwesenheit nicht erforderlich sei, und begab sich mit Josefine in den kleinen Musiksalon.

Hochklopfenden Herzens setzte das junge Mädchen sich an den Flügel, die Prinzessin in einen Lehnstuhl gegen eins der Fenster. Kurz darauf öffnete sich die Tür, und Prinz Albrecht trat ein, während der Wärter und zwei Diener, seine Begleiter im Vorzimmer blieben. In demselben Augenblick begann Josefine das Allegro Maestoso der Sonate Opus 58 von Chopin zu spielen, eine Glanznummer der verstorbenen Prinzessin und ein Lieblingsstück des Prinzen Albrecht. Der Prinz blieb wie festgewurzelt an der Tür stehen, wurde totenbleich, starrte mit weit offenen Augen nach der Klaviereckе und machte mit den Händen eine tastende Bewegung in die Luft, als suchte er eine Stütze. Josefine stürzten die Tränen aus den Augen, sie bebte leise am ganzen Leib und war kaum ihrer Technik mächtig; sie spielte aber tapfer weiter und sagte das weiche, überredende Thema mit einer Innigkeit, die auch einem ganz ruhigen und gesunden Zuhörer ans Herz gegriffen hätte. Prinz

Albrecht blickte wirr umher, entdeckte die Mutter am Fenster, schlich sich auf den Fußspitzen zu ihr, schlang ihr beide Arme um den Hals und stöhnte ihr leise ins Ohr: „O, Mama, Mama!" Die Prinzessin streichelte ihn beruhigend, und Josefine stockte. Er wandte sich rasch um und flüsterte: „Weiter! Weiter!" Die Mutter wies auf den Lehnstuhl neben dem ihrigen, Prinz Albrecht ließ sich hineinsinken, lehnte sich zurück und schloß die Augen. Als der Satz zu Ende war, richtete er sich auf und rief laut: „Noch! Noch!" So spielte Josefine mit wiedererlangter Sicherheit die ganze Sonate durch und erhob sich mit einem fragenden Blicke nach der Prinzessin. Diese nickte: „Genug für heute, liebes Kind, und vielen, vielen Dank." Da stand auch der Prinz auf, trat auf das tief errötende junge Mädchen zu und sprach bewegt: „Schönen Dank, liebes Fräulein, Sie haben mir wohlgetan. Werden Sie wiederkommen?"

„Gewiß," erwiderte die Prinzessin rasch statt der Gefragten, „Fräulein Schwandtner wird wiederkommen, sooft du es willst."

Da neigte Prinz Albrecht sich zu der Künstlerin, die sich vom Stuhl erhoben hatte, nieder, faßte ihre Hand und drückte ihr einen langen Kuß darauf.

Die Ärzte, die Prinzessin und Josefine waren mit ihrem Werke gleichmäßig zufrieden. Der Einfall hatte sich bewährt. Die Künstlerin kam, vom herzoglichen Wagen abgeholt und heimgebracht, anfangs begleitet, später allein, jeden Tag in das Palais und spielte immer länger, zuletzt anderthalb Stunden. die Chopins, Mendelssohns und Schumanns, die der Prinz

Albrecht gern hörte. Die Prinzessin war in schicklichem Maße musikalisch, doch nicht genug, um nach täglichen, reichlichen Darbietungen von Klavierstücken Bedürfnis zu haben. Anfangs war sie bei den Musikstunden anwesend und freute sich innig über den Wandel, der zusehends mit ihrem Sohne vorging. Schon nach einer Woche jedoch wurde ihr Erscheinen unregelmäßig. Hatte sie eben anderes zu tun, so vernachlässigte sie es nicht, weil ihr etwa die Ankunft von Fräulein Schwandtner gemeldet wurde, und begnügte sich damit, einen Augenblick in den Musiksalon zu treten und den ehrerbietigen Handkuß des jungen Mädchens gütig entgegenzunehmen. Sie trug kein Bedenken, es mit dem Prinzen Albrecht allein zu lassen. Denn in ihrer Vorstellung erschien das Ganze als ein reines Heilverfahren, worin die kleine Pepi Schwandtner die Rolle eines Behelfs spielte, an den man nicht anders zu denken brauchte als an eine Arznei oder an ein Gerät. Die kleine Pepi Schwandtner war aber ein Heilmittel, das Gefühl und Einbildungskraft hatte. Der Prinz Albrecht lebte auf, bekam wieder Farbe und Blick, erwachte wieder zur Weltlust, Josefine dagegen wurde blaß und versonnen, sie tauchte wieder in weltferne Träumereien nieder und kehrte nur in die Wirklichkeit zurück, wenn die Stunde der Fahrt nach dem Palais Löwenstein schlug. Die Prinzessin bemerkte mit höchster Genugtuung, wie Prinz Albrecht wieder der alte wurde, Vater Schwandtner sah mit wachsender Besorgnis, wie seine Pepi in die überstandene Gemütskrankheit zurückzufallen schien. Der Prinzessin fiel es nicht auf, daß sie ihren Sohn, wenn sie in den Musiksalon trat, nicht mehr in sich versunken auf

den Armstuhl beim Fenster, sondern auf einem Puff neben der Künstlerin sitzen und ihr angeregt und aufmerksam die Noten umwenden sah. Die Schwandtners fanden es natürlich, daß Pepi viel von dem Prinzen, mit dem sie täglich beisammen war, seiner prächtigen Erscheinung, seiner Gutmütigkeit, seiner einnehmenden Einfachheit, seiner Liebe zur Musik sprach. Das dauerte sechs Wochen. Dann erklärten die Ärzte, die Konzertstunden hätten alles gegeben, was von ihnen erwartet worden wäre, und Prinz Albrecht sei als geheilt zu betrachten. Die Prinzessin teilte ihrem Sohne mit, daß Josefine Schwandtner ihre Besuche einstellen werde. Da wurde er betroffen, zog die Brauen zusammen und fragte: „Warum denn?"

„Nun, sie kann doch nicht ewig kommen?"

„Warum denn nicht?" gab er merkwürdig gereizt zurück, so daß die Prinzessin denn doch aufhorchte, ihn prüfend ansah und, als er wie ein bei einem unartigen Streich ertappter Junge die Augen verlegen niederschlug, kurz bemerkte: „Du bist ein Kind," und der Unterhaltung ein Ende machte.

Josefine kam nicht mehr ins Palais, aber Prinz Albrecht, der seit vierzehn Tagen wieder ausging, fand den Weg zu Schwandtners. Sein erstes Erscheinen in der schlichten Bürgerwohnung machte die Wirkung eines einschlagenden Donnerkeils. Frau Schwandtner schrie auf, als das Dienstmädchen den riesenhaften jungen Offizier in den Salon einließ, und statt den Prinzen, den sie sofort erkannte, zu begrüßen, lief sie in das Zimmer ihrer Tochter, um ihr atemlos einzukeuchen: „Pepi, der Prinz ist da! Sieh, wie ich ausschau'!! Ich schäm' mich zu Tod'." Josefine wußte merk-

würdigerweise sofort, von wem die Rede war, und obschon auch sie im Hauskleide war, ging sie ohne Zögern in den Salon und überließ es der Mutter, sich in Staat zu werfen.

Als sie in der Tür erschien, eilte Prinz Albrecht mit offenen Armen auf sie zu, und ehe sie sich's versah, lag sie ihm an der Brust und tauschte mit ihm brennende Küsse aus. Alle Hemmungen, die der Musiksalon im Palais Löwenstein durch Gedankenverbindungen und Gewohnheiten geübt hatte, waren hier, in der andern Umgebung, wie durch den Zauberspruch einer allzu gefälligen Fee plötzlich aufgehoben, und die beiden flogen einander so selbstverständlich zu, als gehörten sie einander seit unvordenklichen Zeiten an.

Frau Schwandtner freilich, als sie nach reichlich einer Viertelstunde in starrer Seide, mit einer schweren Goldkette um den Hals und drei Armbändern in die gute Stube trat, fand nur zwei artig in ehrbarer Entfernung dasitzende junge Leute, von denen der eine sich erhob und sie liebenswürdig begrüßte. Ihre geröteten Gesichter, ihre blitzenden Augen, ihren raschen Atem bemerkte sie nicht, weil sie viel zu sehr mit dem Knixe beschäftigt war, den sie im großen Hofstil vor dem Prinzen ausführte. Diese erste Begegnung war im ganzen recht peinlich, denn wenn Frau Schwandtner auf ihren Kunstreisen mit Josefine auch mit Hoheiten und sogar Majestäten in kurze Berührung gekommen war, so hatte sie doch nicht die Gewohnheit nähern Verkehrs mit Fürstlichkeiten, wie ihr Mann, und die Anwesenheit des Prinzen Albrecht in ihrem bescheidenen Heim lähmte sie geradezu. Sie schlug die Augen nicht auf und fand kein Wort zu sagen, der Prinz war auch

nicht gerade ein Konversationsgenie und hatte diesmal besondern Grund, sich in Schweigsamkeit wohler zu fühlen, Josefine mußte allein die Kosten der Unterhaltung tragen, dazu aber reichten gerade jetzt ihre verfügbaren Mittel nicht aus, nach kurzen Bemerkungen traten minutenlange Pausen ein, und nach einiger Zeit erwachte selbst der Prinz Albrecht zum Verständnis der Lage. Er erhob sich, küßte Josefine die Hand, drückte die ihrer Mutter, ließ den Herrn Hofkapellmeister schön grüßen, bat um die Erlaubnis, wiederzukommen, mahnte Frau Schwandtner aber, sich ja nicht stören zu lassen, sondern zu bleiben, wie sie sei, wenn er sie besuche.

Vater Schwandtner runzelte die Stirn und blickte Mutter und Tochter starr an, als ihm bei seiner Heimkehr berichtet wurde, wer dagewesen sei. Er brummte zuerst etwas Unverständliches und sagte dann deutlich: „Was hat der Prinz bei uns zu suchen?" Josefine wurde feuerrot und schwieg. Die Mutter antwortete für sie: „Er wollte für die Konzerte danken." „War ganz überflüssig," knurrte der Alte; „das hat er im Palais tun können. Ich steh' nicht nach solchen Besuchen." „Wir haben solche Besuche auf unseren Reisen doch mehr als einmal empfangen," wendete Josefine schüchtern ein. „Damals warst du ein Kind und jetzt bist du ein heiratsfähiges Mädel," gab er barsch zurück. „Wir können dem Prinzen doch nicht das Haus verbieten," jammerte Frau Schwandtner. „Ich will ihn empfangen, wenn er wiederkommt," beschloß der Kapellmeister die Unterhaltung und blieb sehr übellaunig.

Er tat, wie er gesagt. Als Prinz Albrecht am nächsten

Tage, diesmal nachmittags, wiederkam, fand er im Salon, nicht gerade zu seiner Freude, den Vater Schwandtner, der ihn mit gutgespielten Anzeichen der Überraschung begrüßte und fragte: „Hoheit, was verschafft mir die hohe Ehre?" Der Prinz war verdutzt und begann verlegen zu stottern: „Ich dachte, Sie wußten — Herr Hofkapellmeister — ich — ich war schon gestern da —" „So!" unterbrach ihn der Alte gedehnt und blickte ihn fest an. Der Prinz wich dem Blick aus und fuhr fort: „Ich habe mich so daran gewöhnt, Fräulein Pepi jeden Tag zu sehen — ihre Gegenwart hat mir in meinem Kummer so wohlgetan — ich bin ihr so dankbar — ich möchte auf den Verkehr nicht so schnell verzichten —" Vater Schwandtner fiel ihm wieder ins Wort: „Hoheit, weiß die Frau Prinzessin, ihre gnädigste Frau Mama, von Ihren Besuchen?" Prinz Albrecht warf den Kopf in die Höhe und wurde sehr rot. Er wußte augenscheinlich nicht, ob er böse werden oder die Sache scherzhaft nehmen sollte. Nach kurzem Kampfe entschied er sich für das letztere und erwiderte mit gezwungenem Lachen und unechter Gemütlichkeit: „Aber, lieber Schwandtner, seien Sie doch nicht so. Ein kaiserlicher Major ist doch kein Schulbub, der von seiner Mama die Erlaubnis zum Ausgehen verlangen muß . . ."

„Verzeihung, Hoheit, so war's auch nicht gemeint. Ich hab' sagen wollen: wenn ein Prinz Meißen-Löwenstein-Franka-Level zu kleinen Bürgersleuten kommt, so wird darüber geklatscht."

„Was reden Sie von kleinen Bürgersleuten! Die Kunst verleiht hohen Adel."

„Davon bin ich überzeugt. Aber dieser Adel ist nicht von jedem anerkannt, und böse Mäuler gibt's genug in der Welt."

„Was schadet das?"

„Ihnen schadet's nicht, Hoheit, aber meiner Tochter."

Prinz Albrecht, der sich inzwischen gesetzt hatte, ließ den Kopf hängen und schwieg ein wenig. Nach einer Weile sagte er: „Es soll auch der Pepi nicht schaden. Haben Sie Vertrauen zu mir."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ich hab das Mädel halt lieb."

„Kaprice eines hohen Herrn."

„So bin ich nicht, das sollten Sie eh' wissen."

„Ja, Hoheit, das müssen Sie dem Vater schon verzeihen: mein Mädel darf nur liebhaben, wer sie heiraten will und kann. Und das können Hoheit doch nicht."

„Warum nicht?" fragte der Prinz einfach und blickte diesmal dem Alten voll ins Gesicht.

„Ist das Ihr Ernst, Hoheit?"

Der Prinz nickte und streckte ihm die Hand entgegen. Da fiel der alte Musiker über die Hand her, bedeckte sie trotz des Sträubens des Prinzen mit Küssen und brach in lautes Schluchzen aus, das die schon lang hinter der Tür horchenden Frauenzimmer in die Stube rief. Der Prinz nahm auf die Eltern keine Rücksicht, sondern eilte Josefine entgegen, und die beiden umarmten und küßten einander leidenschaftlich, während der Alte sich die Augen trocknete und Frau Schwandtner fassungslos die Hände zusammenschlug.

Vater Schwandtner hatte die Empfindung, seine Vaterpflicht als ein Held erfüllt zu haben. Er faßte seine Frau an der Hand, zog sie aus dem Salon, wo die beiden Verliebten allein blieben, in das Nebenzimmer und teilte ihr rasch mit gedämpfter Stimme mit, was sich eben zugetragen hatte. Sie war so verwirrt, daß sie zu beten begann. Auch er hatte nötig sich zu sammeln. Als er die Fassung wiedergewonnen hatte, sagte er: „Komm hinein, es schickt sich nicht, sie allein zu lassen." Sie wollte aber nicht und flüsterte, sie getraue sich nicht. Er mußte sie förmlich mitschleifen, um sie wieder in den Salon zu bekommen. Der Prinz und Josefine sahen sehr glücklich aus. Er hatte sie gefragt, ob sie ihn heiraten wolle, und sie hatte sofort ja gesagt, ohne sich zu sperren, ohne die Überraschte und Verwirrte zu spielen, ohne bescheidene Redensarten von Unwürdigkeit und dergleichen zu machen. Sie sah einfach einen Traum verwirklicht, mit dem sie längst vertraut war. Der Prinz fügte sich in ein Bild ein, das seit Jahren mit größter Deutlichkeit vor ihrem innern Auge stand und worin nur eine Einzelheit bisher verschwommen war: die Gestalt des erlauchten Freiers.

„So feiern wir eine Verlobung?" fragte der Kapellmeister mit zitternder Stimme.

Das Wort berührte den Prinzen unangenehm. „Behalten wir's einstweilen für uns," sagte er rascher, als es sonst seine Art war. „Dir ist es doch recht, Pepi?"

„Mir ist alles recht," jubelte das Mädchen und nun ging wieder ein Küssen los, daß die beiden Alten verlegen die Augen wegwandten.

Als der Prinz nach einiger Zeit die Schwandtnersche Wohnung verließ, war ihm trotz seiner unleugbaren verliebten Erregung doch recht flau zumute. An das Heiraten hatte er nicht gerade gedacht, als ein Drang, über den er sich nicht den Kopf zerbrach, ihn zu Josefine geführt hatte. Es schien ihm nun doch, als habe man ihn ungebührlich überrumpelt. Es regte sich in ihm etwas wie Haß gegen den alten Schwandtner, der sich ihm gegenüber zuviel herausgenommen. Doch er war nicht gewohnt, sich lang und ernst mit einem Gegenstande zu beschäftigen, und er kam nur zu dem die kleinste Anstrengung erheischenden Entschlusse, die Dinge zunächst gehen zu lassen, wie sie wollten, jedenfalls aber seiner Mutter einstweilen kein Wort zu sagen, schon weil sich dies in den ersten Trauermonaten nicht schickte. Auf sich selbst wendete er diese Schicklichkeitsregel allerdings nicht an.

Von da ab kam er mit größter Regelmäßigkeit jeden Nachmittag zu Josefine, blieb stundenlang mit ihr zusammen, manchmal im Beisein der demütig und schweigsam in der Ecke sitzenden Mutter, öfter allein, teils plaudernd, teils ihrem Klavierspiel zuhörend, ab und zu, bei lockendem Wetter, sie auch schon zu einer Spazierfahrt auffordernd. Nach einer Woche war er in der Bürgerwohnung so heimisch geworden, daß er sich unbefangen zum Abendbrot einlud, was die gute Frau Schwandtner wieder in die fürchterlichste Verlegenheit brachte, denn auf fürstliche Gäste war sie nicht eingerichtet und den Bürgerstolz, dem Prinzen auf schlichtem Geschirr schlichte Hausmannskost vorzusetzen, hatte die weiche, ehrer-

bietige Frau nicht. Sie holte ohne Rücksicht auf Kosten aus einem ersten Restaurant eine protzige Mahlzeit auf Silber, Porzellan und Kristall, und den Prinzen wunderte es gar nicht, an diesem Abend bei einem kleinen Kapellmeister Austern, Hühnerkonsommee, Forellen, Rehrücken, getrüffelten Kapaun, Spargel (im März!), Gänseleberpastete, Fruchteis, Roquefortkäse zu essen und französischen Sekt zu trinken, und als Frau Schwandtner sich wegen des bescheidenen Mahls entschuldigte, war er einfach genug zu antworten: „Aber ich bitt' Sie, liebe Frau Schwandtner, ich esse zu Haus auch nicht besser."

Josefines ältere Schwester war vor Neid fast erkrankt und hatte ihrem wurmenden Ärger durch bitter lieblose Äußerungen Luft gemacht, die Zweifel an den Absichten des Prinzen und böse Weissagungen in sich schlossen. Sie weigerte sich, an dem Mahle teilzunehmen, da sie nicht gut genug sei, mit einem Prinzen an einem Tische zu essen. Die Eltern fanden, daß sie im Grunde recht hatte. Auch ihnen war der Gast unheimlich, und als er an den folgenden Tagen wieder zum Abendbrot blieb, deckten sie ihm und Josefine allein und ließen sie im behaglichsten Tête-à-Tête beisammen, was der Prinz als besonders zartfühlende Rücksicht empfand und ohne weiteres annahm. Mit seiner Anwesenheit hatte man nun als mit einem regelmäßigen Stück des täglichen Lebens zu rechnen und sich darauf einzurichten. Vater Schwandtner tat einen tiefen Griff in das Vermögen seiner Tochter, schaffte hochherrschaftliche Salon- und Eßzimmermöbel und Tafelsilber an und gab beim ersten Restaurant der Stadt, bei Sacher,

eine Monatbestellung für tägliche auserlesene Abendmahlzeiten auf. Der Prinz ließ sich alles gefallen, ohne es auch nur zu bemerken. Dieses unbekümmerte Schlaraffenleben dauerte einige Wochen lang und wurde noch fröhlicher, als der leuchtende Mai ins Land gekommen war und an die Stelle der traulichen Plauderstunden in der Schwandtnerschen Wohnung Ausflüge in die entzückenden Umgebungen von Wien treten konnten. Der Prinz hatte seinen Kummer überwunden; seine tote Schwester schien beinahe vergessen; er war vergnügt und immer zu Tändeln und Scherzen aufgelegt. Josefine dagegen wurde ernster und bleicher, ihre Mutter fand sie manchmal in Tränen und weinte mit ihr, ohne daß sie ein Wort austauschten, und eines Tages hatte sie dem Prinzen, als er zur gewohnten Stunde kam, um seinen Nachmittag und Abend angenehm zu verleben, ein Geständnis zu machen, das ihm die Laune arg verdarb. Da er stumm blieb, fragte Josefine mit dem ganzen Aufgebot ihres Mutes: „Wann machen wir Hochzeit?" Er stammelte etwas von Vorbereitungen, von Schwierigkeiten, vom Trauerjahr, das noch fünf Monate daure, und schloß damit, daß er keine Frist bestimmen könne.

„Weiß deine Mama schon?" fragte das geängstigte Mädchen bang.

„Nein," erwiderte er kleinlaut.

Da brach sie in verzweifeltes Schluchzen aus und ließ sich von dem äußerst betretenen und verstimmten Prinzen nicht trösten. „Du liebst mich nicht; du spielst mit mir; ich überleb' es nicht," sagte sie immer wieder, wenn er sie mit nichtssagenden Worten zu beruhigen suchte. Die Lage wurde

ihm rasch peinlich, und da er derartige Eindrücke nicht gut vertrug, so ging er einfach.

Er ging und kam nicht wieder. Als er am folgenden Tage zur gewohnten Stunde nicht erschien, fragte Frau Schwandtner verwundert: „Ist der Prinz vielleicht krank?" „Wahrscheinlich," erwiderte Josefine und ging rasch auf ihr Zimmer, um sich gründlich auszuweinen. Das wiederholte sich mit steigendem Pathos am zweiten und dritten Tage, dann hielt Josefine es nicht länger aus und schrieb dem Prinzen ein Briefchen, das bloß die Worte enthielt: „Mein Engelsprinz, willst Du mich verlassen, nachdem Du mich unglücklich gemacht hast? Deine trostlose Pepi." Zwei Tage lang wartete sie, in die Einsamkeit ihres Zimmers geflüchtet, dauernd in Tränen, ohne Speise und Schlaf, auf eine Antwort, die aber ausblieb. Dann wurde ihr die Verzweiflung zu schwer, um sie allein zu tragen, sie warf sich der nicht minder kummervollen Mutter, die ihr mit Fragen zusetzte, in die Arme und schluchzte ihr, das glühende Gesicht an ihrer Brust verborgen, ihren bittern Schmerz über die getäuschte Liebe und ihr Todesbangen vor dem Kommenden vor. Die Mutter dachte keinen Augenblick daran, das schreckliche Mädchengeheimnis für sich zu behalten, sondern beichtete augenblicklich ihrem Mann, als er heimkam.

Da wuchs der Vater Schwandtner zum Helden. Er, der nur in der Verteidigung der guten musikalischen Grundsätze gegen geringschätzende Unwissenheit und Schülerfaulheit Mut zu entfalten pflegte, sonst aber gewohnt war, vor den höheren Wesen, die Gott selbst den gemeinen Sterblichen zu Herrn

gesetzt, in treuer Untertänigkeit zu ersterben, er zögerte und schwankte keinen Augenblick, stülpte den Hut heftig auf den Kopf und lief ohne Abschiedsgruß aus dem Hause. Ein Fiaker fuhr ihn mit Wiener Schneidigkeit nach dem Palais Löwenstein. Mit starker Selbstbeherrschung unterdrückte er äußere Anzeichen von Aufregung und fragte nach dem Prinzen Albrecht. Er war zu Hause. Der Kammerdiener, der den Hofkapellmeister sehr gut kannte, meldete ihn ohne weiteres und fand es nicht besonders auffallend, daß er ihm auf dem Fuße folgte.

Der Prinz wurde ungefähr gleichzeitig des Dieners und des Besuchers ansichtig, verfärbte sich, nahm ihn aber an. Die Auseinandersetzung war kurz und mächtig. „Hoheit, Sie haben meiner Tochter die Ehe versprochen. Sind Sie bereit, als Mann und Fürst Ihr Wort zu halten?" Der Prinz brummte etwas von Überfallen, von Vergessen, mit wem man spreche, aber Vater Schwandtner hielt ihn mit eiserner Faust bei der Stange. „Die Überfallenen sind wir, ist meine Josefine. Ich vergesse keineswegs, daß ich mit einem hohen Herrn spreche, der in ein anständiges Bürgerhaus unter Beteuerung rechtschaffener Absichten eingedrungen ist und nur deswegen Einlaß gefunden hat. Es ist keine Minute zu verlieren. Kraft meines Vaterrechtes fordere ich sofort eine bestimmte Erklärung, ob Hoheit als Ehrenmann handeln wollen oder nicht. Wenn nicht, dann werde ich ja wissen, was ich zu tun habe." Das Unbestimmte dieser Drohung machte auf den Prinzen, wie bei seinem Charakter natürlich, starken Eindruck und er erwiderte kleinlaut, er müsse doch erst die

Zustimmung seiner Mutter haben. „Die wollen wir uns sofort erbitten," sagte Vater Schwandtner fest, winkte ihn mit gebieterischer Handbewegung vom Sofa hoch, wies ihn mit ausgestrecktem Finger zur Tür und führte den gleichsam hypnotisierten Prinzen wie am Ohre über Gänge und Treppen zu den Gemächern der Prinzessin.

Der zweite Auftritt war jedoch weniger triumphierend als der erste. Die Prinzessin war zuerst sehr erstaunt, dann, als der Prinz trotz wiederholter Aufforderung des Kapellmeisters den Mund nicht auftun wollte und dieser ihr sein Anliegen selbst vortragen mußte, so aufgebracht, daß sie im ersten Zorn keine Worte fand. Als sie aber wieder sprechen konnte, rief sie: „Albrecht, man hat dir eine Schlinge gelegt. Du warst dumm genug hineinzutappen. Geh auf dein Zimmer! Geh! Von Ihnen aber ist es mir unbegreiflich, daß Sie sich unterstehen, von Heiraten zu reden. Sie sind doch sonst ein verständiger Mann. Die Josefine hat sich unverzeihlich benommen. Es geschieht ihr eigentlich recht. Aber ich hab' das Mädel gern und will nicht, daß sie zu Schaden kommt. Wir werden gegen sie handeln, wie Sie es von Herzögen von Löwenstein-Level erwarten dürfen. Jetzt gehen Sie nach Haus und sagen das Ihrer Tochter."

Prinz Albrecht gehorchte tatsächlich und verließ wortlos kopfhängend das Zimmer. Vater Schwandtner aber bebte am ganzen Leibe und erwiderte in grimmiger Erregung, deren Heftigkeit er kaum etwas dämpfen konnte: „Ich weiß nicht, wie Hoheit dazu kommen, uns so schwer zu beleidigen. Ich bin nicht um Alimente betteln gekommen. Meine Tochter

hat Vermögen und ihre Eltern. Sie braucht keine Versorgung, sondern ihre Ehre."

„Hätte sie sie hüten sollen," schnappte die Prinzessin und erhob sich.

„Das hat sie getan," schleuderte der Kapellmeister zurück, „der Prinz ist mit einem Eheversprechen in unser Haus getreten."

„Sie sind verrückt," schrie die Prinzessin, die ganz außer Rand und Band war, „gehen Sie!"

„Hoheit . . ."

„Gehen Sie, oder ich rufe meine Leute."

Da blieb freilich nichts übrig als zu gehen. Der unglückliche Vater glaubte aber sein Tagewerk noch nicht vollendet zu haben. Er eilte nach dem Palaste der alten frommen Hoheit, die sich seiner Tochter immer als gnädige Gönnerin erwiesen hatte, traf sie zu Hause, wurde empfangen, legte in stockenden Worten, doch ohne Rückhalt, seine Beichte ab und flehte sie an, für sein Kind ein Wort einzulegen, dem sich die Prinzessin Löwenstein nicht verschließen würde, um so weniger, als Prinz Albrecht selber keine Schwierigkeit mache, seine Pflicht zu erfüllen. Die alte Dame hörte mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen zu, schwieg eine Weile, nachdem der Kapellmeister geendet hatte, und ließ dann langsam die Worte fallen: „Ihre Tochter hat gesündigt. Sie muß büßen. Das ist die Ordnung, die Gott uns allen gesetzt hat."

„Es ist ihr Tod, Kaiserliche Hoheit!" erwiderte Vater Schwandtner und brach in Schluchzen aus.

„Ich hoffe, sie wird leben, um zu bereuen."

Der Kapellmeister tat einen Fußfall vor der Hoheit und rang die Hände: „Kaiserliche Hoheit, seien Sie gnädig!“ Sie hob ihn auf und sagte mit ihrer weichsten Stimme: „Ich kann nichts für Sie tun. Josefine hat gefehlt. Sie muß die Folgen tragen. Sie hätten sie auch besser hüten sollen. Denn sehen Sie, das kommt davon, wenn man Kinder in den Sündenpfuhl des Theaters schickt und sie auf der öffentlichen Bühne leichtfertige Liedel singen und tanzen läßt.“

Als Vater Schwandtner mit düsterem Gesicht und hart geschlossenem Munde heimkehrte, suchte seine Frau ihn auszufragen, er knurrte aber nur: „Ich will Ruh' haben.“ Er tat tags darauf die erforderlichen Schritte, um an der höchsten Stelle Audienz zu erlangen, und hier fand er wirklich gnädiges Gehör. Er erhielt aus erlauchtestem Munde das Versprechen, daß man beide Teile hören wolle und dann das Weitere beschließen werde.

Die Angelegenheit wurde bei Hofe rasch bekannt und erweckte leidenschaftliche Anteilnahme. Der alte Schwandtner und das Peperl hatten viele Gönner, Prinz Albrecht keine Freunde. Der Prinz erklärte sich, ins Verhör genommen, sofort bereit, sein Wort einzulösen. Seine Mutter sperrte sich heftig, und ihre Söhne, insbesondere der König von Atlantis, standen ihr bei. Den heftigsten Einspruch erhob ihr Schwiegersohn aus dem Hause Bourbon. Der regierende Großherzog dagegen und die hageländischen und gotheimer Herrschaften, von der höchsten Stelle mit der Wahrheit bekannt gemacht, zeigten sich einer ritterlichen Lösung geneigt. Die Prinzessin konnte ihren Widerstand nicht lange durchhalten. Sie sah

sich von kaiserlicher Ungnade bedroht und dazu war ihre Stellung trotz der Familienverbindungen doch nicht gefestet und unanzweifelbar genug, daß sie es auf eine Ausschließung vom Hofe ankommen lassen konnte. Sie gab also ihre Einwilligung, doch unter den liebloseſten Bedingungen. Die Ehe sollte natürlich morganatisch geschlossen werden. Das junge Paar mußte außerhalb Wiens wohnen, damit die Familie keiner Berührung mit den bürgerlichen Verwandten ausgesetzt sei. Der Prinz hatte sich mit einer Apanage zu begnügen, die ohnehin kein standesgemäßes Leben in der Residenzstadt erlaubte.

Die Verhandlungen mit den Höfen von Franka, Hageland und Gotheim waren von Schwandtner selbst geführt worden, den ein Hofrat begleitete und der durch eigenhändige kaiserliche Schreiben eingeführt war. Sie wurden also mit dem größten Eifer und Nachdruck betrieben. Gleichwohl nahmen sie mehrere Wochen in Anspruch und Mutter und Tochter, die natürlich in Wien geblieben waren, hatten reichlich Zeit, von den Qualen banger Ungeduld bis zum Sterben gefoltert zu werden. Endlich kam Vater Schwandtner wieder und mit ihm die Erlösung. Er brachte alle Zustimmungen und einen Adelsbrief des Großherzogs mit, der seiner künftigen Base den Titel und Rang einer Freiin von Gronendal verlieh. Die Hochzeit konnte auf eine nahe Frist anberaumt werden, die Aufgebote erfolgten mit solcher Vermeidung der Öffentlichkeit, wie das Gesetz sie nur irgend zuließ, und an einem Augusttage fand die Trauung in einer Vorstadtkapelle statt. Die Familie Schwandtner war vollzählig zur Stelle,

die Familie Löwenstein vollzählig abwesend. Doch hatten der Großherzog und der erlauchte Gönner des Kapellmeisters Adjutanten geschickt. Josefine konnte eben noch ohne öffentliches Ärgernis im Brautkleid erscheinen. Aber es war die höchste Zeit.

Gleich nach der stillen Hochzeit verließ das junge Paar Wien, ohne daß die Freifrau von Gronendal von ihrer Schwiegermutter zum Abschied empfangen wurde. In einem Tiroler Jagdschloß des Herzogs von Löwenstein-Level wurden die Flitterwochen verbracht, während welcher Prinz Albrecht fast unausgesetzt der Jagd oblag. Als es in den Waldbergen kalt zu werden begann, erfolgte die Übersiedelung nach Schloß Lindenheim in Franka, das der Großherzog seinem Vetter zum Nießbrauch überlassen hatte. Hier erblickte der Sproß dieser Ehe, Siegfried Freiherr von Gronendal, an einem Januartage das Licht der Welt. Schon sein Eintritt ins Leben veranlaßte eine große Schwierigkeit. Die Hofämter wußten nicht, wie sie das Familienereignis behandeln sollten. Es übersehen? Das ging gegen alles Herkommen und mußte auf die treue Bürgerschaft von Franka verblüffend wirken. Aber das Datum! Das durfte in keinem Fall öffentlich festgestellt werden. Tatsächlich brachte das Amtsblatt kein Wort und verzeichnete das Dasein eines Sohnes des Prinzen Albrecht erst vier Monate später, als seine Taufe im Beisein des Großherzogs stattfand.

Die unter solchen Umständen geschlossene Ehe hätte sehr unglücklich werden können. Sie entwickelte sich im Gegenteil ganz gut, dank der Klugheit und Anpassungsfähigkeit

der Freifrau von Gronendal. Sie ließ es sich angelegen sein, die hohen Persönlichkeiten, unter denen sie sich bewegte, zu studieren, und sie wußte sie, als sie sie erst gründlich erkannt hatte, so geschickt zu behandeln, daß sie der Liebling fast aller wurde.

Vor allem verzichtete sie grundsätzlich auf Ansprüche jeder Art und entwaffnete durch ihre Bescheidenheit jeden lauernden Hochmut. Sie forderte keinen Rang bei Hofe und nahm mit dem vorlieb, den man ihr anweisen wollte. Im engen Familienkreise hatte sie bald den gesicherten Platz einer Verwandten und bei zeremoniösen Anlässen oder wenn auswärtige Herrschaften zu Besuch da waren, hielt sie sich fern, um keine Etikettefragen aufwerfen zu lassen.

Der Großherzog gewann sie rasch sehr lieb. Er hatte eine Schwäche, die ihn ihr gewissermaßen auslieferte. Er hielt sich für einen gottbegnadeten Künstler und hatte ja auch wirklich eine ganz hübsche musikalische und dichterische Begabung. Er dichtete Dramen, komponierte Opern und erfand Ballette. In der Baronin Gronendal fand er eine verständnisvolle Mitarbeiterin und eine stets zu schmeichelhafter Bewunderung bereite Schätzerin seiner Werke oder richtiger seiner Absichten. Denn über Absichten gelangte er nie hinaus. Er trällerte, was er für Themen und Melodien hielt, und Josefine schrieb nieder und harmonisierte. Er erzählte Dramenstoffe und Auftritte, sie baute die Stücke und entwickelte den Dialog. Kam die Sache dann leidlich heraus, so war er mit sich zufrieden. Wurde sie zu gemeinplätzlich, so war er mit seiner Mitarbeiterin unzufrieden. Und da Jo-

sefine nie widersprach, so herrschte stets das schönste Einvernehmen zwischen beiden. Der hohe Herr entdeckte im Umgang mit der Base auch schauspielerische Neigungen in sich, die ihm Beruf und Begabung schienen, und er veranstaltete im Schlosse von Zeit zu Zeit Vorstellungen vor dem engsten Hofkreise, die ihn mit Kostüm-, Dekorations-, Rollenbesetzungsfragen, Einstudieren, Proben und Lampenfieber wochenlang in angenehmer Aufregung hielten. Die Großherzogin, eine schwache, stille, kinderlose Frau, die sich vorher oft über den Gatten zu beklagen hatte, erkannte, daß die neue Menschenerscheinung in ihrem Kreise auf den Großherzog einen günstigen Einfluß übte, und sie wandte Josefine ihre Huld zu, die sich auch auf den kleinen Siegfried erstreckte. Sie war und blieb die einzige Verwandte, die jemals für ihn ein Lächeln, ein herzendes Wort, eine Liebkosung hatte.

Dem Prinzen Albrecht wußte die Gattin das angenehmste Dasein zu bereiten. Sie störte ihn nie. Sie wurde ihm nie lästig. Sie hatte ihre Interessen, mit denen sie ihn nicht behelligte, er die seinen, in die sie sich nicht einzudrängen suchte. Sie war die geheime Nebenregierung der beiden Hofbühnen von Löwenstein und von Franka, berief Sterne aus Wien, die ihr zuliebe zu den bescheidensten Bedingungen kamen, und brachte sie gelegentlich in persönliche Beziehungen zum Großherzog, für die der frauenfreundliche Herr erkenntlich war. Prinz Albrecht widmete sich in den berühmten Forsten des Großherzogs dem Weidwerk und vereinigte eine Geweihsammlung, die noch jetzt die größte Sehenswürdigkeit von Schloß Lindenheim bildet. Wünschte er Anregung, so erinnerte

Josefine sich ihrer ersten Peperlzeit, spielte lustige Walzer, sang Lieder in der Wiener Mundart, an denen er sich, fern von der Vaterstadt, besonders erfreute, und tanzte ihm wohl auch in der Tracht ihrer Backfischjahre Charaktertänze vor. Langweilte er sich an dem im ganzen doch stillen Hofe, was zwei- oder dreimal im Jahre geschah, so unternahm er eine Spritzfahrt zu den königlichen Brüdern und Vettern in Atlantis, Gotheim und Hageland, später auch nach Wien, wo Mutter und Geschwister sich mit ihm versöhnt hatten. Josefine ließ ihn auf diesen Reisen immer allein. Er forderte sie nicht auf, ihn zu begleiten, und sie verlangte nicht, mitgenommen zu werden. Sie ertrug wortlos wochenlange Strohwitwenschaft und belästigte den Prinzen nicht einmal mit unverlangten Briefen. Trotz seiner naiven Selbstsucht würdigte er diese Diskretion, und wenn er wiederkam, belohnte er sie, indem er dann mit ihr zusammen nach Bade- und Strandorten, wohl auch nach fremden Großstädten ohne Hofhaltung reiste. Begegnete er da Fürstlichkeiten, so stellte er die Gattin rücksichtsvoll vor. Sonst interessierte er sich für Theater und Konzerte und gestattete Josefine, ihm allerlei Künstlervolk vorzustellen. Das gewährte ihr große Genugtuung, doch mußte sie dafür auch Unannehmlichkeiten in den Kauf nehmen. Der Prinz reiste als Königliche Hoheit, und das kostet Geld. Darum kümmerte er sich nicht, denn er hatte vom Geldwert schlechterdings keine Vorstellung. Es war die Sache seiner Gattin, mit der magern Apanage hauszuhalten und seinen Aufwand zu mäßigen und zu regeln, ohne daß er es drückend empfand oder auch nur allzuoft merkte. Das war der peinlichste Teil

ihrer Obliegenheiten, und man kann sagen, daß ihr Eheleben ein einziger, oft genug sehr schwieriger Kampf mit ewigen unheimlichen Fehlbeträgen war, ein Kampf, der sie um so härter mitnahm, als Lieferanten und Gläubiger der Baronin Gronendal gegenüber weit weniger rücksichtsvoll waren, als sie es Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht gegenüber gewesen wären. Dem Prinzen hielt die Baronin Behelligungen finanzieller Art nach Möglichkeit fern, und dafür war er ihr denn doch dankbar. Er sagte manchmal in seiner roh gemütlichen Weise: „Weißt, Pepi, ich bin ganz zufrieden mit dir. Ich hab' halt meinen Verwalter geheiratet, wie andere Leute ihre Köchin heiraten." Er war aufrichtig, als er so sprach. Er hatte ihr verziehen, daß er sie hatte heiraten müssen, und sie waren gute Kameraden geworden, die einander nicht gern entbehren mochten. Nur dem kleinen Siegfried trug er dauernd nach, daß er die Ursache seiner Zwangsehe geworden war, und er ließ ihn diese ungewollte Schuld durch unüberwindliche Gleichgültigkeit büßen, die sich später bis zur Abneigung zu steigern schien.

Josefine gewann allmählich zur ganzen Familie ein annehmbares Verhältnis. Die Schwiegermutter lud sie nach einiger Zeit zu einem Besuch in Wien ein, sie durfte mit Siegfried im Palais Löwenstein wohnen, und die alte Prinzessin duzte sie sogar und erlaubte ihr, sie Mama zu nennen, wenn sie allein waren. Der König von Atlantis und das prinzlich bourbonische Schwägerpaar wurden beinahe vertraulich, und nur der Herzog, der die Apanage aus dem Fideikommiß zu liefern hatte, blieb kalt, weil die Schwägerin von Zeit zu

Zeit athletische Anstrengungen machen mußte, um seine allzu fest geschlossene Faust ein wenig zu öffnen. Böse Zungen wiederholten ihr, daß er sie beschuldigte, sich und ihren Pöbelanhang zu bereichern, und dieser Verdacht kränkte sie um so mehr, als sie mit sonderbarer Herzensunabhängigkeit, die sie für Zartgefühl hielt, seit ihrer Verheiratung jeden persönlichen Verkehr mit ihrer Familie abgebrochen hatte, nur noch mit den Eltern bis zu deren verhältnismäßig frühem Tode einen weitauseinandergezogenen kühlen Briefwechsel unterhielt, die Geschwister aber gar nicht sah und bloß dem in den engen Verhältnissen eines kleinen Beamten lebenden Bruder aus ihrem eigenen Mädchenvermögen ein mäßiges Jahrgeld auszahlte, als er sich verheiratet und reichlichen Kindersegen bekommen hatte. Sie sann sich nämlich einen wunderlichen Pflichtbegriff aus: sie überredete sich, sie müsse ihrer Stellung alle früheren Beziehungen opfern und sie schulde es ihrem hohen Gatten, schon die bloße Möglichkeit von Berührungen ängstlich zu vermeiden, die ihn tiefer setzen konnten.

Nach fast zwei Jahrzehnten freundlichen Einvernehmens mit dem Großherzog kam es wegen der leidigen Geldfrage zu einem unheilbaren Zerwürfnis. Es gab wieder einmal Schulden, die Gläubiger, gewöhnliche Lieferanten, Juweliere und selbst Gasthofbesitzer, wurden dringend und als sie auf Schloß Lindenheim nicht befriedigt wurden, entblödeten sie sich nicht, schließlich das Zivilkabinett des Großherzogs selbst zu behelligen. Das nahm der hohe Herr sehr krumm; er gab der Baronin Gronendal bei der ersten Gelegenheit unverblümt zu verstehen, daß man, wenn man das Glück ge-

habt habe, auf die höchsten gesellschaftlichen Gipfel zu gelangen, auch das Gefühl dafür in sich ausbilden müsse, was man dem dynastischen Ansehen schulde. Die gekränkte Baronin wagte zu erwidern, daß sie dieses Gefühl durchaus habe, daß es aber den erlauchten Verwandten ihres Gatten zu fehlen scheine, da sie trotz ihres ungeheuern Reichtums keinen Finger rührten, wenn dem Prinzen das Wasser bis über den Mund ging. Der Prinz, der Zeuge dieser peinlichen Auseinandersetzung war, fand sich bewogen, für seine Frau Partei zu nehmen. Er beklagte sich bitter, daß man ihn noch immer so knapp halte wie in seinen Leutnantstagen, und warf dem Großherzog vor, daß er seinem Bruder, dem Herzog, den Kopf nicht zurechtsetze, wozu doch ein einziges Wort aus seinem Munde genügen würde. Ein Wort gab das andere, und der jähzornige Großherzog vergaß sich bis zu einer verletzenden Anspielung auf die geringe mütterliche Herkunft der neuen österreichischen Linie des Hauses Löwenstein. In diesem Punkte waren alle Glieder des Levelschen Hauses außerordentlich empfindlich. Prinz Albrecht brach sofort mit dem Hofe und verließ schon am folgenden Morgen Knall und Fall Schloß Lindenheim. Der Großherzog bedauerte sein rasches Wort, es tat ihm auch leid, daß er die Baronin, an die er sich sehr gewöhnt hatt, entbehren mußte, aber er war zu starr und hochmütig, um zuerst die Hand zur Versöhnung auszustrecken, und dem Prinzen Albrecht, als dem Beleidigten, verbot seine Würde eine Annäherung, die eine Selbstdemütigung gewesen wäre.

Die prinzliche Familie, begleitet von Berta, die zwanzig

Jahre lang nicht von der Seite der Baronin gewichen war, der Frau Büchler, der ehemaligen Kinderfrau und beständigen Pflegerin Siegfrieds, und dem polnischen Kammerdiener des Prinzen, hielt sich einige Wochen lang in einem stillen Taunusbade auf und siedelte dann nach Paris über. Das war das Ergebnis langer Erwägungen und Beratungen. Wenn sie nicht auf die Vorteile und Anregungen der Großstadt verzichten und etwa irgendwo in der Schweiz oder einem Provinziallоch leben wollten, so war für sie Paris der einzige Ort in Europa, wo der Prinz keine dynastischen oder höfische Pflichten hatte, für seinen Rang keine Opfer zu bringen brauchte und keinem Zwang unterworfen war.

Wie einst in der Brautzeit tat die Baronin wieder einen tiefen Griff in ihr eigenes Vermögen und kaufte das hübsche Hotel in der Cité Dubois der Rue Palestrina. Der Prinz sollte nicht wie der gewöhnliche Mann in der Straße irgendwo zur Miete wohnen und auf einer gemeinsamen Treppe von Krethi und Plethi gestreift werden. Der Prinz ließ sich das als etwas Selbstverständliches gefallen und nahm ruhig von dem neuen Heim Besitz, das seine Frau ihm bereitet hatte.

Prinz Albrecht war unter dem Kaiserreiche wiederholt Gast der Tuilerien gewesen und hatte Beziehungen zur ehemaligen imperialistischen Hofgesellschaft. Durch den Gatten seiner ältern Schwester war er mit dem Hause Bourbon verschwägert. Er hielt sich für verpflichtet, seine Sippen zu besuchen, doch waren diese zurückhaltend und kalt, und so wurden diese Beziehungen nicht gepflegt. Wenn er kein Einsiedlerleben führen wollte, so mußte er mit dem Kreise vor-

liebnehmen, den die Baronin sich schuf und der, ihren Neigungen entsprechend, hauptsächlich aus Künstlern, Schauspielern und Schriftstellern bestand. In dieser Gesellschaft fühlte der Prinz sich unbehaglich. Sie war ihm viel zu geistreich und plauderte ihm viel zu rasch. Er liebte langsame, spärliche Rede und verabscheute den Geist, diesen Feind, diesen Störer bequemer, träger Unterhaltung. Er hielt sich daher oft von den Abenden, manchmal auch von den Gastmählern seiner Frau fern, die ihn wegen angeblichen Unwohlseins zu entschuldigen hatte. In seiner Abwesenheit nahmen ihre Gäste die liebedienerische Gewohnheit an, die Baronin Prinzessin und Hoheit zu nennen. Als der Prinz es zum erstenmal hörte, runzelte er die Stirn und warf seiner Frau einen unwillig fragenden Blick zu. Sie errötete und wandte den Kopf weg. Er stellte sie, als sie allein waren, recht rücksichtslos zur Rede, sie brach in Tränen aus und begnügte sich zu sagen: „Ich habe mich nie für etwas ausgegeben, was ich nicht bin. Ich kann nichts dafür, wenn diese Republikaner nicht verstehen, was eine morganatische Ehe ist. Erkläre du es ihnen, wenn du willst." Das tat er nun freilich nicht, er schmollte nur mit ihr, wenn jemand sie in seiner Gegenwart Prinzessin nannte, und sprach dann mit Affektation von ihr als von der Baronin.

Der Tod der alten Herzogin, der um diese Zeit ziemlich plötzlich erfolgte, brachte dem Prinzen und der Baronin eine schwere Enttäuschung. Sie hatten gehofft, im letzten Willen aus dem sehr großen persönlichen Vermögen der Verstorbenen angemessen bedacht zu werden. Sie hinterließ ihnen aber einen

verhältnismäßig geringen Betrag, der knapp ausreichte, um alle alten Schulden endlich einmal zu begleichen, und begnügte sich im übrigen, dem zweiten Sohne eine mäßige Rente auszusetzen. Sie kannte ihren ältesten Sohn und Haupterben genug, um ausdrücklich die Erwartung auszusprechen, daß er die zeitherige Apanage des Prinzen Albrecht nicht etwa künftig um den Betrag der ihm von der Mutter vermachten Rente schmälern werde. Der Schwiegertochter ließ sie ihren in kühle fromme Worte gekleideten Segen und den Flügel, auf dem sie sich einst die Liebe ihres Gatten erspielt hatte und der ihr kostenfrei nach Paris geschickt werden sollte. Die Baronin fühlte sich durch dieses Vermächtnis verhöhnt. Der alten Herzogin traute sie die Bosheit nicht zu, wohl aber glaubte sie immer, daß ihr der schlechte Witz von dem Herzog, dessen ironischen Geist sie kannte, mit unschuldiger Miene eingeflüstert worden war.

Das reichlichere Jahrgeld gestattete eine etwas freiere Bewegung, aber die Hoffnung auf eine gesicherte Zukunft des Sohnes war zu Wasser geworden, und die ganze Familie hing nun endgültig von der Gnade des Fideikommißherrn ab. Das erweiterte den Riß zwischen dem Prinzen Albrecht und seinem Bruder dermaßen, daß der Prinz sogar darauf verzichtete in seinen Revieren zu jagen, so hart er dies auch entbehrte.

Der Kreis im Hotel der Rue Palestrina wurde mit der Zeit immer gemischter, und das war nicht zu vermeiden, wenn man ihn überhaupt zusammenhalten wollte. Die Gäste baten um die Erlaubnis, Freunde vorzustellen, und diese

konnten nicht verweigert werden, wollte man nicht mit jenen brechen. Die Elemente, die sich dazu drängten, mit einem echten Prinzen aus regierender Familie bekannt zu werden, der von der Seite seiner unstandesgemäßen Ehe wie durch eine tiefreichende Rampe bequem zugänglich war, diese Elemente waren naturgemäß nicht die besten. Snobs, die eine Hoheit auf ihrer Besuchsliste haben wollten, Ordensjäger ohne amtliche Stellung und Beziehungen in der Diplomatenwelt, Adelige, zweifelhafter oder einfach eigener Schöpfung, für die das Erscheinen in einem prinzlichen Salon eine Art Anerkennung ihres fragwürdigen Adelsbriefes bedeutete, wurden im Hotel der Baronin bald häufiger als Personen von unzweifelhaftem gesellschaftlichen Rang und vollwertige Schriftsteller und Künstler. Die Baronin gelangte ganz sachte dahin, ihren Umgang in zwei Reihen zu ordnen und sie räumlich und zeitlich auseinanderzuhalten. Ohne diese Vorsicht hätte sie bald die völlig einwandfreien Bekannten und sogar den Prinzen selbst aus ihrem Salon verscheucht. Auch so fühlte Prinz Albrecht sich im eigenen Hause immer unbehaglicher und entrann ihm so oft, wie er irgend konnte, um sich an den nahen Höfen von Gotheim und Hageland von der Luft der Villa Josefine frei zu atmen.

Etwas über drei Jahre nach der Ansiedlung in Paris holte der Prinz sich auf einer stürmischen nächtlichen Überfahrt nach Gotheim eine schwere Erkrankung, die den kaum fünfzigjährigen riesenhaften, scheinbar urkräftigen Mann wie einen Säugling nach ganz kurzer Zeit fällte. Der verhältnismäßig glückliche und glänzende Abschnitt des Lebens der

Baronin war zu Ende und sie begann einen Leidensweg zu wandeln.

Leute, die sich ihre Freunde nannten, setzten ihr in den Kopf, daß es vor dem Gesetze keine morganatische Ehe gäbe, daß altertümliche Bestimmungen eines fürstlichen Hausgesetzes vielleicht im Großherzogtum Löwenstein, sonst aber nirgendwo in der Welt rechtsgültig seien, und daß sie rechtmäßige Prinzessin Meißen-Löwenstein-Franka-Level sei. Sie glaubte diesen leichtblütigen Ratgebern und machte es von nun an zu ihrer Lebensaufgabe, ihrem einzigen Sohne, dem sie kein Vermögen hinterlassen konnte, wenigstens den ihm ihrer Meinung nach gebührenden Rang und Titel zu sichern. Sie war entschlossen, wenn nötig, auch den Kampf mit der Familie aufzunehmen. Ihr Hintergedanke war, den Titel des Sohnes, wenn die Familie ihn tatsächlich verleugnete und enterbte, auszumünzen. Es gab ja noch genug amerikanische Milliardärtöchter, die gern Hoheit und Verwandte der Königin von Gotheim werden wollten. Dann hatte er auch den Reichtum, ohne den ein Titel in unseren Tagen zu einem Spottnamen hinabsinkt, und sie zweifelte nicht daran, daß die Familie sich mit dem Besitzer eines überseeischen Riesenvermögens früher oder später aussöhnen würde.

Sie begann ihren Feldzug angesichts der aufgebahrten Leiche des Prinzen. Sie zeigte seinen Tod den allerhöchsten und hohen Verwandten und ihrem erlauchten Gönner in Wien in einem Telegramm an, das sie kühn „Prinzessin Josefine von Löwenstein" unterzeichnete. Die Meldung machte einen starken Eindruck auf die Empfänger, wie sie alsbald erfahren

sollte. Keiner von diesen antwortete. Die Gotheimer und Hagelander verweigerten ausdrücklich die Annahme. Die Depesche an den Großherzog kam mit dem Vermerk wieder: „Zurück an die Absenderin Baronin Gronendal in Paris.“ Ein Hofsekretär schrieb aus Wien amtlich und kurz angebunden, man sei allerhöchsten Orts über die Form der Todesanzeige unangenehm erstaunt gewesen und ermahnte aus alter Huld für den verstorbenen Hofkapellmeister Schwandtner seine Tochter, sich jetzt, wo sie durch den Tod des Prinzen ihre beste Stütze verloren habe, vor falschen Ratgebern ganz besonders in acht zu nehmen.

Die Baronin hatte den Leichnam des Prinzen einbalsamieren lassen. Von den ersten Feindseligkeiten der Familie nicht eingeschüchtert, telegraphierte sie ein zweites Mal an den Großherzog, um anzufragen, ob er Wert darauf lege, daß Prinz Albrecht in der Familiengruft zu Löwenstein beigesetzt werde. Sie wartete fünf Tage, und als keine Antwort kam, kaufte sie im Kirchhof von Montparnasse ein großes Erbbegräbnis und ließ den Prinzen dort bestatten. Das Leichenbegängnis erster Klasse kostete 15 000 Franken und war äußerst pomphaft. Da der Prinz das Großkreuz der Ehrenlegion besessen hatte — es war ihm bei seinem ersten Besuch in den Tuilerien von Napoleon III. verliehen worden, — wurde beim Begräbnis auch großes militärisches Gepränge entfaltet. Doch waren weder die französische Regierung noch die Familien Löwenstein-Franka und Bourbon vertreten. Die Zeitungen brachten lange hoch gefärbte Berichte über die Feier und erwähnten, daß Ihre Hoheiten die Prinzessin von

Löwenstein-Franka-Level und der Prinz Siegfried den verstorbenen Prinzen Albrecht zu seiner letzten Ruhestätte geleitet hatten. Darauf erschien drei Tage später im Amtsblatt von Franka mit gesperrter Schrift eine kurze Notiz, scharf und wuchtig wie ein Fallbeil, die besagte, Pariser Blätter wüßten allerlei von einer Prinzessin Josefine und einem Prinzen Siegfried von Meißen-Löwenstein-Franka-Level zu erzählen; Persönlichkeiten dieses Namens gäbe es nicht, und wenn jemand in Paris sich diese Titel beilege, so mache er sich eines groben Schwindels schuldig.

Wohl ein Dutzend ungenannte Freunde beeilten sich, der Baronin das Blatt zuzuschicken. Es traf sie ins Herz, stimmte sie aber nur noch streitlustiger. Vor Siegfried verbarg sie die böse Notiz, und da keine andere Zeitung sie wegen ihrer schroffen Fassung übernahm und das Frankaer Amtsblatt nicht eben zu den Weltblättern gehört, so blieb sie nicht nur Siegfried, sondern auch der Pariser Gesellschaft unbekannt.

Die Baronin errichtete dem Prinzen ein prächtiges Grabdenkmal, das unter dem großen Wappen und sämtlichen Titeln des Verstorbenen die Inschrift enthielt: „Ihrem unvergeßlichen Gatten seine untröstliche Witwe Prinzessin Josefine." Davon erhielt man in Löwenstein Kenntnis und es wurden auf halbamtlichem Wege Schritte getan, um bei den Pariser Behörden die Unterdrückung dieser Worte zu bewirken. Die Behörden verwiesen die Beschwerdeführer jedoch auf den Rechtsweg, und diesen mochte man nicht beschreiten, da man befürchtete, Pariser Gerichte könnten zugunsten der Baronin erkennen und ihr dadurch einen Rechtstitel schaffen, den sie

nach Löwensteiner Auffassung bis dahin nicht besaß. Man bestrafte sie auf andere Weise. Der Gothaer Hofkalender, der zwei Monate nach dem Tode des Prinzen Albrecht ausgegeben wurde, führte diesen nicht mehr auf und nannte auch die Baronin nicht mehr. Sie war mit ihrem Sohne aus dem geweihten Kreise ausgestoßen. Ihre Antwort darauf war, daß sie einem anschlägigen Kopfe das Geld zur Herausgabe eines „Klub-Almanachs" lieferte, den man mit großem Aufwand in der internationalen Gesellschaft zu verbreiten suchte und in dessen genealogischem Teile die Prinzessin und Prinz Siegfried an der richtigen Stelle unter den Mitgliedern des Hauses Meißen prangten. Darüber ärgerte man sich in Franka und Wien blau und verminderte die Apanage, die vierteljährlich geschickt zu werden pflegte, bei der nächsten Fälligkeit auf ein Drittel. Die Baronin schrieb an den Herzog, daß sie ein Wittum in angemessener Höhe fordere, und sandte ein Verzeichnis der vom Prinzen hinterlassenen Schulden und der Kosten seines Leichenbegängnisses und Grabdenkmals, auf deren Bezahlung sie bestand. Als sie keine Antwort erhielt, drohte sie mit gerichtlichen Schritten, und als auch dies nicht wirkte, ließ sie tatsächlich ihren Rechtsanwalt vorgehen, dessen erste ehrerbietig gefaßte Zuschrift sehr ungnädig aufgenommen und von der herzoglichen Kanzlei in Wien abgewiesen wurde.

Diese Streitigkeiten und Aufregungen füllten das Trauerjahr aus. Der Krieg war bis jetzt, wenn auch erbittert, doch still und im Schatten geführt worden. Er sollte nun in die Öffentlichkeit getragen werden und Siegfried, den die Baronin vorerst vom Kampfe ferngehalten hatte, an ihm teilnehmen.

Berta, die Vertraute ihrer Herrin, war in ihre Pläne eingeweiht. Sie sah mit tiefem Mißbehagen eine Zeit der Aufregungen und Widerwärtigkeiten ohne die geringste Wahrscheinlichkeit eines guten Ausganges hereinbrechen. Ihre Selbstsucht riet ihr die Politik der Ratten im sinkenden Schiffe. Ihre angeborene Gutmütigkeit sträubte sich einstweilen noch gegen diesen Rat. Es bedurfte aber nicht mehr vieler Abende wie dieses letzten, um das Zünglein der Wage nach der Seite der Selbstsucht hin ausschlagen zu lassen.

Zweites Buch

Als an dem Abend des Empfanges bei Frau Abeille die Baronin nach dem Wortwechsel mit Siegfried in ihr Schlafzimmer hinaufgegangen war, blieb dieser allein im Speisesaal zurück. Er fühlte, daß seine Erregung ihn nicht schlafen lassen würde. Er zündete eine Zigarette an und ging in den Garten hinaus. Nero lag vor seiner Hütte hinter den Stufen des Einganges. Das mächtige Tier gab tiefen Laut, als es des jungen Mannes ansichtig wurde, erhob sich, sprang mit zwei Sätzen auf ihn zu und duckte sich vor ihm. Siegfried streichelte ihm den großen, schönen Kopf und schlug, vom Hunde gleichen Schrittes begleitet, die geschlängelten Kiespfade ein. Der Vollmond stand hoch und Kies, Laub, Grashalmspitzen und Mauerwerk blinkten in seinem Lichte mit zarten Perlwirkungen. Siegfried betrachtete sinnend die blassen Farbenzerstreuungen aller kleinen glatten oder feuchten Flächen und sagte halblaut zu seinem vierfüßigen Begleiter: „Sieh mal, Nero, heute ist der Garten in Silbergala.“ Der Hund blickte ihn an und wedelte so kräftig, daß es einen Klopf gab, wenn sein Schwanz gegen Siegfrieds Bein schlug.

Das Wort hatte in seiner Vorstellung einen besonderen Sinn. Am großherzoglichen Hofe war die weißgrüne Livree

gewöhnlich mit Baumwollborten besetzt. Bei festlichen Gelegenheiten aber waren die Litzen aus Silber, und das nannten die Hofbediensteten die Silbergala. Siegfrieds Gedanken wanderten auf den Bahnen dieser Ideenassoziation nach Franka und er versenkte sich wieder einmal, wie er es so oft tat, in die Erinnerung an seine freudlose Jugend.

Er war zwischen seiner Pflegerin, der Frau Büchler, und seinem Erzieher, dem Dr. Pelgram, aufgewachsen. Jene war seit unvordenklicher Zeit um ihn, dieser wurde ihm beigegeben, als er neun Jahre alt geworden war. Frau Büchler kam zu Siegfried, als er von der Brust der Amme entwöhnt wurde. Sie war eine Wienerin, hatte zu jener Zeit ihren Mann, einen kleinen Hofbeamten, und vorher zwei Kinder verloren, sie stand allein in der Welt und konnte alles, was sie an Gefühl besaß, ihrem kleinen Pflegling widmen, als sie, eine leise tretende, vergrämte Vierzigerin, im Schloß Lindenheim einzog. Die Mutter erkannte bald, daß sie sich auf die ordentliche, kleine Matrone vollkommen verlassen konnte, und überließ ihr die Sorge und Verantwortlichkeit für das Kind ganz und gar. Frau Büchler zog ihn denn auch ganz allein groß und erhielt das Gnadenbrot, als er erwachsen war. Sie lebte in Paris bei ihm und war die einzige Person im Hausstande, gegen die er nie heftig wurde.

Dr. Pelgram war zehn Jahre lang sein Erzieher. Siegfried besuchte nie eine öffentliche Schule. Er wurde unter Dr. Pelgrams Leitung zu Hause unterrichtet. Als er neunzehn Jahre alt war, bestand er mit großer Not, mit allen zulässigen und einigen anderen Befreiungen die Reifeprüfung.

Man nahm an, daß Dr. Pelgram sein Werk vollendet hatte, der Großherzog verlieh ihm den Professortitel und er wurde unter Anrechnung der bei Siegfried verbrachten Zeit in den staatlichen Schuldienst von Franka übernommen. Die Beziehungen zwischen Zögling und Erzieher waren auch in den letzten vier Jahren nicht abgebrochen worden. Man wechselte Briefe und Pelgram kam jährlich auf einige Tage nach Paris, wenn er nach seiner Gewohnheit seinen Bruder in Gotheim besuchte, der deutscher Privatsekretär und Bibliothekar der Königin war und ihm seinerzeit die Erzieherstelle bei Siegfried verschafft hatte. Große Herzenswärme bestand zwischen dem ehemaligen Lehrer und Schüler nicht. Dr. Pelgram war zu kühl, zu sarkastisch, zu vorsichtig zurückhaltend, um ein junges, hingebungsfreudiges Gemüt anzuziehen, aber er interessierte sich genügend für Siegfried, und dieser empfand Achtung vor ihm und war überzeugt, daß er in allen zweifelhaften Lebenslagen bei ihm verständigen und heilsamen Rat finden würde.

Ein Kind ist sonst das einigende Band zwischen seinen Eltern. Siegfried war das nie gewesen. Prinz Albrecht liebte ihn nicht. Seine unbewußte, triebhafte Rassenempfindung fühlte sich abgestoßen von dem Halbblut, das wie mit herausforderndem Hohn den Löwensteiner Typus schöner und vollkommener zeigte als die echten Sprößlinge des Hauses. Er trug ihm auch nach, daß er die zwingende Ursache seiner Mißheirat gewesen, die ihn immer noch reute, wenn er über sich und sein Leben nachdachte, was allerdings zum Glück sehr selten geschah. Josefine las immer deutlich in der schlichten

Seele ihres Gemahls. Sie sah, daß ihm die Gegenwart Siegfrieds unangenehm war. Ihr lag aber daran, den Prinzen Albrecht nicht von sich wegzuscheuchen, und damit das Kind ihn nicht von ihr entfernte, entfernte sie das Kind von sich. So lebte Siegfried verlassen und still in einem Flügel des Schlosses Lindenheim, zuerst mit Frau Büchler, dann mit ihr, Dr. Pelgram und einem Diener. Er begleitete seine Eltern nie auf ihren Reisen. Er wurde nie gezeigt, wenn hoher Besuch da war. Er wäre nie in das großherzogliche Schloß gekommen, wenn die Großherzogin ihn nicht von Zeit zu Zeit ausdrücklich verlangt hätte. Dieser gütigen Fürstin gegenüber war der gegen alle anderen scheue, trotzige und unliebenswürdige Knabe unbefangen und anmutig, wie es seinem Alter entsprach, und die kinderlose Frau hatte eine wehmütige Freude an seinen naiven Huldigungen, in denen verhaltene, doch tiefe Liebe und Bewunderung nach Ausdruck rang. Das natürliche, schlichte Gemüt der Großherzogin empfand dunkel, daß an diesem schuldlosen Kinde vor und nach seiner Geburt viel gesündigt worden war und daß es eine Pflicht des Gutmachens gab, die am ersten der väterlichen Familie oblag.

Als Siegfried größer wurde, konnte der Verkehr in dieser harmlosen Form nicht fortgesetzt werden. Immerhin fuhr die Großherzogin fort, ihn zu duzen, er durfte sie im engsten Kreise Tante nennen und sie erinnerte sich regelmäßig seiner Geburtstage, um ihm durch irgendein zartfühlend gewähltes Angebinde eine Freude zu machen. Ein anderes Herz, das er sich eroberte, war das der Königin von Gotheim. Ob-

schon seine Eltern ihn systematisch von den Familienversammlungen fernhielten, wurde die Königin bei einem ihrer Besuche in Franka auf einem größeren Hoffeste zufällig seiner ansichtig. Er war damals ein sechzehnjähriger, hoch aufgeschossener linkischer Junge, der mit seinen langen Beinen und Armen nichts anzufangen wußte und sich in seiner Angst vor der drohenden Rangordnung an den Wänden entlang drückte, fern vom Vater, der in unerreichbarer Ferne glänzte, auch meist gesondert von der Mutter, die ihren Platz in der ersten Reihe der nicht fürstlichen Hofgesellschaft zu behaupten hatte. Als die Königin ihn erblickte, blieb sie überrascht stehen und fragte den Großherzog, an dessen Arme sie durch den Saal schritt, wer der junge Herr sei? Er war nämlich das verblüffende Ebenbild ihres noch immer angebeteten Gatten, wie sie ihn als neunzehnjährigen Jüngling kennen und lieben gelernt hatte, und die unerwartete Erscheinung blätterte ihr Lebensbuch um zwanzig Jahre zurück. Großherzog Hilarius konnte nicht anders, als der Schwägerin den nach seiner Auffassung von der Bank gefallenen Neffen vorstellen, Prinz Albrecht, für den die Königin von jeher viel übrig hatte, mußte auch zur Gruppe treten, die Königin richtete leutselige Worte an den erglühenden, tief verwirrten Jüngling, machte seinem Vater schmeichelhafte Vorwürfe, daß er ihr den Baron nie vorgestellt habe, und äußerte den Wunsch, er solle ihn mitbringen, wenn er sie nächstens wieder einmal besuche. Prinz Albrecht hätte eine Grimasse gemacht, wenn er nicht von Kindesbeinen gelernt hätte, seine Mienen stumm zu halten, aber ein Wunsch der Königin war ein Befehl, und

auf seiner nächsten Reise nach Gotheim begleitete ihn Siegfried. Das war das erste und einzige Mal, daß er allein mit seinem Vater in die Welt ging. Die Erinnerung an diese Woche in Gotheim lastete noch immer wie ein Alpdruck auf ihm. Prinz Albrecht kümmerte sich nicht um ihn, sprach kaum je mit ihm, machte ihn mit niemand bekannt. Gleichwohl kam ihm die Hofgesellschaft sehr entgegen, da sie sah, daß die Königin ihn häufig in ihre Nähe zog und, ohne gerade viel mit ihm zu sprechen, viele kleine mütterliche Aufmerksamkeiten für ihn hatte, aber die Vorstellungen wurden vom Hofmarschall vollzogen, der immer nur den „Baron von Gronendal" nannte und jeden Hinweis auf sein Familienverhältnis zum Prinzen Albrecht unterließ. Hier machte ihn das Zeremoniell dem Vater noch weit fremder als zu Hause und seine Bitterkeit übermannte ihn derartig, daß er fast einen tollen Jungenstreich ausgeführt hätte und bei Nacht und Nebel aus dem Palast entwichen wäre, hätte er nicht rechtzeitig in dem Sekretär der Königin, dem Bruder seines Erziehers, der sich seiner annahm, eine Anlehnung gefunden.

Nach der Reifeprüfung empfing Großherzog Hilarius ihn und seinen Erzieher, sprach dem Dr. Pelgram seinen Dank und seine Anerkennung aus und entließ ihn gnädig mit der Ankündigung, daß er ihn zum Professor ernannt habe. Mit Siegfried allein geblieben, fragte er ihn fröhlich: „Nun, mein lieber Siegfried, was willst du mit dir anfangen? Dienen oder studieren?"

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht," war Siegfrieds Antwort, die den Großherzog unangenehm berührte.

Denn er hatte darauf gerechnet, daß der junge Mann freudig erwidern würde: „Natürlich dienen."

„Gut, so denke darüber nach, es ist Zeit," sagte der Großherzog kurz, und die Unterredung hatte eine Ende.

Siegfried fiel es nicht ein, in dieser lebenswichtigen Frage von seinen Eltern einen Rat zu verlangen. Er fühlte, daß sie ihm nichts zu sagen wußten, was ihm heilsam wäre. Wohl aber öffnete er sich dem Dr. Pelgram. „Was soll ich werden, Herr Professor?" „Na, doch selbstverständlich Soldat," beschied ihn sein Lehrer ohne Zögern. „Glauben Sie wirklich, daß ich zum Gehorchen Beruf habe?" „Mir gegenüber," erwiderte Dr. Pelgram mit dem ihm eigentümlichen sarkastischen Lächeln, „haben Sie einen derartigen Beruf ja recht wenig hervorgekehrt, aber in der guten Schule des Heeres mag er sich bei Ihnen entwickeln. Das bißchen Gehorchen ist dort überdies durch viel Befehlen verdünnt." Siegfried nahm seine verstockteste Miene vor und schüttelte den Kopf. „Was möchten Sie denn sonst werden, mein lieber Baron Siegfried?" „Unabhängig." „Das ist der Traum eines hochgemuten Knaben. Unabhängig ist niemand, der in eine organisierte Gesellschaft eingeordnet ist. Unser Großherzog ist es auch nicht. Nichts verhindert Sie, es im Dienst zum kommandierenden General zu bringen, und das, scheint mir, ist ein Ziel, das jedem Ehrgeiz genügen kann." Da er sah, daß er Siegfried nicht überzeugte, so ließ er ab. Er war schließlich nicht mehr der Erzieher des jungen Mannes, er hatte für sein Tun und Lassen keine Verantwortlichkeit und er empfand kein Bedürfnis, aus reiner Liebe zur Kunst mit seinem harten Kopf zusammenzu-

stoßen. Er schloß daher die entscheidende Unterredung mit den Worten: „Sie haben einen Rat verlangt. Ich habe ihn Ihnen nach bestem Wissen gegeben. Es steht Ihnen aber natürlich frei, zu tun, was Ihnen gefällt."

Nach einigen Tagen, während welcher er noch verschlossener war als gewöhnlich, richtete er zum unverhohlenen Erstaunen des Prinzen Albrecht beim Mittagessen, der einzigen Gelegenheit, wo er mit seinem Vater zusammen war, wenn er nicht jagte, reiste oder im Palaste speiste, das Wort an ihn und berichtete ihm kurz und schüchtern über die Unterredung mit dem Großherzog. Der Prinz zog die Stirn kraus und bemerkte: „Der Großherzog hat mir kein Wort davon gesagt. Es war sehr gnädig von ihm, sich mit deiner Zukunft zu beschäftigen. Warum hast du denn nicht gesagt, daß du die Entscheidung in seine Hände legst?" „Er hat sie doch ausdrücklich mir anheimgestellt," wandte Siegfried kleinlaut ein. „Du weißt nicht, was sich gehört," fuhr ihn sein Vater so heftig an, daß Josefine ihn bat: „Aber mein Engel, sei doch nicht gleich so aufgebracht."

Die Mahnung wirkte ein wenig, der Prinz blieb jedoch mürrisch. „Nun, hast du inzwischen nachgedacht?" „Ja, Papa." „Also welche Waffe?" „Ich möchte nicht dienen, Papa." „Nicht dienen? So so! Ei ei! Was möchtest du dann werden? Wahrscheinlich Musikus?" Sowohl Siegfried als Josefine wurden feuerrot, aber Prinz Albrecht merkte es nicht oder kümmerte sich nicht darum. Sein Sohn bäumte sich jedoch unter dem grausamen Wort auf und sagte fest: „Zum Musikus gehört Talent, und das hat nicht jeder. Es

kann auch nicht im Gnadenwege verliehen werden. Ich weiß, daß ich vielerlei möchte, aber ich weiß nicht, wozu ich befähigt bin. Darum will ich zunächst studieren. Im Laufe des Studiums werde ich hoffentlich mit mir ins Klare kommen."

Die ungewohnt lange Rede seines Sohnes reizte den Prinzen. „Bei uns," sagte er, „ist man sonst nicht im Zweifel, was man werden soll und wozu man befähigt ist. Freilich, dein Fall ist anders." „Gerade darum," antwortete Siegfried so kalt und kühn, daß es seine Eltern tief überraschte. „Wäre ich Prinz und Hoheit, so brauchte ich mir über meinen Beruf und meine Fähigkeit auch nicht den Kopf zu zerbrechen. Da ich es aber nicht bin —" „Sprich nur, wenn ich dich frage!" war alles, was Prinz Albrecht grimmig zu erwidern fand. Er sprach mit seinem Sohne nicht weiter über seine Zukunft, und als Josefine später unter vier Augen auf die Sache zurückkam, brummte er: „Der Bursche soll tun, was er will. Wenn er studieren will, so soll er studieren. Das ist ja jetzt auch in unseren Kreisen die große Mode. Nur soll es nicht zu viel kosten." „Das soll meine Sorge sein," beruhigte ihn Josefine, und damit war die Angelegenheit erledigt.

Siegfried bezog die Landesuniversität und sprang bei der vornehmsten Verbindung ein. Behörden und Kommilitonen räumten ihm die bevorzugte Stellung eines Inkognitoprinzen ein, er kneipte, ging auf Bestimmungsmensuren los, gab so viel Geld aus, daß seine Mutter nun doppeltes Kopfzerbrechen hatte, und unterhielt sich überhaupt königlich. Das Studium ließ er sich nicht sauer werden, doch belegte er immerhin, wenn auch ohne sichtbaren Plan, einige Kollegien

und besuchte sogar tatsächlich die Vorlesungen eines Historikers und eines Professors der Kunstgeschichte. Diese Herrlichkeit dauerte zwei Semester. Dann erfolgte der Bruch mit dem Großherzog und die Übersiedelung seiner Eltern nach Paris. Seine Mutter eröffnete ihm, daß sie seinen Wechsel auf ein Drittel herabsetzen müsse. Er vermaß sich, auch damit auszukommen. Er mußte sich aber bald überzeugen, daß dies weit über seine Kräfte ging. Sein Wechsel reichte kaum einen halben Monat weit. Dann mußte der Kredit herhalten. Dieser war bald erschöpft. Die Manichäer des Korps wußten in seinen Verhältnissen zu genau Bescheid, um ihn für kreditwürdig zu halten. Die verwegensten Halsabschneider wagten kein Wuchergeschäft mit ihm. Der Pump, den er bei den Korpsbrüdern anlegte, versagte bald und machte ihn mißliebig. Unter solchen Verhältnissen war der Aufenthalt auf der Universität kein Vergnügen mehr und er folgte nach wenigen Monaten seinen Eltern. Der Entschluß wurde ihm um so leichter, als er ohnehin nicht ernstlich daran gedacht hatte, sich für ein Fach zu entscheiden und das Studium regelrecht mit einer Prüfung zu beschließen.

Er lebte seitdem in Paris ein ödes Dasein des schauerlichsten Müßigganges. Manchmal übermannte ihn die Langweile derartig, daß er zwischen den tollsten Abenteuerplänen und Selbstmordgedanken schwankte; dann wieder machte er eine große Anstrengung, um seinem Leben einen Inhalt zu geben. Er versuchte sich dilettantisch in allerlei Beschäftigungen, allerdings vorzugsweise den leichtesten. Er übersetzte aus dem Französischen ins Deutsche und umgekehrt und brachte

die Übersetzungen durch die Beziehungen einiger Besucher des Salons seiner Mutter in Zeitschriften unter. Statt der Unterschrift setzte er eine kleine Bügelkrone hin und es machte ihm Freude, sich in dieser Form gedruckt zu sehen. Aber das Vergnügen dauerte nicht lang, denn er sah ganz gut, wie untergeordneter Art es war. Freilich trug es zu seiner Ernüchterung wesentlich bei, daß seine Mutter die Übersetzungsspielerei erschütternd ernst nahm, ihn überschwänglich lobte, so oft er einige weiße Seiten geschwärzt hatte, ihrem Kreise gegenüber von seiner schriftstellerischen Begabung den Mund voll nahm und äußerst wichtig tat, wenn sie ihm die frohe Kunde zu bringen hatte, daß es ihrer Empfehlung gelungen sei, eine französische Übersetzung von ihm in der Wochenschrift ihrer Freundin Madame Abeille oder eine deutsche im Frankfurter „Salonblatt", dessen Herausgeberin sie in der Frankaer Zeit begönnert hatte, unterzubringen. Er empfand diese Breitspurigkeit als grotesk und gab nach kurzer Zeit die Schreiberei, die ihm geistig gar nichts bot, auf, um seine nutzlose Zeit mit Sport zu vertrödeln. Er fuhr Rad, besuchte einen Schießstand und hatte, zum erstenmal in seinem Leben, Ausdauer genug, um es zur Meisterschaft mit der Pistole zu bringen. Dafür interessierte sich sogar Prinz Albrecht, dem Bekannte von den Kunststücken seines Sohnes erzählten. Als Büchsenschütze ersten Ranges hatte er auch für die Geschicklichkeit mit anderen Schießwaffen Verständnis und er ließ sich aus eigenem Antrieb herbei, einmal einem Wettschießen beizuwohnen, aus dem Siegfried als zweiter Sieger hervorging. Er nahm jedoch heftigen Anstoß daran, daß der „Vercingetorix"

in seinem Bericht über das Sportfest wiederholt vom „Prinzen Siegfried" sprach, und kümmerte sich nie wieder um diese Liebhaberei seines Sohnes. Minder harmlos als all das waren Ausflüge in die Kulissen kleiner Theater, auf welchen vergnüglichen Forschungsreisen zwei junge Leute, die von seiner Mutter empfangen wurden, die Barone Dormans, seine beflissenen Lotsen waren. Die Damen, mit denen die beiden ortskundigen Brüder ihn bekannt machten, behandelten ihn als Prinzen und erwarteten von ihm das gleiche, dazu aber langte sein Taschengeld nicht entfernt, um so weniger, als die Barone Dormans das vornehme Talent, sich immer freihalten zu lassen, in außergewöhnlicher Entwickelung besaßen. Dadurch geriet er in peinliche Klemmen, aus denen ihn die Mutter befreien mußte, was stets mit Demütigungen seines Selbstgefühls verbunden war.

Aus der Versumpfung, die fast zwei Jahre dauerte, rüttelte ihn die kurze Krankheit und der Tod seines Vaters auf. Prinz Albrecht war auch auf seinem Sterbebette gleichgültig und selbstsüchtig geblieben, wie er es sein Leben lang gewesen. Es kam zu keiner Aussprache und zu keiner innigen Annäherung zwischen Vater und Sohn, und ehe Prinz Albrecht sich darüber klar wurde, daß er schwer krank war, schloß er die Augen für immer. Über seinen Hingang empfand Siegfried keinen Schmerz. Wohl aber hatte er mit sich selbst tiefes Mitleid, daß er, ein einziges Kind, in der Stunde der ewigen Trennung vom Vater, nicht das geringste Leid, keine einzige jener Regungen empfinden konnte, die durch jede Menschenseele in solchen Augenblicken beben. Es schien ihm,

als wäre er nicht aus seinem natürlichen Kreis allein, sondern aus der Menschheit selbst ausgeschlossen, und als er hinter dem pomphaft mit nickenden Straußfedern und versilberten Engelstatuen aufgedonnerten Leichenwagen seines Vaters in einigem Abstand von dem feierlichen Zeremonienmeister mit den Bändern und Sternen der Großkreuze auf purpurnem Samtkissen einherschritt, da überwältigte ihn das Gefühl seiner Vereinsamung derart, daß es ihm reichlich Tränen erpreßte. Aber Trauer um den Vater hatte nicht den kleinsten Anteil an seinem Schluchzen. Er weinte aus ohnmächtigem Zorn gegen den Mann, der so schwer an ihm gesündigt hatte, und aus Kummer über sein eigenes Schicksal, daß er formlos und unheimlich vor sich sah wie ein schweres, schwarzes, geballtes Haufgewölk.

Das Trauerjahr war für ihn wirklich ein solches, aber im Mittelpunkt seiner Trauer stand er selbst. Er mußte fortwährend an seine Zukunft denken und wußte schlechterdings nicht, wie er sie sich vorstellen sollte. Er kam häufig so weit, daß er den Diener Janusz aus tiefstem Herzen beneidete. Dieser verschmitzte Bursche hatte doch in der Gegenwart einen bestimmten Pflichtenkreis und für die Zukunft Pläne, Hoffnungen, ein Ziel, wonach er strebte. Siegfried aber hatte nichts dergleichen. Selbst in seinen Träumen trieb er wie ein steuerloses Schiff, von augenblicklichen Stimmungen und Einfällen wie von Winden und Strömungen umwirbelt.

Seine Mutter stand ihm nach wie vor fremd gegenüber. Die Gewohnheit, ihn von sich fernzuhalten, überlebte deren Ursache: die feige Rücksicht auf den Prinzen Albrecht. Sie

hatte immer ihre Berta um sich, die ihr Vertraute, Beraterin, Trösterin sein mußte. Mit ihr heckte sie ihre Feldzugspläne gegen die Familie ihres Gatten aus. Den Sohn in sie einzuweihen, hielt sie für überflüssig. Er erfuhr aber doch, was sie vorhatte; denn Berta schüttete ihr unzufriedenes Herz vor der Landsmännin, der Frau Büchler, aus, und die alte Pflegerin sagte alles, was sie erfuhr, sofort brühwarm ihrem Pflegling wieder.

Die Eroberung des Titels und Ranges seines verstorbenen Vaters? Warum nicht? Das war etwas Greifbares. Das gab seinen Wünschen eine bestimmte Richtung und in seiner Haltlosigkeit war er seiner Mutter schon dafür dankbar, daß sie ihm einen festen Punkt wies, an den er mindestens Hirngespinste knüpfen konnte. Er dachte nur noch an den bevorstehenden, an den begonnenen Kampf, er verfolgte mit wachsender Erregung dessen Einzelheiten und kam aus dem Ärger über die Mittel nicht heraus, womit die Mutter ihn führte. Sie schienen ihm kindisch und lächerlich. Es fiel ihm jedoch nicht ein, sich der Mutter gegenüber zu äußern. Das Mißverständnis zwischen den beiden bedauernswerten Menschen war unheilbar. Siegfried sah einen schwer beleidigenden Mangel an Vertrauen und eine äußerst kränkende Geringschätzung darin, daß seine Mutter ihn weder in ihr Vorhaben einweihte noch seine Mitwirkung anrief. Die Baronin hielt ihn tatsächlich aus ganz anderen Gründen von ihren Bestrebungen fern. Sie liebte ihn auf ihre Weise, wenn auch mit einem schmerzlichen Nebenton von Gewissensbissen wegen der bisherigen Vernachlässigung ihrer Mutterpflicht.

Sie gedachte den Fehler gutzumachen, indem sie ihm alle Kämpfe ersparte, überall selbst in die Bresche trat, die erforderlichen Angriffe selbst unternahm, alle Streiche mit ihrem Leib auffing und ihm schließlich den Siegespreis überreichte, um den sie allein geblutet haben würde.

Hätten die beiden sich ein einziges Mal frei aussprechen können, Siegfried hätte gesagt: „Mutter, warum läßt du mich nicht deine Mühe teilen?" und die Baronin hätte geantwortet: „Mein Kind, ich schulde dir klare Verhältnisse und will sie dir erstreiten, ohne dich peinlichen Anstrengungen und Ungewißheiten auszusetzen. Du sollst glatt erben, was dir von deinen Eltern zukommt, und dich nicht darum niedrig zu rackern haben." Sie wären einander dann vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben an die Brust gesunken und hätten ihre Hände ineinandergelegt, um fürder vereint auf das Ziel loszuwandern, dem sie nun einmal zustrebten. Aber sie fühlten einander nicht mehr. Die Seiten ihres Wesens, die sie einander zukehrten, waren starr und kalt und die heilsame Annäherung fand zwischen ihnen nicht statt.

Alle diese Erinnerungen und Gedanken wimmelten ihm im Tumult durch den Kopf, von den verstimmenden Eindrücken der Soiree bei Frau Abeille und dem harten Wortwechsel mit der Mutter wie ein Ameisenhaufe von einem roh stöbernden Stocke aufgestört. Wie er auf dem knirschenden Kies der Gartenpfade auf und ab ging, wurde er jedoch allmählich ruhiger und er fühlte seine Bitterkeit weichen. Er erlitt unbewußt eine Einwirkung, auf die er erst nach einiger Zeit aufmerksam wurde. In einem der Nachbar-

hotels war noch Gesellschaft beisammen. Eine frische, geschulte Frauenstimme sang den „Erlkönig", dann spielte eine löbliche Hand die Mondscheinsonate und die Pathetica und nun flatterten einzelne Phrasen eines Violinstückes zu ihm herüber, das er anfangs nicht erkennen konnte, da die Tonfolgen aus dem Zusammenhange gelöst an sein Ohr drangen und die aufbrausenden Forti von undeutlich murmelnden Piani getrennt waren wie blankschäumende Wogenkämme von dunkeln, weiten Wellentälern. Er blieb unwillkürlich stehen, um die abgerissenen süßen Geigentöne nicht zu verlieren, und trat nach einer kleinen Weile in eine dunkle Laube, wo er bequemer zuhören konnte. Seine Spannung glich sich aus, als er ein Concerto von J. S. Bach erkannte.

Plötzlich hörte er die Haustür leicht ins Schloß fallen und einen schwebenden Schritt die Stufen herunterhuschen und über den Klinkerpfad gleiten. Nero, der sich Siegfried zu Füßen gelagert hatte, erhob gleichzeitig den Kopf und stieß ein kurzes Gebell aus. Siegfried legte ihm beruhigend die Hand auf die kühlfeuchte Schnauze, während ihn eine klare, energische Stimme von außen anrief: „Ruhig, Nero! Wo bist du? Komm, Nero!"

Siegfried erkannte Nicoline. Er erhob sich vom Korbstuhl, der Hund sprang auf seine Füße und das Tier und sein Herr traten dem jungen Mädchen an dem Eingang der mit welkendem Gaisblatt übersponnenen Laube entgegen.

Das junge Mädchen blieb überrascht stehen, als die beiden Gestalten im Mondlicht sichtbar wurden.

„Sind Sie auch hinuntergegangen, Prinz?"

Er stutzte. Es war das erstemal, daß sie ihm diesen Titel gab. Die wenigen Male, daß sie ihn in den paar Tagen seit ihrer Ankunft angesprochen, hatte sie ihn Baron Siegfried genannt.

„Ich war nicht schläfrig, ich wollte noch eine Zigarette rauchen. Aber Sie, Nicoline, werden Sie sich nicht erkälten?"

„I wo! Sie sehen ja, daß ich wie ein Marktweib in ein dickes Tuch gehüllt bin. Überdies bin ich von Eisen. Ich weiß nicht, was Erkältung ist."

Beide verstummten. Nero leckte mit seiner großen Zunge hörbar die Hand des jungen Mädchens. Das Violinkonzert in der Nachbarschaft rauschte abwechselnd laut auf und sank in ein schwaches Wimmern zurück. Nicoline und Siegfried lauschten wortlos. Nach einiger Zeit hörte man durch die Entfernung und geschlossene Fenster gedämpftes Händeklatschen, dem Stille folgte.

„Nichts ist so märchenhaft wie ferne Geigentöne in der Nacht, die der Wind stoßweise heranweht. Es erinnert an Düfte aus einem Zaubergarten, über den eine Brise hinstreicht," schwärmte Nicoline.

„Sind Sie so sentimental, Nicoline?" fragte Siegfried etwas spöttisch.

Nicoline warf lachend den Kopf empor. „Ich? Sentimental? Da sind Sie schief gewickelt — pardon, da irren Sie sich. Aber ich bin jeder Schönheit zugänglich. Sehr. Ich kann nichts dafür."

„Dafür braucht man sich doch nicht zu entschuldigen."

„Gewissermaßen doch. Es gibt Schönheiten, die aus der Mode gekommen sind. Zum Beispiel ein Garten, der im Mondlicht schwimmt und von unbekannter Musik erfüllt ist. Das war Anno Geibel entzückend. Heute muß man das alles banal oder provinzial verachten. Das ist Vorschrift. Ich kümmere mich aber nicht um Vorschriften."

Siegfried sah sie von der Seite an und ließ seine Zigarette ausgehen. Das schöne Mädchen trug einen Seidenschal kreuzweis über die Brust geschlungen und rückwärts geknotet, und über den Kopf hatte es ein weißes Spitzentuch nach Mantillenart geworfen. Ein roher Drang regte sich in ihm, Nicoline heftig an sich zu ziehen und in seine Arme zu drücken, daß sie aufschrie. Er hielt jedoch an sich und schämte sich seiner selbst. Sie stand arglos und vertrauend neben ihm, sie wohnte als Gast unter seinem Dache, sie war die Schutzbefohlene der Mutter. Es wurde ihm indes unheimlich, mit ihr in der Nacht am Eingang der dunkeln Laube allein zu sein, und er sagte stockend: „Wir wollen aber nicht — hier — stehen —"

„Nein. Wir wollen uns ein wenig setzen," antwortete sie, trat in die Laube und ließ sich in einen der vier Korbstühle nieder, die um einen Gartentisch standen.

Er sah ihr mit starrem Staunen nach, rührte sich aber nicht.

„Kommen Sie nicht auch herein? Haben Sie Angst vor mir?" fragte sie heiter.

„Sie sind fabelhaft," murmelte er und näherte sich langsam dem Stuhl ihr gegenüber.

„Bin ich auch," erwiderte sie einfach, während er sich zögernd niederließ.

War dieses junge Mädchen eine dreiste, raffinierte Kokette? Suchte sie ein niedriges Abenteuer wie das erstbeste Dienstmädchen auf seinem Sonntagsausgange? Oder war dies keusche, stolze Harmlosigkeit, das seelenruhige Vertrauen der Unschuld? Er kannte sie erst seit wenigen Tagen näher, wenn er sie auch in früheren Jahren als kleines Mädchen nicht selten gesehen hatte. In diesen paar Tagen, seit ihrer Ankunft, war er noch nicht mit ihr allein gewesen. Er wußte von ihr bis jetzt nur, daß sie schön und hochgemut, und er erriet, daß sie klug war. Er erriet es an dem, was sie sagte und was sie verschwieg, und an der Sicherheit, mit der sie seine Mutter behandelte, sichtbar ehrerbietig, unsichtbar überlegen. Er wußte schlechterdings nicht, wie er sich zu ihr stellen sollte. Ritterlichkeit und schlechte Gewohnheiten, die er als Student und als Stammgast der Kulissen kleiner Theater erworben, rangen in ihm heftig miteinander und der Sieg war noch sehr unentschieden, als Nicoline ihn aufs neue mit der Frage verblüffte:

„Haben Sie eine Zigarette, Prinz?"

„Was! Rauchen Sie?"

„O, nur selten und verstohlen, aber dann um so lieber. Mama verbietet es — Mamas verbieten immer, das scheint ihre Aufgabe im Leben — und ich betrübe sie nicht gern. Auch komme ich nicht leicht dazu. Ich kann doch nicht gut in

einen Laden gehen und ein Päckchen Zigaretten kaufen. In Diesa besorgten mir Freundinnen ab und zu das Nötige. Hier werde ich wohl Sie zum Lieferanten meines Lasters ernennen müssen. Wollen Sie, Prinz?"

Siegfried war nicht schlagfertig. Er reichte ihr schweigend seine Zigarettentasche und riß ein Streichholz an, dessen kurze Flamme ihm ein schelmisches Lächeln Nicolines zeigte. Er empfand in ihrem Übermut eine kleine Beimischung von Hänselei. Sie machte sich wohl ein wenig über ihn lustig. Diese Vorstellung erleichterte es ihm wesentlich, kaltblütig zu bleiben.

Sie tat einige kräftige Züge, so daß duftiger Qualm durch die Laube wallte. Das glühende Pünktchen ihm gegenüber hypnotisierte Siegfried. Beide hörten mäuschenstill zu, wie jetzt eine zahlreiche Gesellschaft sich aus einem der Nebenhotels ergoß und halblaut plaudernd und kichernd nach dem Ausgang der Cité Dubois strömte. Nero war aufgesprungen, in einigen Sätzen zum Gartengitter gelaufen, und begleitete die Vorübergehenden mit seinem dröhnenden Gebell.

„Sind Sie gern in Paris?" fragte Siegfried, um nur etwas zu sagen.

„O, ich komme seit einer Woche nicht aus dem Entzücken heraus!" rief Nicoline. „Wie lieb und gut von der Prinzessin, daß sie mich hier haben wollte! Ich bin ihr so dankbar! Und auch meiner armen Mama, daß sie es über sich gebracht hat, mich von sich zu lassen."

„Ihre Mama hat sie wohl sehr lieb?"

Nicolines Antwort klang verwundert: „Ja, kann denn das anders sein?"

„Es kann," gab er hart und kurz zurück.

Sie warf den glimmenden Rest der Zigarette weg.

„Noch eine gefällig?"

„Nein. Eine genügt. Ich glaube Ihnen nicht, Prinz. Eine Mutter hat ihr Kleines immer lieb. Ein Vater — freilich — das ist etwas anderes."

„O, ein Vater!" murmelte Siegfried und es lag in seinem Ton so viel Bitterkeit, daß Nicoline sich nicht enthalten konnte, mit weicher Stimme, die ganz anders klang wie bisher, zu bemerken: „Armer Prinz, wie Sie das sagen! Und Sie haben sich doch noch nicht allzu sehr zu beklagen."

„Was?" brach er heftig aus und es war nur darum kein Aufschrei, weil die Stimme durch die knirschenden Zähne filterte; „ich soll mich nicht zu beklagen haben? Sie sind unsere Hausgenossin. Sie sind schon heute Abend Zeugin eines Auftrittes gewesen. Sie werden noch mehr dergleichen erleben. Es wäre Unsinn, vor Ihnen heimlich zu tun. Und es ist ja selbst vor Fernstehenden nichts daran zu verheimlichen. Sehen Sie nicht, daß mein Vater wie ein Elender an mir gehandelt hat?"

„Prinz! Prinz! Nicht doch! Es ist mir schmerzlich, den Sohn so vom Vater sprechen zu hören."

„Prinz! Prinz! Wenn ich will, kann ich aus dem Wort Spott heraushören. Und doch, wenn Sie mich Baron nennen, empfinde ich es als Feindseligkeit und kränkende Absicht,

obschon ich kein förmliches Recht dazu habe. Ich bin beinahe ärger daran als ein Findelkind. Wäre ich eins, so würde ich mir wahrscheinlich wie alle Findelkinder einen wunderbaren Roman meiner Geburt zusammenträumen und mir einbilden, ein unerkannter Königssohn zu sein, und meine Familiengeschichte in Märchen und Kolportageromanen lesen. Die ausschweifendsten Träume des Findlings sind in meinem Falle buchstäbliche Wahrheit. Ich bin ein Prinzensohn. Aber wenn ich als das gelten will, was ich bin, so werde ich verhöhnt oder verfolgt oder beides. Warum? Es ist doch wahr! Ich bin doch nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen der Sohn des Prinzen Albrecht und meine nächsten Blutsverwandten, meine Oheime und Vettern sind doch die größten Kaiser und Könige der Erde. Und man fordert von mir, daß ich meines Vaters Brüder nicht als Oheime und meines Vaters leibliche Geschwisterkinder nicht als meine Vettern ansehen soll. Das ist doch eine himmelschreiende Gewalttätigkeit."

„Was wollen Sie! Das Gesetz der Ebenbürtigkeit ist eben auch ein Gesetz."

„Meinetwegen. Dagegen habe ich ja nichts. Ich mache ja keinen Anspruch auf die Thronfolge. Und das allein kann doch der praktische Zweck der Ebenbürtigkeitslehre sein. Aber darf man mich aus meiner natürlichen und gesetzlichen Familie hinauswerfen, weil mein Vater so geschmackvoll war, eine Künstlerin zu heiraten, die schöner und talentvoller war als alle unsere Prinzessinnen? Wenn das ein Verbrechen war, so hätte man meinen Vater dafür strafen sollen, aber nicht mich. Ich bin daran unschuldig."

„Sie übertreiben. Es ist doch wahrhaftig keine allzu harte Strafe, Freiherr von Gronendal zu sein."

„Und in der Welt mutterseelenallein zu stehen, von der väterlichen Familie verleugnet, von der mütterlichen entfremdet, von den Eltern um die Kindheit und Jugend betrogen, von der Mutter dem liebloſen Vater geopfert, ohne Stellung, ohne Vermögen, ohne Beruf, ohne Aussicht. Ach, Nicoline, ich bin so unglücklich, daß ich oft mit mir selbst Mitleid habe, wissen Sie, weiches, weinerliches, unmännliches Mitleid."

Nicoline glaubte an seiner Stimme zu merken, daß ihm das Weinen nahe war. Da er dem Mondlicht den Rücken kehrte, konnte sie sein Gesicht nicht deutlich sehen. Sie blieb eine kleine Weile nachdenklich.

„Wissen Sie, wie Sie mir vorkommen?" sagte sie dann, wie jemand, der in einem Hof vor einer Mauer steht und hinaus möchte und sich wütend ärgert, daß sie nicht vor ihm auseinanderweichen will, und hinter ihm ist eine Tür sperrangelweit offen. Drehen Sie sich doch einfach um! Statt mit dem Kopf durch die Wand, ruhig durch die offne Tür! Alles, was Ihnen fehlt und was Sie haben wollen, können Sie erzwingen. Sie sind ein junger Riese. Warum erobern Sie sich nicht die Welt, wenn Sie sie zu ihren Füßen sehen wollen?"

„Sie stellen sich das wohl sehr leicht vor, sich die Welt zu erobern?"

„Wenn es leicht wäre, so wäre es nicht der Mühe wert," gab sie ruhig zurück. „Das Leben ist ein Sport. Das Über-

winden der Schwierigkeiten ist das Aufregende und Unterhaltliche daran."

„Das ist nicht meine Philosophie," murmelte er. „Ich bin dazu wohl nicht Sportsmann genug."

Beide schwiegen und hingen ihren Gedanken nach. Nero war wiedergekommen und hatte sich mit lautem Gähnen am Eingang der Laube hingestreckt. Nach einer langen Pause hob Siegfried wieder an: „Oft frage ich mich, ob in mir etwas ist, was die Menschen abstößt. Denn ich habe nie einen wirklichen Freund gehabt."

„Sie sind verbittert und ungerecht. Die alte Frau Büchler vergöttert Sie."

„Sie ist dafür bezahlt."

„Prinz! Das war ein böses Wort. Liebe bezahlt man nicht."

„Lassen wir die gute Büchler. Aber mein Vater hatte eine wirkliche Abneigung gegen mich. Ich möchte gern den Grund dafür in mir entdecken, denn dann könnte ich ihn entschuldigen. Wenn es nicht an mir lag, so war es reine Schlechtigkeit von ihm."

„Nicht doch. Nur Gedankenlosigkeit. Nach allem, was ich vom Prinzen Albrecht gehört habe, war er ein bequemer Herr, der es nicht liebte, sich den Kopf zu zerbrechen. Er kann nicht schlecht gewesen sein. Denn an ihrer Mutter hat er doch anständig gehandelt. Wenn Sie von Ihrem Vater so sprechen, was soll ich von meinem sagen?"

Er horchte auf. „Wieso?"

„Tun Sie doch nicht so. Sie wissen ja ganz gut Bescheid."

Siegfried war wieder starr über die ruhige Unbefangenheit des jungen Mädchens. In der Tat, er wußte Bescheid. Aber gerade deswegen hatte er es nicht für möglich gehalten, daß Nicoline mit Fingern, die kein Zögern kennen, in die stachlige Geschichte hineingreifen würde.

Es war in seinen Kreisen kein Geheimnis, daß Nicoline die Tochter des Prinzen Johann von Meißen-Diesa-Kupferberg war. Seine langjährigen Beziehungen zu Frau Flammert waren so offenkundig, wie dergleichen überhaupt sein kann. Er hatte die Sängerin kennen gelernt, als sie noch ein junges Mädchen war, er hatte sie mit dem Hoftheater-Regisseur Flammert verheiratet und dafür gesorgt, daß dieser vom Hochzeitstage ab immer an auswärtigen Bühnen angestellt war, er war ohne Scheu und Zurückhaltung, vor den Augen der ganzen Welt, ihr Gönner. Und auf derartige Dinge spielte dieses rätselhafte Mädchen so geradezu an!

„Erlauben Sie — ich meine — in Ihrem Falle —" stammelte er verlegen und hielt inne, da sie so grausam war, ihn ausreden zu lassen.

Sie erbarmte sich seines Unbehagens. „In meinem Falle ist an uns doch noch ganz anders gesündigt worden wie an Ihnen. Prinz Albrecht hat sich in ihre Mama verliebt und er hat getan, was ein anständiger Mensch in einem solchen Falle tun muß. Er hat sie geheiratet."

„Morganatisch," stieß Siegfried knurrend hervor.

„Gleichviel. Es war eine vollgültige Ehe, der Prinz hat von dem Weibe seiner Wahl kein Opfer verlangt, sondern ihr ein Opfer gebracht — ich meine von seinem Standpunkt aus. Er hat Ihre Mama in seinen Kreis eingeführt —"

„Der sie jetzt ausstößt."

„Dafür kann doch der Prinz nichts! Er hat Sie als seinen Sohn behandelt —"

„Mißhandelt."

„Er hat Sie Sohn genannt, und Sie haben ihn Vater nennen dürfen. Nicht wahr?"

Siegfried schwieg.

„Und nun mein Papa. Er hat meine Mama kennen gelernt, als sie ein junges, herrliches Mädchen war und die Zukunft glänzend, blendend vor ihr lag. Sie kennen meine Mama nicht. Sie haben sie nur wenig und fremd bei unseren flüchtigen Besuchen in Franka und bei unseren kurzen Berührungen in Diesa und Frankfurt gesehen. Sie wissen nicht, was an ihr ist."

„Doch. Ich weiß, wie meine Mutter von ihr spricht."

„Nun ja. Man muß aber in ihrem Luftkreis atmen, um sie zu würdigen. Sie ist nicht nur die schönste, entzückendste Frau, sie ist auch die genialste Künstlerin, die meine Augen bisher gesehen haben. Sie war bestimmt, ein Stern allererster Größe zu werden. Eine neue Malibran oder Patti. Und dabei gut und weich, zu sehr. Viel zu sehr. Sie hätte unbedingt Weltruhm und Millionen gewonnen. Die Welt hätte zu ihren Füßen gelegen. Hätte sie einen Mann mit ihrer Hand beglücken wollen, sie hätte unter

Kaiser- und Königssöhnen wählen können, vielleicht unter Kaisern und Königen selbst. Da kreuzte der Prinz Johann ihren Weg, und um alles ist es geschehen, um alles, alles."

Sie stieß dies mit leidenschaftlicher Heftigkeit hervor und stampfte dabei mit dem Fuße, daß Nero verwundert den Kopf erhob.

Nach kurzem Schweigen fuhr sie fort: „Mein trefflicher Papa hat von Mama jedes Opfer angenommen. Mit einer Seelenruhe, mit einer Selbstverständlichkeit, die ich im geheimen manchmal bewundere. O, er ist ein sehr großer Herr, mein Papa. Er hat es ganz natürlich gefunden, daß Mama sich an ihn wegwarf, daß sie auf ihre Künstlerlaufbahn verzichtete —"

„Sie ist doch auch heute die Zierde der Diesaer Oper," wandte Siegfried ein.

„Ich liebe meine Vaterstadt, aber als den Weltmittelpunkt kann ich sie doch nicht ansehen. Mama ist immer in Diesa geblieben, wie angewachsen. Sie hat sich Kunstreisen versagt, sie hat es sich versagt, in Paris und London und in Amerika zu glänzen. Bloß, weil es dem Prinzen Johann nicht paßte. Weil er sie weder begleiten noch entbehren konnte. Weil es ihm bequemer war, sie immer hübsch nahe bei sich zu haben. Er hat ihr keinen Urlaub gegeben, um berühmt und reich zu werden. Und so ist sie bis heute die arme kleine Provinzkünstlerin geblieben, ein Phönix im Käfig."

„Er hat ihr wenigstens Treue gewahrt," murmelte Siegfried.

„Soll das etwa ein Verdienst sein?“ fuhr Nicoline auf.

„Immerhin —“

„Das Verdienst meiner Mama ist es, daß sie ihm treu geblieben ist. Auch als er ihr die Beleidigung zufügte, sie mit dem Namen Flammert zu schmücken. Ich habe es meinem Papa nie verziehen.“

„Aber Nicoline!“ rief er entsetzt. „Wäre es Ihnen lieber gewesen —“

„Ja. Wenn schon, dann — Es wäre weniger häßlich, weniger unsauber gewesen als so.“

„Und die Welt? Die Welt?“

„Die Welt? Hat das fadenscheinige und zerschlissene Deckmäntelchen die Welt etwa verhindert, zu klatschen, bis ihr der Rachen austrocknete, und den goldreinen Engelscharakter meiner Mama zu begeifern? Nein. Das war nicht wie ein großer Herr gehandelt, sondern wie ein reich gewordener Seifensieder, der dem Honoratiorentisch seiner Stammkneipe im Kreisstädtchen ein Zugeständnis machen zu müssen glaubt. Warum hat Ihr Papa die Frau Tante heiraten können?“

„Prinz Johann war nicht frei.“

„Er hätte sich von der Prinzessin Agnes scheiden lassen müssen. Und er hätte es auch getan, wenn meine Mama nicht so gutmütig gewesen wäre. Ich habe es meiner armen Mama oft genug vorgeworfen.“

„Was! Sprechen Sie darüber mit Ihrer Mutter?“ Sein Erstaunen steigerte sich bis zur Fassungslosigkeit.

„Aber ich bitte Sie, mein lieber Prinz Siegfried, halten

Sie mich für ein Gänschen? In unſerer Zeit darf ein junges Mädchen nicht unwiſſend ſein. Ich bin übrigens nicht ſicher, ob unſere Mütter und Großmütter es mehr waren als wir. Wahrſcheinlich haben ſie es nur geheuchelt. Wir verſchmähen das. Ein zwanzigjähriger Menſch iſt doch kein Kind mehr, ſollt' ich meinen. Ich weiß ganz gut, daß das Leben ein Kampf iſt. Für uns Frauen noch viel mehr als für euch. Ich bereite mich durch rechtzeitigen Drill für den Ernſtfall vor."

Das militäriſche Gleichnis bekam durch die Energie, womit Nicoline ſprach, einen noch kriegeriſchern Klang. Alles an dem Mädchen machte einen ſtarken, faſt verſchüchternden Eindruck auf Siegfried.

„Ich bleibe dabei," fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort, „es war eine unfaßbare Geringſchätzung, die meine Mutter ſich um keinen Preis hätte gefallen laſſen dürfen. Überhaupt! Wie finden Sie es, daß mein Papa lange Jahre ganz unbefangen an der Seite der Prinzeſſin Agnes in der Hofloge zu ſitzen pflegte, wenn Mama ſang?"

„Das konnte er doch ſchwer vermeiden, ſolange die Prinzeſſin lebte."

„Er konnte das Zartgefühl und die Achtung vor meiner Mama haben, ſie vorher zu verſtändigen, wenn er mit ſeiner Frau ins Theater gehen mußte, damit ſie an dem Abend nicht auftrat."

„Empfand Ihre Mama das als Kränkung?"

„Ich empfand es ſo, ſeit ich die Lage begriff. Das genügt. Aber auch Mama — glauben Sie ernſtlich, daß es

Max Nordau, Zur linken Hand I. II. Bd. 46

ihr gleichgültig sein konnte, auf der Bühne als bezahlte Künstlerin zu gaukeln, während die andere in der Hofloge saß und sie von hoch oben richtete?"

„Sie mußte sich doch auch vom gewöhnlichen Pöbel im Theater richten lassen."

„Der ging sie nichts an. Über den fühlte sie sich weit erhaben. Über die Prinzessin Agnes konnte sie sich nicht erhaben fühlen. O, ich hasse Papa, daß er so an uns gehandelt hat. Und selbst jetzt, wo er Witwer ist —"

„O, Nicoline, mir haben Sie es eben verwiesen, von meinem Vater so zu sprechen. Und Sie —"

„Sie haben recht. Man soll nicht. Und es ist ja auch nicht wahr. Ich sage das so, aber im Grunde — Wissen Sie, Prinz Siegfried, es wechselt so eigentümlich in mir. Manchmal glaube ich wirklich, daß ich den Prinzen Johann hasse. Wenn er zu uns kommt und mich gnädig vor sich bescheidet und sich kühl freundlich nach meinen Fortschritten erkundigt, sich aber dabei ruhig von mir Königliche Hoheit nennen läßt. Ich bin in den letzten Jahren oft daran gewesen, ihm zu sagen: Das hat lang genug gedauert. Entweder Sie sagen auch zu mir Königliche Hoheit oder ich sage zu dir Papa. Es kommt noch dazu, passen Sie auf!"

„Dem Auftritt möchte ich beiwohnen."

„Fordern Sie mich nicht heraus. Es liegt mir ohnehin ganz vorn auf der Zunge. Ja. In solchen Augenblicken hasse ich ihn und seine Seelenruhe und seine Heuchelei und daß er mit mir so fremd tut und daß er als gefühlloser Schmarotzer am Leben und am Glück und am Leumund meiner süßen

Mama zehrt. Aber dann kommen wieder Augenblicke, wo ich ihm dankbar bin und mich freue, daß er mein Vater ist. Ich bin doch von seinem Blute. Das kann er mir nicht nehmen."

„Sie sind ihm aus dem Gesichte geschnitten. Nur unvergleichlich schöner."

„Ich danke Ihnen für das Kompliment nicht einmal. Natürlich muß ich schöner sein als er, obgleich der Prinz äußerlich wirklich ein schöner Mann ist. Ich bin von seinem Blute, aber aufgefrischt und verjüngt und verbessert durch das Genie meiner Mama und durch ihre reiche Natur. Fürsten tun gut, ins Volk hinabzusteigen und in seiner unverbrauchten Kraft ihren Stamm zu stärken. Ich denke, wir sind beide gute Beweise dafür."

„Sogar darüber haben Sie nachgedacht!"

„Worüber sonst? Sie glauben doch nicht etwa, ein Mädchen, das von den Göttern der Erde abstammt, wird den Kopf von den gewöhnlichen dummen Backfischträumen voll haben? Ich soll wohl an meine Kotillontänzer oder an meine Hofmacher denken? So sehe ich wohl aus! Nein. Mich beschäftigt mein Verhältnis zur Welt und sonst allerlei, was ich will und was ich kann und was ich werde. Und am meisten denke ich natürlich über meine Abstammung nach und über all das Stolze und Auserlesene, was es bedeutet. Ich vergleiche mich mit meinen Halbschwestern — kennen Sie sie?"

„Ich habe sie in Franka gesehen. Sie trugen noch kurze Kleider."

„Jetzt tragen sie Schleppen, aber schöner sind sie darum nicht geworden. Die armen Mädchen! So dürftig! So säuerlich! Ich muß immer an unreife Stachelbeeren denken, wenn ich sie sehe. Sie sind Königliche Hoheiten und ich bin die kleine Nicoline Flammert. Aber ich beneide sie nicht. Sie dauern mich. Im Gegenteil. Sie beneiden mich. Das kann man den beiden von den verdrossenen Gesichtern ablesen, wenn sie mich verstohlen beäugen, wo sie auch meiner ansichtig werden."

„Ja, glauben Sie denn, daß die beiden Prinzessinnen wissen —" fragte Siegfried.

„Aber ich bitte Sie, lieber Prinz Siegfried! Sie haben von uns Mädchen Vorstellungen! Meine beiden Halbschwestern wissen genau so Bescheid wie ich selbst. Sooft wir zugleich im Theater oder in der Kirche sind, können sie den Blick nicht von mir wenden. Und auch ich stelle dann fest: die Prinzessinnen und ihre verstorbene Mama gehören zu einer andern Menschheit wie ich, und nicht zu einer bessern. Seine Königliche Hoheit von Gemahlin war die Strafe meines Papas und die Rache meiner Mama und seine Prinzessinnen-Töchter sind es noch. Er und ich werden nicht sterben, ohne daß ich es ihm sage."

„Das wird Sie auch nicht weiterbringen."

„Nein. Vielleicht nicht. Aber es wird doch eine Gemütsbefriedigung sein und das Glück, denke ich mir, setzt sich schließlich nur aus einzelnen Befriedigungen zusammen. Solchen und anderen."

Eine Pause. Dann fuhr sie fort: „Das Weiterkommen

— das ist ein anderes Kapitel. Das soll mir mein Singen besorgen."

„Wie schade, daß ich Sie noch nicht gehört habe!"

„Die Leute sagen, daß ich die Stimme meiner Mama geerbt habe. Aber das scheint mir zu schön. So verschwenderisch freigebig können die bekannten Wiegenfeen gegen mich gar nicht gewesen sein."

„Sie müssen mir etwas singen, Nicoline."

„Jetzt gleich? Als Stimme der Nacht?" lachte sie.

„Nein. Aber morgen. Oder heute. Denn es ist nach Mitternacht."

„Frau Conti hatte mir gestern oder vorgestern nach der Probe streng verboten, vorläufig etwas anderes zu singen als Elementarübungen. Doch das ist ja gleich. Sie werden Gelegenheit haben, mich zu hören. Ich glaube an meine Stimme und ich glaube an mich. Ich will arbeiten, daß die — nein. Ich will mich nicht unfein ausdrücken. Ich habe es schon zu viel getan. Ich will alles erreichen, was meine arme, süße Mama wegen des Prinzen Johann nicht erreicht hat. Eine Primadonna von Weltruf ist in unserer Zeit etwas."

„Eine ganze Menge. Es ist auch eine Art Souveränetät."

„Gewiß. Und wenn ich älter werde und die Stimme nicht mehr die Jugendfrische hat — wer weiß — inzwischen werden Frauen Abgeordnete geworden sein — vielleicht auch Minister — in diesem Fall unfehlbar Ministerpräsidentinnen. Dann will ich trachten, auch das zu werden. Ich will alles werden, was man werden kann. Es wäre

spaßhaft, wenn ich schließlich ein Land regieren würde, und nicht als Landesmutter, die ein Fürst gnädig geheiratet hat, sondern als der Mann am Steuer, der dann eine Frau am Steuer sein wird."

„Wie beneide ich Sie um das Bild, das Sie sich von Ihrer Zukunft machen!"

„Aber ich bitte Sie, Prinz Siegfried, das steht doch jedem frei! Ich bin noch nicht zwanzig Jahre alt und das Leben dehnt sich unabsehbar groß und weit vor mir aus wie ein ungeheurer Saal, in den durch unzählige Fenster das Sonnenlicht hineinflutet und der ganz leer ist und den ich mir einrichten soll. Da räume ich nun alles hinein, was schön und kostbar ist. Platz habe ich ja dazu. Was hindert Sie, dasselbe zu tun?"

„Ich habe keine Stimme, und von der Politik halte ich nicht viel. Ich sehe nichts vor mir als einen harten Kampf um meine Geburtsrechte."

„Das ist doch etwas!" rief sie lebhaft. „Das ist viel! Das kann sehr kurzweilig werden, wenn Sie die Sache richtig anfassen."

„Richtig anfassen! Wie denken Sie sich das?"

„Ich will Ihnen sagen, wie ich es machen würde, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Ich würde mir irgendwo in Innerafrika einen Negerstamm unterwerfen oder bei einem interessanten Volk im Orient eine Revolution organisieren. Eine Revolution ist immer noch der sicherste Weg nach oben, nach hoch oben. Und sind Sie erst Negerkönig oder Balkanfürst, so wird die Familie Sie schleunig anerkennen. Allerdings

brauchen Sie dann die Anerkennung nicht mehr. Aber das ist nun einmal die Bedingung. Sie bekommen sie nur, wenn Sie sie nicht brauchen."

„Sie sind eine unvergleichliche Märchenerzählerin, Nicoline," sagte er mit einem tiefen Seufzer.

„Warum Märchen? Und Stanley? Und Cecil Rhodes? Und der Battenberger? Wir haben ja Beispiele in Menge! Was andere gekonnt haben, das müssen Sie auch können. Auf diesem Standpunkt stehe ich. Mit den seligen Geistern sollen wir uns natürlich nicht vergleichen. Aber jedem Sterblichen aus Fleisch und Blut schätze ich mich ruhig gleich. Was der kann, das kann ich auch. Ich muß es nur gehörig wollen."

„Ich bin kein Abenteurer —" murmelte er.

„Halt! Das ist man nur, wenn es nicht gelingt. Hat man Erfolg, so heißt es anders. Ungewöhnliche Ziele sind nur auf ungewöhnlichen Wegen zu erreichen. Verwegenheit! Das ist es, was nottut. Die sollten wir mit unserm Blut geerbt haben. Nicht bitten, nehmen! Daran werden die Unsrigen am sichersten erkennen, daß wir zu ihnen gehören."

Er blieb stumm. In seinem Hirn liefen die Gedanken hastiger ab als je im Leben vorher. Tausend wunderbare Bilder von Kriegszügen, Triumphen, Huldigungen und pomphaften höfischen Zeremonien leuchteten in einer Vorstellung auf und jagten im Tumult vorüber. Und eine Bewunderung überkam ihn vor diesem erstaunlichen Mädchen, wie er sie kaum jemals vor einem Menschenwesen empfunden

hatte, nicht vor der gütigen Großherzogin, nicht vor dem klugen, eiskalten, hochgebildeten König von Hageland, höchstens vielleicht vor der Königin von Gotheim.

Nicoline schauderte hörbar. „Brr! Es fängt doch an, kalt zu werden."

Siegfried erhob sich so hastig, daß auch Nero auffuhr. „Ja. Es ist furchtbar unvorsichtig, daß wir hier so in der Nacht sitzen. Sie müssen sofort zu Bett gehen. Ich verzeihe mir nicht, daß ich Sie so lange zurückgehalten habe."

„Das haben Sie ja gar nicht getan. Ich habe Sie gehalten."

Sie stand auf, er trat ehrerbietig zurück und ließ sie aus der Laube. Sie blieb draußen stehen, warf noch einen Rundblick auf den klaren Himmel, den Vollmond, dessen Rand eben von einem Nachbardach angeschnitten wurde, und den flimmernden Garten mit den Steingutfüchsen und ging langsamen Schrittes dem Hause zu.

Siegfried folgte ihr. „Ich hätte Ihnen die ganze Nacht zuhören mögen. Ich sah Sie kaum und hörte Sie nur als eine geheimnisvolle Stimme, die aus der Nacht zu mir sprach."

„So etwas wie die Hexe von Endor oder von Macbeth," lachte sie.

„Nein. Ich dachte eher an ein Orakel in einem schattigen Tempel. Oder an eine Walküre. Jedenfalls an ein überirdisches Wesen, das große Gedanken und Vorsätze eingibt. Ich habe nie von jemand so tiefe und starke Anregungen emp-

fangen wie von Ihnen in dieser unvergeßlichen Stunde. Von Ihnen sprüht Energie aus —"

„Also eine Art Leydener Flasche . . ."

„Spotten Sie nicht, Nicoline. Wenn ich das Glück hätte, Sie immer in meiner Nähe zu haben, dann wäre ich vielleicht fähig, starke Taten zu tun."

Sie reichte ihm die Hand und drückte die seine mit männlicher Kraft. Er wollte sie rasch küssen, aber sie entzog sie ihm. „Nun, unsere Lebenswege werden ja voraussichtlich zunächst ein oder zwei Jahre nebeneinander herlaufen. Wir haben dasselbe Blut in den Adern. Wir haben ähnliche Schicksale. Wir sind offenbar dazu bestimmt, gute Freunde zu werden."

Sie waren an die Tür gelangt, die Siegfried beflissen vor ihr öffnete. Sie streichelte noch Nero, der sie bis an die Stufen begleitet hatte, dann sagte sie: „Es ist gewiß schon ein Uhr. Und um zehn Uhr soll ich meine Gesangstunde bei der Conti haben. Gute Nacht, Prinz Siegfried."

„Gute Nacht, Nicoline, und tausend Dank . . ." sagte er leise und wartete unten, bis sie die Treppe hinaufgegangen und im Korridor verschwunden war. Dann erst schloß er die Tür und suchte sein Zimmer auf, wo ihn der Schlaf noch lange floh.

Am folgenden Morgen gab es großes Gezischel im Hause. Janusz, der Augen und Ohren stets überall hatte, erzählte seiner besten Freundin und Vertrauten, der Köchin, daß der junge Herr und Fräulein Nicoline bis in die späte Nacht oder an den frühen Morgen in der kosigen, finstern Laube allein

beisammengesessen hatten, und die Köchin beeilte sich, die unterhaltliche Neuigkeit, von einigen Erläuterungen eingerahmt, an Berta und die alte Frau Büchler weiterzureichen. Frau Büchler verwies ihr sofort alle lästernden Bemerkungen. Berta aber setzte ihrer Herrin den Klatsch brühwarm zugleich mit der Morgenschokolade vor.

Die Baronin war beim Erwachen unter der Wirkung ihrer Herzkrankheit, der unruhigen Nacht und der Schlafmittel immer in besonders übler Verfassung, verstimmt bis zur Weinerlichkeit, hoffnungslos, schwarzseherisch und außerordentlich reizbar. Ihre erste Bewegung war, den „Vercingetorix", den ihr Berta zugleich mit der Schokolade gereicht hatte, mit ungeduldigen Händen zu entfalten und den Bericht über die Soiree bei Frau Abeille zu suchen. Ihr Antlitz hellte sich auf, als sie ihn überflog. Diesen Augenblick benutzte Berta, um ihr geheimnisvoll und wichtig die Anekdote zuzutragen, nicht ohne daß ihre geläufige Zunge noch häufig aus der neuen Hoheit in die alte Baronin hinüberstolperte. Die Miene der Baronin verfinsterte sich plötzlich wieder, sie setzte sich so rasch, wie es ihre Schwerfälligkeit zuließ, im Bett auf, zog die Brauen zusammen und fragte streng: „Woher wissen Sie das, Berta?"

„Janusz hat gesehen, wie der Herr B— wie der Prinz in den Garten hinuntergegangen ist, und er ist nachher aufgeblieben, weil er die Tür für die Nacht hat zusperren wollen."

„Es sind unschuldige Kinder, aber unvorsichtig, wie man's halt in dem Alter ist. Man wird sie warnen müssen. Aber tratschen Sie es nicht weiter, hören Sie, Berta?"

„Jawohl, Frau — Hoheit."

Als die Baronin ihre Morgentoilette beendet hatte und in ihr blaßblaues Boudoir trat, um den zärtlichen Morgengruß von Bella, dem hübschen kleinen Scotch Terrier, und die weit kühlere Begrüßung Siegfrieds entgegenzunehmen, da sagte sie ohne Einleitung: „Siegfried, es ist nicht recht, daß du nachts mit Nicoline im Garten lange Gespräche hast. Das Mädel ist mir anvertraut und ich will nicht, daß sie sich verkühlt und nicht singen kann. Und dann schickt es sich auch nicht vor den Hausleuten."

Siegfried streifte das Antlitz seiner Mutter mit einem scharfen, prüfenden Blick, und da sie ihm unbefangen schien, erwiderte er mit gedämpfter Stimme: „Es war ganz zufällig. Es ist doch selbstverständlich, daß sich so etwas nicht jede Nacht wiederholt."

„Und wo bleibt denn Nicoline?" fuhr sie unwirsch fort, „schläft sie vielleicht noch? Berta, sehen Sie einmal nach. Es ist ja Zeit, daß sie sich für ihre Gesangstunde zurecht macht."

Als die Zofe gegangen war, fragte sie: „Siegfried, hast du den „Vercingetorix" gelesen?"

„Jawohl, Mama."

„Nun, wer hat recht gehabt? Mein kluger und würdevoller Sohn oder die würdelose dumme Mutter?"

Siegfried schwieg.

„Großherzog Hilarius wird einen Luftsprung machen, wenn er den Bericht zu Gesicht bekommt. Und wir wollen

dafür sorgen, daß er recht oft solche akrobatische Bewegungen ausführen muß."

An der Tür erschien Nicoline in einem hellblauen Schlafrock, ging rasch auf die Baronin zu und küßte ihr die Hand, während jene ihr die blanke Stirn flüchtig mit den Lippen berührte. Dann trat sie unbefangen zu Siegfried, der sich erhoben hatte, reichte ihm die Hand und blickte ihm lächelnd in die Augen, die er vor ihr niederschlug.

Die Baronin hatte das Verhalten der beiden gegeneinander aufmerksam beobachtet.

„Nun, kleiner Faulpelz, hast du gut geschlafen?"

„Danke, Tante, ausgezeichnet. Und Sie?"

„Frage mich nie nach meinen Nächten. Und — hast du auch genug geschlafen?"

Es war etwas im Tone der Baronin, was Nicoline veranlaßte, ihr lebhaft den Kopf zuzuwenden und tief zu erröten. Sie fühlte das Erglühen ihrer Wangen und ärgerte sich über sich selbst. Daß sie auch so leicht die Farbe wechselte! Es war wirklich unausstehlich.

„Ach, Sie meinen wohl, weil ich so spät zu Bett gegangen bin, Tante?" gab sie zurück und blickte die Baronin fest an.

„Es ist gut, daß du nicht leugnest —"

„Leugnen?" schrie sie beinahe auf. „Tante! —"

„Es hätte mich nicht gerade gewundert. Ich schicke dich auf dein Zimmer, damit du heute gehörig ausgeruht bist, und statt zu gehorchen, gehst du noch hinunter und schwatzt dem Teufel stundenlang die Beine ab. Ist das eine Art?"

Es kochte sichtbar in Nicoline, aber sie beherrschte sich. „Seien Sie nicht böse, Tante. Ich hatte keinen Schlaf und statt mich fieberisch herumzuwälzen, wollte ich lieber die wundervolle Vollmondnacht genießen. Das ist mir ja auch gut bekommen, denn ich bin heute früh ganz ausgeruht."

„Gut, gut," brummte die Baronin ungnädig. „Ich möchte aber doch nicht, daß es wieder geschieht. Ich bin für dich verantwortlich. Für deine Gesundheit und für alles." Sie betonte dieses „Alles" so stark, daß über Nicolines Gesicht wieder eine Flamme hinhuschte. „Ich vertrete hier Mutterstelle bei dir."

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen," erwiderte Nicoline. „Meine Mutter würde mir nichts verbieten. Sie kennt mich. Sie weiß, daß ich mich selbst besser hüte als irgend jemand."

„Na, na, nur nicht so hochmütig," verwies die Baronin.

Siegfried konnte sich nicht enthalten, für Nicoline einzutreten. „Es ist meine Schuld —" begann er.

„Sie werden mich doch nicht etwa verteidigen wollen?" unterbrach sie ihn beinahe heftig. „Die Frau Tante ist um meine Gesundheit besorgt. Dafür bin ich ihr dankbar. Da es mir nicht geschadet hat, so hat sie mir schon verziehen. Nicht wahr, Tante?"

„Hm," machte die Baronin. „Jetzt kleide dich nur an, damit du dich bei Frau Conti nicht verspätest. Berta wird dich begleiten, obschon ich sie vormittags nicht gerade gern entbehre."

„Aber ich kann ja ganz gut allein gehen —"

„Schweige. In Paris kann ein junges Mädchen nicht unbegleitet über die Straße gehen. Du weißt es nicht."

„Ich will Nicoline hinbegleiten. Mit dem größten Vergnügen," bot Siegfried sich an.

„Du bist wohl nicht bei Troste," rief die Baronin ärgerlich. „Geh, Kind, mache dich fertig. Berta geht mit dir."

Als Nicoline hinausgegangen war, wandte die Baronin sich nochmals zu ihrem Sohne: „Nicoline ist nicht deine Schwester. Du hast dich in acht zu nehmen. Ein junges Mädchen ist leicht bloßgestellt."

„Nicoline ist unsere Hausgenossin," erwiderte Siegfried. „Wenn unser Verkehr im Hause sie nicht bloßstellt, so wird es doch wohl der Verkehr auf der Straße noch weniger tun."

„Ich habe es aber auch wirklich nötig gehabt, mir zu allen meinen anderen Sorgen auch noch diese Sorge aufzuhalsen," brummte die Baronin. „Das hat man davon, wenn man allen Leuten gefällig sein will. Es ist eine Krankheit."

Sie richtete einige Koseworte an die wedelnde und kläffende Bella und ging zu ihrem Schreibtisch, um sich in ihren Briefwechsel zu vertiefen. Siegfried verließ mit kurzem Gruß das Boudoir.

In den nächsten Tagen sah er Nicoline nur bei den Mahlzeiten. Vormittags nahm sie ihre Gesangstunden und blieb als Zuhörerin beim Unterricht der anderen Schülerinnen. Nachmittags durfte sie die Baronin begleiten, wenn sie in ihrer imposanten Staatskarosse Besuche machte, Kunstausstellungen ansah, Konzerten und Matinéen beiwohnte. Am

Abend war sie in der Regel sich selbst überlassen. Die Baronin bestand darauf, daß sie früh zu Bette gehe. Hatte sie Gäste, so mußte Nicoline sich manchmal zu ihrem Mißvergnügen, trotz ehrerbietiger und schmeichelhafter Einsprüche der Gesellschaft, bald nach aufgehobener Tafel zurückziehen. Ging die Baronin aus, was fast jeden Abend geschah, so hütete Nicoline allein das Haus, schrieb Briefe, las oder bat die alte Frau Büchler, ihr ein wenig Gesellschaft zu leisten und ihr aus ihren Frankaer Erinnerungen zu erzählen. Sie lernte auf diese Weise die Chronik des großherzoglichen Palastes wie des Schlosses Lindenheim und die Haupt- und Nebenpersonen der Hofgeschichten in aller Ausführlichkeit kennen und wurde an den Mittelpunkt der Interessen ihrer Patin versetzt.

Die Leidenschaft der Baronin für das Theater hatte alle Auf- und Abstiege, Erfolge und Enttäuschungen ihres Lebens überdauert und füllte alle Winkel ihrer Seele, die von ihrer Rang- und Titelgrille nicht eingenommen waren. Nach der Entbehrung während des Trauerjahres hatte sie viel nachzuholen und widmete dem Theaterbesuche die meisten Abende der Woche. Siegfried mußte sie begleiten. In der Regel bot sie auch einem oder dem andern Bekannten einen Platz in ihrer Loge an und dann war er vorher auch ihr Gast bei einem Diner, das vor der Vorstellung rasch in einem Restaurant eingenommen wurde. Nicoline durfte nur an Sonnabend-Abenden mitkommen, weil sie Sonntags keine Gesangstunde hatte und tiefer in den Vormittag hinein ruhen konnte.

Die Baronin setzte sich bei allen diesen Gelegenheiten

umständlich und wichtig in Szene. Die Loge wurde vormittags durch den Fernsprecher beim Leiter des Theaters selbst bestellt. In den Zwischenakten ließ sie durch die Logenschließerin den Direktor oder mindestens den Sekretär zu sich bitten und erkundigte sich leutselig nach den Einnahmen, nach den Neuigkeiten, nach den Stücken, die demnächst gespielt werden sollten. Bei ersten Aufführungen ließ sie sich den Verfasser vorstellen und erfreute ihn durch schmeichelhafte Worte, manchmal auch durch eine Einladung. Sie empfing die Hauptdarsteller in ihrer Loge und schien vergnügt, wenn die jüngeren Künstlerinnen sie mit einer Vertraulichkeit behandelten, die einer alten Theatermutter gegenüber natürlicher gewesen wäre. In allen größeren Theatern kannte das Bühnenvolk sie. Bei Lebzeiten des Prinzen Albrecht war er fast immer an ihrer Seite gewesen und die Künstler hatten sich um ihn gedrängt. Die Baronin verschaffte ihnen damals reichlich kleine Orden und Medaillen, Hoftitel und Gastspiele. Das hatte jetzt aufgehört. Aber die Baronin fuhr fort, ihre Schützlinge als große Dame zu begönnern. Sie beschenkte sie mit Blumen und sogar mit Juwelen. Die Männer bekamen Manschettenknöpfe oder Brustnadeln, die Damen Armbänder oder Medaillons, und dieser Schmuck trug immer eine Inschrift, die ihn zu einer Auszeichnung von urkundlicher Bedeutung machte.

Nicoline übersah mit ihren hellen Augen sehr rasch alle Einzelheiten dieses Getriebes. Nach vierzehn Tagen hatte das Haus in der Cité Dubois kein großes und kein kleines Geheimnis mehr vor ihr. Sie schrieb ihrer Mutter

jeden Tag, einmal kürzer, einmal länger, und war nicht ruhig, wenn sie nicht wenigstens jeden andern Tag eine Antwort bekam, wäre es auch nur ein Gruß auf einer Postkarte.

Ihre Briefe waren eine Art Tagebuch, eine fortlaufende Niederschrift ihrer Wahrnehmungen und Eindrücke, freilich ohne das letzte und feinste, ihre eigenen Regungen und blauen Träume.

„Die gute, arme Patin!" hieß es in einem dieser Briefe; „ich muß oft über sie lächeln, aber im Grunde meines Herzens tut sie mir furchtbar leid. Sie spielt die Prinzessin mit einer erschreckenden Folgerichtigkeit. Sie verleiht ihren Freunden und Freudinnen vom Theater Bijous, die mitunter recht kostspielig sein müssen. Sooft wir zusammen ausfahren, geht es zunächst zu einem Juwelier auf dem Boulevard des Capucines und dann wird immer etwas bestellt, mit einer großartigen Widmungsinschrift, wie: ‚Die Prinzessin von M.-L.-F.-L. ihrer lieben So-und-so', oder ‚Gott beschütze den guten Freund So-und-so! Prinzessin Josefine', oder ‚Erinnerung an die Prinzessin Josefine' und eine Krone. Die Sache scheint vollkommen geregelt, wie in einem Hofmarschallamt. Es sind bestimmte Typen von Schmucksachen festgestellt, wahrscheinlich in bestimmten Preislagen, jeder mit der dazugehörigen Inschrift, jeder für eine bestimmte Kategorie von Empfängern, und die Baronin sagt bei der Bestellung nur: eine Brustnadel mit dem Katzenauge! Ein Medaillon in der Herzform! Eins von den Aquamarin-Armbändern! Der Baron Siegfried, der entschieden klüger

ist, als Du immer glaubtest, süße Mutti, sagte gestern, als der Juwelier wieder einmal mit einer gepfefferten Rechnung erschien, die die Baronin nicht gleich bezahlen konnte: ‚Das System der Prinzessin von Cypern scheint mir doch praktischer als das deine, Mama. Der Orden, den sie verleiht, kostet wenigstens nichts.‘ Die Baronin war tief beleidigt und zog sich zurück. Siegfried hat aber recht. Wenn die arme Patin noch einen Dank für ihre Güte hätte! Aber ich glaube wirklich, die Beschenkten verspotten sie hinter ihrem Rücken. Und mit welchen Augen sie mich ansehen! Wie wenn ich eine besonders geschickte Intrigantin wäre, die es verstanden hätte, sich an der Quelle festzusetzen und für sich wegzufangen, was von Rechts wegen ihnen zufließen sollte.“

In anderen Briefen schilderte sie die Gesellschaft, die im Hause der Baronin verkehrte.

„Es geht hier zu wie in einem Taubenschlag. Ein fortwährendes Ein- und Ausfliegen von Leuten. Jeden Abend, wenn die Patin zu Hause speist, gibt es Gäste. Und wenn sie im Restaurant ißt, was sie fast immer tut, sooft sie ins Theater geht, erläßt sie ebenfalls zwei oder drei Einladungen. Mittags finden die Vertrauten den Tisch gedeckt. Das sind merkwürdige Figuren. Da ist zuerst der Graf Laporte. Ein älterer Herr, groß, mager, mit einer Habichtsnase und einem unternehmenden grauen Schnurrbart. Er ist ein Belgier und soll Offizier gewesen sein. Er nennt die Patin Ma Cousine. Denn seine Mutter war eine Fürstin Friedrichsberg aus Österreich und die Friedrichsberger rechnen sich zur Verwandtschaft des Hauses Meißen, weil einer von ihnen vor sechzig oder achtzig Jahren

eine Prinzessin aus diesem Hause geheiratet hat. Er trägt der Patin den Klatsch der Gesellschaft und der Höfe zu, aber ich frage mich, ob an seinen Geschichten ein wahres Wort ist. Woher soll er denn das alles wissen? Er kann kaum mit jemand anders als der Patin verkehren, denn er ist beinahe jeden Tag bei uns zu Tische und mitunter zweimal. Er schwadroniert aber von Monarchen, Prinzen und Botschaftern, als wären sie sein einziger Umgang, und er tut, als setzte er dies auch bei der Patin voraus. Das ist seine Art, ihr zu schmeicheln. Ich habe Siegfried gefragt, was der Graf Laporte eigentlich ist, was er hat, was er treibt, und er sagte mir: Der Mann lebt von Prozessen, die er seit zwanzig Jahren führt. Gewinnt er sie denn? fragte ich. Das scheint aber naiv gewesen zu sein, denn Siegfried lachte und erwiderte: Ist gar nicht nötig. Die Hauptsache ist, daß sie dauern. Es finden sich hier immer Leute, die auf Prozesse Geld leihen, solange sie im Gang sind! Denke Dir so etwas, Mutti!"

„Dann die beiden Barone Dormans. Zwei Brüder, etwa um zehn Jahre auseinander. Der ältere mag Mitte der Dreißig sein. Er schielt, hat eine schiefe Nase und sieht überhaupt aus wie auf den Bildern der alten deutschen Meister die Henkersknechte, die den Heiland ans Kreuz schlagen. Er ist mir unheimlich. Sein Brüderchen ist nur lächerlich. Ein kleines Gesichtchen, ein kleines strohfarbenes Schnurrbärtchen, kleine Äuglein, ein ewig süß und rundlich lächelndes Mündchen, rote Wänglein, die ich anfangs für geschminkt hielt, ein piepsendes Stimmchen, ganz und gar ein widerwärtiges Kerlchen. Er hat einige putzige Versuchlein gemacht, mir

das Höfchen zu machen, jedoch verständigerweise rasch erkannt, daß er Erbsen an die Wand wirft, und erweist mir nun die Ehre, mich nicht zu beachten. Die beiden sollen aus einer guten Bonapartistenfamilie stammen, ihr Vater soll Präfekt des zweiten Kaiserreichs gewesen sein und ihr Großvater General des ersten. Sie sind die regelmäßigsten Kostgänger der Patin. Sie bekleiden bei ihr das Amt von Botschafter-Einführern und bei Siegfried das von Maîtres de plaisir. Wenn ich das Recht dazu hätte, würde ich ihn schon vor diesen Schmarotzern warnen. Aber ich habe kein Recht dazu."

„Die beiden Dormans stellen der Patin fortwährend die merkwürdigsten Leute vor. Da brachten sie vorgestern einen ältlichen Herrn mit, einen Monsieur de Tissier de Lage, der mir den Eindruck eines Idioten machte. Er widmet sein Leben der Verteidigung jenes Naundorff, der der Sohn Ludwigs XVI. gewesen sein will, und hat über diese ausgefallene Sache einen Schrank voll dicke Bücher geschrieben. Du wirst nie erraten, was ihn zur Patin führte! Versuche es nicht erst, meine süße Mutti. Er macht vor ihr Hofverbeugungen von 120 Graden — der Winkel war leicht zu messen, denn Siegfried stand wie ein Pfahl daneben — und setzte ihr nach Vorausschickung der vollständigen Reihe untertänigster Komplimente folgendes auseinander: die Urkunden, die beweisen, daß Naundorff Ludwig XVII. war, befinden sich in Potsdam; sie werden von der Regierung streng geheimgehalten; ein Gesuch von ihm, dem Monsieur Tissier, in die Papiere Einsicht nehmen zu dürfen, wurde schroff abgewiesen, obschon es von der hiesigen deutschen Botschaft befürwortet war; nun wagt er die Bitte,

daß sie, die Patin, ihn mit ihrem mächtigen Einfluß beim Berliner Hofe unterstütze; er hofft bestimmt, daß ihre erhabene Fürsprache ihn an das Ziel seiner innigen Wünsche bringen werde. Und nun denke Dir, Mutti: die Patin hat dem ältlichen Herrn die Hand zum Kuß gereicht, ihm huldvoll zugelächelt und ihm tatsächlich gnädig zugesagt, in Berlin ein gutes Wort für ihn einzulegen! Und ich saß dabei! Die arme Patin!"

„Ähnlich ist der Fall des berühmten St. Denis. Du kennst ihn sicher dem Namen nach. Er ist einer der bekanntesten und beliebtesten Schauspieler hier und wirklich ein vorzüglicher Künstler. Auf der Bühne habe ich ihn sehr gern. Aber im Leben! Man macht sich von solcher Selbstverliebtheit keine Vorstellung. Und dieses Gemisch von geschmackloser, zudringlicher Vertraulichkeit und Kriecherei vor der Patin! Prinz Albrecht hat ihm einen kleinen Meißenschen Orden versprochen, ist aber gestorben, ehe er sein Wort eingelöst hat. Nun umwedelt der Tropf die Patin, um sein Kreuzlein zu bekommen, und die Patin ist schwach genug, ihn im Glauben zu lassen, daß sie ihm das Bändchen verschaffen wird."

„Ich verstehe die Patin überhaupt nicht. Ihre intimste Freundin hier ist die Madame Abeille, die große, starke Dragonerin mit dem strengen Schnurrbart, zu der ich auf meine erste Pariser Soiree gegangen bin. Sie ist die Herausgeberin einer angesehenen Wochenschrift und hält sich für eine große Politikerin. Wenn man ihr zuhört, so stürzt und ernennt sie Ministerien, schließt und löst Bündnisse und hält alle Fäden der Diplomatie in ihrer wirklich ungemein kräf-

tigen Hand. Da war sie nun heute, wie so oft, bei uns und führte mit der Patin ein Gespräch über die höchste Staatskunst. Die beiden stattlichen Damen machten mit düsterm Ernst Weltgeschichte — ich sage Dir, Mutti, ich habe im Theater nie etwas annähernd Schwankhaftes erlebt. Madame Abeille forderte gebieterisch Elsaß-Lothringen zurück. Die Patin sperrte sich zuerst ein wenig und wollte Bedingungen stellen. Aber Madame Abeille ließ sich auf nichts ein, und die Patin gab schließlich nach. Da umarmte die Madame ihre Freundin und rief in hellem Jubel: ‚Ja, ma chère princesse, so müssen wir es machen. Ihr junger Kaiser ist ein hoher edler Geist. Von ihm darf man sich ritterlicher Regungen versehen. Und Sie werden die größte Wohltäterin zweier ruhmvoller Reiche sein und sich unverwelkliche Lorbeeren verdienen, wenn Sie ein so erhabenes Ergebnis herbeiführen.‘ Das genügte nicht, um ihr volles Herz zu erleichtern, und sie wendete sich zu mir, die stumm und dumm in meiner Ecke saß und mich in mein Inneres hinein ergötzte: ‚Sehen Sie, mein schönes Kind, das ist unsere hohe Sendung. Wir Frauen müssen zwischen die brutalen Männer treten und sie versöhnen.‘ ‚Die ewigen Sabinerinnen,‘ bemerkte ich geistreich. Da sprang sie auf mich zu, packte meinen Kopf mit den beiden mächtigen Händen, küßte mich auf die Stirn und rief: ‚Bravo! Schlagfertig wie eine kleine Französin!‘“

„Dieses ganz unter uns, süße Mutti. Ich glaube, die Patin kämpft mit schweren Geldsorgen. Mit der Apanage muß etwas nicht in Ordnung sein, und darüber kommt es zwischen Mutter und Sohn öfter zu ungemütlichen Auf-

tritten, die selbst in meiner Gegenwart weiter gesponnen werden, so daß ich verlegen werde und mich drücke, wenn ich irgend kann. Fortwährend klingelt es an der Tür. Fortwährend stößt man in der Vorhalle auf Kassenboten des Juweliers, der Modebazare, der Hotels, wo die Patin ihre Theaterdiners gibt, und meistens ziehen sie ab, wie sie gekommen sind. Die Patin ist leichtblütig, aber Siegfried leidet sichtlich unter diesen Verhältnissen. Er macht seiner Mama Vorstellungen, die ich mitunter hart finde, aber mit denen er wirklich recht hat. ‚Mama,' sagte er gestern, als wieder ein Mahner mit unbezahlter Rechnung weggeschickt wurde, ‚so geht es denn doch nicht weiter. Was hat das für Sinn, daß wir jeden Tag zweimal eine Anzahl Tellerlecker füttern und mit Sekt tränken und für Komödiantenpack beim Juwelier in die Kreide geraten!' Die Patin ließ ihn nicht weiter reden. ‚Schweig!' rief sie wütend; ‚an dir ist gar nichts Vornehmes. Du hast kein Gefühl und kein Verständnis für die Lage. Ich weiß, was ich dem Engelsprinzen schuldig bin. Ich weiß, wie ich meinen Rang als seine Witwe zu verteidigen habe.' ‚Durch Trinken von unbezahltem Sekt,' bemerkte er trocken. Die Patin brach in Tränen aus und fiel im Lehnstuhl zurück, Berta sprang mit dem Ätherfläschchen hinzu, Siegfried ging hinaus — es war nicht schön. Sein ‚Komödiantenpack' habe ich ihm übel genommen. Er hätte sich erinnern müssen, daß seine Mama Künstlerin war, daß Du es bist, daß ich es sein werde. Rücksichtsvoll ist er nicht. Aber kann man es sein, wenn man verbittert ist? Ach, meine einzige Mutti, ich fange an, mir Gedanken zu machen. Habe ich

das Recht, die Gastfreundschaft der Patin anzunehmen? Ich verursache ihr freilich keine besonderen Unkosten, aber es ist doch ein drückendes Gefühl, in einem Hause zu sein, wo es an allen Ecken und Enden hapert. Mutti, laß es Dir durch den Kopf gehen. Ich bin sehr, sehr gern in Paris. Aber wäre es nicht möglich, unter anderen Verhältnissen?"

Nicoline beobachtete gut. Die Prinzessin wand sich in Geldverlegenheit. Die Apanage reichte für ihre Lebensführung nicht entfernt aus. Den Gedanken an Einschränkung wies sie entrüstet ab, womit sie den Beifall ihrer Berta fand, die in dergleichen praktischen Fragen ihre oberste Instanz war. Sie besaß einen Sparpfennig, der nicht ganz unansehnlich war. Hätte sie ihn zu ihrer Verfügung gehabt, so würde er ihr gestattet haben, sich in ihrer Lebenshaltung vier oder fünf Jahre lang zu behaupten. Aber das Kapital stand als unkündbare Hypothek auf ein Haus in Franka und sie konnte sich nicht entschließen, die Hypothek zum Kauf auszubieten. In Franka sprach sich alles sofort herum. Der Großherzog mußte es gleich erfahren, wenn sie Schritte tat, um ihre Hypothek zu versilbern. Dann wußte er, daß sie in Bedrängnis war, und das sollte er nicht wissen. Sie suchte andere Aushilfsmittel.

Die Barone Dormans hatten bei ihr einen ihrer Freunde eingeführt, einen jungen Tagesschriftsteller, Namens Coppée, der für den „Vercingetorix" Chroniken aus der Gesellschaft und für die „Vie française" Pikanterien schrieb.

„Namens Coppée" ist eigentlich eine ungenaue Angabe. Er hieß in Wirklichkeit Koppel und war der Sohn eines nach Paris verschlagenen deutschen Lehrers. Er war jedoch voll-

ständig Franzose oder doch Pariser geworden und hatte einen Schriftstellernamen gewählt, der seine deutsche Herkunft verhüllen sollte. Er gab vor, nur unvollkommen Deutsch zu verstehen, und wenn er sich herbeiließ, sich dieser Sprache zu bedienen, wie er es in der ersten Zeit in der Unterhaltung mit Nicoline nicht gut vermeiden konnte, so radebrechte er so unwahrscheinlich, daß Zweifel an der Echtheit aufsteigen mußten.

Er war ein eleganter junger Mann, immer mit dem Monocle an der reglementären Stelle, immer nach der Mode von morgen gekleidet, in allen Dingen, großen und kleinen, Vorläufer, mit ausgedehnten Beziehungen in allen Welten, die auf Reklame Wert legen, also ungefähr in allen, die es überhaupt gibt, von unerschütterlichem Selbstvertrauen, das Leute der alten Schule Unverschämtheit nennen würden, gewandter Plauderer, wie mit der Feder, so mit der Zunge, stets zum Überlaufen voll von unterhaltlichen, niemals wohlwollenden Geschichten über die Truppe der Staats- und Gesellschaftskomödie, die er erfuhr oder nach Bedarf erfand, ein spöttischer Wissender, der auf nichts hineinfällt, ein blasierter, lächelnder Verächter von Welt und Menschen, dessen Wahlspruch „Eitelkeit der Eitelkeiten" zu sein schien, und dabei ein Snob, der mit seinen Turfbekanntschaften wie ein Reisekurier aufschnitt und einem Sekretär des Kolonieministeriums monatelang demütig den Hof machte, um den Drachen von Anam zu bekommen.

Die Baronin zeichnete ihn mehr aus als die meisten anderen Gäste ihres Salons, denn er war einer der sehr

wenigen, die nichts von ihr verlangten, sondern ihr im Gegenteil kleine Dienste erwiesen. Er schrieb über sie, ihre Empfänge, ihre Gesellschaften in dem Tone, der ihren geheimen Wünschen am meisten schmeichelte, und sie wußte ihm dafür um so mehr Dank, als er sie erraten hatte, ohne daß sie sich mit einem Worte vor ihm hatte zu enthüllen brauchen. Umsonst tat er zwar nichts, aber er hielt es für einen genügenden Lohn seiner Gefälligkeiten, daß die Baronin sich mit ihm in ihren Logen zeigte und Siegfried sich von ihm in den Kulissen, auf den Fechtböden, in den Ausstellungen lotsen ließ. Sein nagender Ehrgeiz war, einmal der Kornak eines richtigen Großfürsten sein zu können. Aber in der Erwartung des großen Tages, der ihm dieses krönende Erlebnis bescheren würde, begnügte er sich damit, vor seinen Bekannten beider Geschlechter mit dieser Hoheit zu glänzen. Er wußte ganz genau, wie es mit ihr bestellt war, aber er machte es sich selbst weis, daß Siegfried immerhin viel echter war als die meisten anderen Prinzen, mit denen er bis dahin in Berührung gekommen war.

Als Coppée eines Tages bei Tische nach seiner Gewohnheit in munter sprudelnder Rede die Anekdoten des Tages in Umlauf gesetzt hatte, darunter eine von einem bekannten Klubmann, der durch glückliche Spekulation in Goldminen während der letzten vierzehn Tage an der Börse ein niedliches Milliönchen gewonnen hatte, da versank die Baronin in Träumerei, winkte nach dem Essen im Salon den jungen Mann zu sich heran und begann eine leise Unterhaltung mit ihm, während die Barone Dormans, Graf Laporte und ein Schau-

spieler in der entgegengesetzten Ecke um Siegfried und Nicoline einen Kreis bildeten.

Sie verlangte Einzelheiten über den Gewinner und seine Million, und wie er es denn angestellt habe, um den angenehmen Mammon zu ergattern. Der junge Coppée war gründlich eingeweiht. Er erzählte ihr, es sei jetzt die große Mode, in Goldminen zu spekulieren, alle Welt tue es, mittags sehe man in den Säulengängen der Börse die glänzendsten Leute, auch Damen vornehmsten Ranges führen vor und gäben aus ihren Coupées Aufträge, in den Cercles nenne man ein Dutzend bekannter Namen, deren Träger in der letzten Zeit auf diese Weise zu Reichtümern gelangt seien.

„Sie machen einem ja den Mund wässern!" murmelte die Baronin. Sie bemühte sich, ihren Ton halb scherzhaft klingen zu lassen. „Wie müßte ich es denn anstellen, um auch zuzugreifen?"

„Nichts ist einfacher, Hoheit. Man gibt einen Auftrag — eins, zwei, drei — die Sache ist gemacht."

„Einen Auftrag! Ja. Aber wem, wie, wo?"

„Einem Börsenmakler. Wie, wo und wann es Ihnen beliebt."

„Kennen Sie denn einen, mein lieber Coppée?"

„Ein halbes Dutzend, Hoheit. Und einer ist beflissener als der andere."

Hinter ihren Bemühungen, gleichgültig und überlegen zu scheinen, wurde die wachsende Erregung der Baronin immer sichtbarer.

„Ich wundere mich, daß überhaupt noch jemand arbeitet, wenn es so leicht und so einfach ist, reich zu werden."

Verzeihung, Hoheit, es ist gar nicht so einfach und leicht. Man muß Beziehungen, Kredit, Entschlußfähigkeit, gute Nachrichten haben und im richtigen Augenblick einzuhalten wissen. Wer sich verspätet, den beißen die Hunde. Darum ist die Spekulation ein gefährlicher Sport für jeden, der nicht zum innern Kreise der Bevorrechteten gehört."

„Und — machen Sie denn den Sport mit?"

„Ich mache jeden Sport mit, Hoheit," erwiderte Coppée mit selbstgefälligem Lächeln. „Das gehört zu meinem Berufe."

Die Baronin zögerte einen Augenblick. Dann brach es wie unaufhaltsam hervor: „Ei! Da müssen ja auch Sie schon Millionär sein, mein lieber Freund!"

Er spielte den Bescheidenen. „O, o! Eine Million — das ist doch ein bißchen viel."

Sie blickte ihn mit geheimer Achtung, beinahe Bewunderung an und träumte wieder. Es rang etwas in ihr. Doch nicht lange. „Sagen Sie, lieber Freund," sprach sie entschlossen; „wenn Sie so viele Börsenmakler kennen — würden Sie mir nicht einmal einen solchen Wundermann vorstellen?"

„Aber gewiß, Hoheit, mit größtem Vergnügen. Wann befehlen Sie?"

„Will man schon die Gelegenheit beim Schopfe fassen, so muß man ungesäumt zugreifen. Bringen Sie mir den Herrn morgen Nachmittag mit, paßt Ihnen das?"

„Immer zu Ihren Dienſten, Hoheit."

Coppée war pünktlich. Am folgenden Nachmittag erſchien er zur Beſuchsſtunde der Baronin mit ſeinem Wundermann. Er hatte ein wenig aufgeſchnitten. Ein Börſenmakler war dieſer nicht, ſondern ein viel untergeordneterer Vermittler, ein Remiſier der Kuliſſe. Er war ein kleiner, blonder, kahler Berliner, trotz ſeines Berufes etwas ſchüchtern und von der Hoheit vollſtändig geblendet. Er war bei der Vorſtellung ſo verwirrt, daß er ſich beinahe neben den ihm angewieſenen Stuhl auf den Boden geſetzt hätte, daß ſeine Stimme bebte und er ziemlich ſinnloſes Zeug zuſammenſchwatzte, ehe er ſein Gleichgewicht einigermaßen wiederfand.

Die Baronin war mit dem Eindruck, den ſie auf den Börſenmenſchen machte, ſehr zufrieden und deshalb höchſt leutſelig. Sie erkundigte ſich gnädig nach ſeinen Privatverhältniſſen, wo er her ſei, wielange er in Paris lebe, ob er naturaliſiert ſei, dann lenkte ſie die Unterhaltung mit kurzer Wende auf die Börſe und verlangte Aufſchlüſſe über die Lage und den Mechanismus der Spekulation. Nach einigen etwas unbeſtimmten Redensarten Posners — ſo hieß der kleine Mann — ging ſie ohne längere Umſchweife auf ihr Ziel los.

„Unſer gemeinſamer junger Freund hat mir Luſt gemacht, einen kleinen Verſuch an der Börſe zu wagen."

Posner verneigte ſich eifrig.

„Was meinen Sie von Goldminen?"

„Nun, Hoheit, man hat ja von ihnen im allgemeinen eine ſehr gute Meinung. Von den führenden Werten iſt die

Sahne vielleicht schon ein wenig abgeschöpft. Gleichwohl glaube ich, daß die Hausse noch lange nicht ihr letztes Wort gesagt hat. Bei richtiger Auswahl wäre immer noch etwas zu holen."

„Könnten Sie mir bei dieser Auswahl behilflich sein, Herr Posner?"

„Es wäre mir eine große Ehre, Hoheit."

Die Sache wurde flott gemacht. Die Baronin gab einen Auftrag von einer Stattlichkeit, die Posner einen Augenblick stutzen machte, ohne jedoch einen Einwand zu veranlassen. Er bat nur, daß der Kaufauftrag schriftlich erteilt werde. Von einer Deckung sagte er kein Wort. Als er sich empfahl, reichte die Baronin ihm die große, starke Hand zum Kusse und forderte ihn auf, recht oft wiederzukommen. Sie waren beide voneinander entzückt. Posner konnte dem ihm begleitenden Coppée nicht genug danken, daß er ihn diese erlauchte Bekanntschaft hatte machen lassen, und die Baronin sagte Berta nach einer kurzen Mitteilung über die Unterhaltung mit Posner: „Man übertreibt sehr, wenn man so viel Böses von den Juden sagt. Es gibt doch sehr nette Leute unter ihnen."

Die Flitterwochen der neuen Bekanntschaft waren reizend. Posner flunkerte an der Börse derartig mit geheimnisvollen Beziehungen zu gekrönten Häuptern, daß er zum Gespött der Kulisse wurde. Einmal fragten ihn die jungen Leute mit erheuchelter Gespanntheit, ob es wahr sei, daß er zum Finanzminister eines gewissen Großstaates ausersehen sei, wie das Gerücht gehe? Ein andermal beglückwünschten sie

ihn stürmisch zu seiner Erhebung in den Grafenstand, von der sie gehört haben wollten, und was dergleichen Ulk mehr war. Für diese kleinen Leiden, die er mannhaft trug, fand Posner reichen Lohn in der Huld der Baronin, die ihn täglich mit drei bis vier Rohrpostbriefen voll Fragen, Erkundigungen, Empfehlungen und Vorschlägen beehrte, die Gewohnheit annahm, ihn immer kurz vor dem Diner zu empfangen, um einen mündlichen Bericht über den Börsenverlauf entgegenzunehmen, und ihn alsbald auch zu ihrer Tafel zog. Als er vollends nach der ersten Monatsabrechnung das Ergebnis der Operationen in Gestalt eines ansehnlichen Päckchens Tausendfrankscheine der Baronin zu Füßen legen konnte, da war sie so erfreut, daß sie sogar seine Frau mit einer Einladung zum Abendessen beglückte. Posner hatte den Gipfel der Seligkeit erreicht und es störte ihn nicht, ja, er bemerkte nicht einmal, daß an dem Diner außer den Hausgenossen nur noch sein Freund Coppée teilnahm und daß Siegfried während des ganzen Abends weder an ihn noch an seine Frau auch nur ein einziges Mal das Wort richtete.

Mit der Baronin ging eine auffallende Umwandlung vor. So gedrückt und schwarzseherisch sie bis dahin gewesen war, so hoffnungsvoll und angeregt wurde sie jetzt. Sie beglich einen wesentlichen Teil ihrer Schuld beim Juwelier und machte neue große Bestellungen. Denn man war im Dezember und sie gedachte ihren ganzen Kreis fürstlich zu bescheren, auch Nicoline und ihrer treuen Berta, die angesichts der gehobenen Stimmung im Hause ihre Kündigungspläne einstweilen wieder aufsteckte. Die Unter-

nehmungslust der Baronin wuchs dermaßen, daß Posner trotz seiner Beflissenheit und Unterwürfigkeit doch leise Mahnungen zur Vorsicht wagte, ohne übrigens damit Glück zu haben. Ihrem Bruder, dem sie seit dem Tode des Prinzen Albrecht sein kleines Jahrgeld nur mit starker Verspätung und unvollständig geschickt hatte, wies sie den ganzen Rückstand an und schrieb dazu, daß er die Unterstützung künftig wieder regelmäßig zu den Vierteljahrsfristen empfangen solle. Ihren Wiener Rechtsanwalt aber lud sie ein, auf ihre Kosten nach Paris zu kommen, um sich mit ihr über Feldzugspläne gegen die großherzogliche Familie zu besprechen.

Dr. Wolf von Osterburg kam in der Tat. Die Baronin bot ihm an, bei ihr zu wohnen, das lehnte er indes ab. Er war ein glatter, eleganter Vierziger mit schönem, schwarzem Vollbart, der sichtlich sein Stolz war, meist verbindlich lächelnd, verschwenderisch mit Verbeugungen, bedächtig in der Rede, im ganzen gewinnend, wenn er nicht eins gegen sich gehabt hätte.: einen unsteten, verstohlenen Blick, der sich nicht gern von einem andern Auge überraschen ließ. Die Baronin hatte zu ihrem Rechtsfreund unbegrenztes Vertrauen. Berta auch, denn er war gegen sie besonders freundlich und sein Bart bezauberte sie. Nicoline freilich, gegen solche vulgären Eindrücke unempfindlich, fühlte triebhaftes Mißtrauen gegen ihn und konnte sich nicht enthalten, Siegfried zu warnen: „Der Mann gefällt mir nicht recht. Ich glaube, Sie sollten Ihrer Mama Vorsicht raten."

„Mama läßt sich nicht raten. Am wenigsten von mir. Übrigens glaube ich, daß Sie ihm unrecht tun. Er besorgt

seit langen Jahren unsere Geschäfte und war meinem Vater sehr ergeben."

Sie ließ den Gegenstand fallen, war aber nicht überzeugt.

Dr. von Osterburg machte in der ersten geschäftlichen Unterhaltung mit der Baronin nur allgemeine Redensarten. Der Herzog sei nicht gut gesinnt gegen sie. Er hätte unzweifelhaft schon die ganze Apanage unterdrückt, wenn er nicht noch gegen den Prinzen Siegfried einige Rücksicht walten ließe. Nach seiner rechtswissenschaftlichen Überzeugung sei sie Prinzessin von Meißen-Löwenstein-Franka-Level und Prinz Siegfried der Erbe der Namen und Titel seines Vaters. Der Franka-Levelsche Zweig des Hauses Meißen sei österreichisch, Prinz Albrecht ein Österreicher gewesen, das österreichische Gesetz aber kenne keine morganatische Ehe, es sei denn für Angehörige des einheimischen Herrscherhauses, die unter einem besondern Hausgesetze ständen. Das Meißensche Hausgesetz gelte im Großherzogtum, wahrscheinlich auch im Deutschen Reich, und dort sei die Anerkennung ihrer Rechte auf gerichtlichem Wege nicht zu erzwingen; die Unebenbürtigkeit sei ein unüberwindliches Hindernis, das nur eine Gnadenhandlung des Großherzogs Hilarius heben könne. In Österreich aber sei das Meißensche Hausgesetz ohne Rechtskraft. Eine Klage wäre also keineswegs aussichtslos. Man könnte vielleicht Erbansprüche auf das Levelsche Fideikommiß, wenn auch natürlich einstweilen nicht auf die Thronfolge in Löwenstein-Franka erstreiten. Dazu müßte Prinz Siegfried, der wahrscheinlich seine Wiener Heimatsberech-

tigung verloren habe, zunächst wieder österreichischer Staatsangehöriger werden. Der einfachste Weg dazu wäre, daß er sich in Wien ankaufte. Die Gnade des Herrschers vermöchte auch viel, alles, und so viel er wisse, könne die Prinzessin an höchster Stelle auf Wohlwollen rechnen. Aber freilich —

„Aber freilich?" fragte die Baronin mit großer Spannung.

Osterburg zögerte. Die Familie sei mächtig — der Kampf allzu ungleich — der Rechtsstreit würde vielleicht viele Jahre dauern — er würde große Aufwendungen erfordern —

„Wenn es nur das ist," rief die Baronin ungeduldig, „so ist das kein Hindernis."

Osterburg horchte auf. „Ah — um so besser. Ich halte es aber für meine Pflicht, Hoheit darauf aufmerksam zu machen, daß der erste Gegenstoß der Familie auf unsern Angriff die Sperrung der Apanage sein würde."

„Damit rechne ich selbstverständlich. Es liegt nichts daran." Die Baronin sagte das mit ruhigem Selbstbewußtsein.

Osterburg wurde immer aufmerksamer. „Hm. Ja. Das wäre ein guter Anfang. Der erste Punkt wäre gewonnen, wenn die Familie merken würde, daß sie uns nicht aushungern kann. Es kommt dann nur darauf an, auf wie lange wir verproviantiert sind —"

„Unbegrenzt. Wenn meine eigenen Mittel erschöpft sein sollten, ehe wir gesiegt haben, so stellen mir meine hiesigen Freunde alles zur Verfügung, wessen ich bedarf, um mir mein Recht zu erkämpfen."

Osterburg streifte sie mit einem forschenden Blick und wartete. Sie sagte aber nichts weiter.

„Das ist ja sehr schön. Nun, dann können wir es ja wagen. Den Versuch lohnt es sich jedenfalls. Ich müßte allerdings um einen etwas größern ersten Kostenvorschuß bitten, denn die Stempelauslagen sind bei der Ansehnlichkeit des Streitgegenstandes recht erheblich."

„Zu Neujahr wird der Herzog die Fälligkeit jedenfalls noch bezahlen, da wir doch kaum vor drei oder vier Wochen gegen ihn vorgehen werden. Die fünftausend Gulden können Sie als Kostenvorschuß behalten. Das genügt doch einstweilen?"

„Gewiß, gewiß," erwiderte der Rechtsanwalt hastig und rieb sich unwillkürlich die Hände. „Wenn wir uns frei bewegen können, dann liegen die Dinge ganz anders. Mein Kriegsplan wäre dann folgender. Wir kaufen in Wien ein Haus."

„Ist das unbedingt nötig?"

„Unbedingt, Hoheit, unbedingt. Es braucht ja nicht gleich ein Palast zu sein. Ein bescheidenes Grundstück. Oder ein Anteil an einem Grundstück. Eine Haushälfte. Und man braucht ja den Kaufpreis nicht auszuzahlen. Ein Angeld genügt. Das übrige kann auf dem Haus stehen bleiben."

„Aber wozu?"

„Das will ich Hoheit sofort erklären. Wir lassen als Käufer Seine Hoheit den Prinzen Siegfried von Meißen-Löwenstein-Franka-Level in das Grundbuch eintragen. Ent-

weder gibt die Grundbuchbehörde dem Antrag statt oder sie weigert sich, die Eintragung vorzunehmen. Im ersten Fall ist ein wichtiger Vorteil errungen. Wir haben einen Rechtstitel geschaffen, der eine sehr brauchbare Unterlage für die übrigen Ansprüche abgibt. Im andern Fall fechten wir den Ablehnungsbeschluß an und rollen damit die ganze Angelegenheit auf. Die Familie muß notwendig als Prozeßpartei eingreifen, wir beziehen sie in die Klage ein und dann geht es nicht nur um eine kleine Grundbuchsache, sondern um die volle gerichtliche Anerkennung Ihrer Ansprüche auf Rang und Titel des seligen Prinzen Albrecht, aus der sich auch die Anerkennung Ihrer Anerbenrechte auf das Fideikommiß ergibt."

„Ja. In der Tat," murmelte die Baronin sinnend. „Das scheint mir ein recht geschickter und praktischer Plan. Und — wieviel würde der Hauskauf erfordern?"

„Hunderttausend Gulden würden wahrscheinlich genügen." Als die Baronin bei dieser Ziffer zusammenzuckte, fügte Osterburg schnell hinzu: „O, das Geld ist ja nicht verloren, es ist eine Anlage, eine ausgezeichnete Anlage. Und das Ganze braucht ja nicht flüssig gemacht zu werden. Nicht entfernt. Vierzig- oder fünfzigtausend Gulden Anzahlung genügen wahrscheinlich."

„Haben Sie etwas Bestimmtes im Auge, Herr Doktor?"

„Ja — nein — das heißt, ich denke an verschiedene Objekte. Die Gelegenheit ist besonders günstig. Gerade jetzt herrscht in Wien eine Häuserkrisis. Wir haben eine vorzügliche Auswahl. Hoheit können mir vertrauen."

„Sie wissen, daß Sie mein volles Vertrauen besitzen, mein lieber Doktor.“ Sie reichte ihm die Hand.

Er führte sie eifrig zu den Lippen. „Hoheit, ich weiß, welchen Gefahren ich mich aussetze —“

„Gefahren?“

„Aber natürlich! Hoheit wissen, in welchen Kreisen ich meine Klienten habe. Man wird es mir sehr übelnehmen, daß ich Ihre Sache vertrete. Ich habe zunächst einen allgemeinen Boykott zu gewärtigen —“

„Das tut mir leid. Ich möchte nicht —“

„Was liegt daran? Ich wage es trotzdem, Hoheit. Das Geschäftliche kommt bei mir erst in zweiter Reihe. Ich bin Mensch, ehe ich Rechtsanwalt bin. Ich tue es für das Andenken des seligen Prinzen Albrecht, für Sie, Hoheit, für den lieben Prinzen Siegfried, den man mißhandelt und verleugnet. Und auch für die Sache an sich. Es ist für mich eine Auszeichnung, daß Hoheit die Verteidigung Ihres Rechts in meine Hand legen. Wir unternehmen da etwas, was unabsehbare Folgen haben kann. Der Fall kann hohe grundsätzliche Bedeutung erlangen.“

Je weiter er sprach, um so mehr regte er sich an, um so hitziger wurde er.

„Jawohl, Hoheit, die größte Bedeutung. Wenn wir obsiegen — und wir werden obsiegen, Hoheit, wir müssen es — so werden wir einfach den veralteten Begriff der Ebenbürtigkeit aus dem Ehe- und Erbrecht ausgerottet haben. Es darf in unserer Zeit nicht länger zweierlei Ehen geben. Ehe ist Ehe. Sakrament ist Sakrament. Die Heiligkeit der Ehe

wird ohnehin von allen Seiten angegriffen. Wenigstens sollen doch die erlauchten natürlichen Verteidiger der göttlichen und menschlichen Gesetze nichts tun, was die Achtung vor der Ehe vermindern, ja zerstören muß."

„Ich begreife nicht, daß die Familie dies nicht einsieht," murmelte die Baronin, die Osterburgs Worte trank.

„Sie sieht es nicht ein, weil man ihr die Sache nie im richtigen Lichte gezeigt hat. Und wie soll man sie ihr denn zeigen? Denkschriften lesen die Herrschaften nicht und anhören wollen sie mich nicht. Vor Gericht aber kann man sich aussprechen und da muß der Gegner uns hören. Und was wir vorhaben, Hoheit, das ist durchaus nichts Revolutionäres. Mir wird man wohl zutrauen dürfen, daß ich die notwendigen und heilsamen Vorrechte der Herrscherhäuser zu würdigen und zu verehren weiß. Nein. Wir zerren die Fürsten nicht von ihren erhabenen Stellungen herab. Im Gegenteil. Wir fordern für erlauchtes Blut die Achtung, die ihm gebührt. Wir knüpfen an die schönsten, ältesten Überlieferungen an, die im Laufe der Jahrhunderte verdunkelt worden sind. Das alte Fürstenrecht kennt keine Ebenbürtigkeit. Das Blut ist entscheidend. Dem Blute, der Abstammung wohnt die fürstliche Tugend inne. Die Ebenbürtigkeit ist eine spätere, verschlechterte Empfindung. Wir wollen sie aus der Welt schaffen, Hoheit! Sie glauben es vielleicht gar nicht, Hoheit, aber wir sind im Begriffe, Weltgeschichte zu machen!"

Osterburg hatte sich in solche Begeisterung hineingeredet, daß er zuletzt aufgesprungen war und die letzten Sätze in Begleitung großer Gebärden hinausgeschrieen hatte, als plai-

dierte er vor Geschworenen. Die Baronin aber war seiner dröhnenden Rede schließlich nicht mehr gefolgt, sondern hatte sich Kopfrechnungen hingegeben.

„Ihr Plan ist bestechend," sagte sie nach einer kleinen Weile. „Lassen Sie mich noch ein wenig überlegen. Sagen Sie mir auch genau, wieviel ich auslegen muß, wann das Geld flüssig gemacht werden soll, und alles. Dann wollen wir das Nötige beschließen."

Dr. von Osterburg wurde besonders gnädig entlassen und durfte sich den Annehmlichkeiten der Besichtigung von Paris hingeben. Die Baronin aber hatte sofort eine lange Beratschlagung mit Berta, die nach ihrer Gewohnheit schweigend zuhörte, bis ihre Herrin den Bericht beendet hatte, und dann meinte: „Was der Herr Doktor sagt, hat Hand und Fuß. Das schon. Und ein Zinshaus in Wien zu kaufen, das könnt' mir schon gefallen. Aber woher das Geld nehmen?"

„So? Und der kleine Posner? Wo bleibt denn der?"

„Ja, kann man denn auf ihn rechnen?"

„Aber natürlich."

„Für dreißigtausend Gulden? Und alles, was man fürs Haus braucht, so lange die Apanage abgeschnitten ist?"

„Es kommt darauf an, welche Geschäfte wir machen. Sind es große, so kommt mehr dabei heraus, sind es kleine, dann natürlich weniger."

„Das versteh' ich nicht. Hoheit werden das besser wissen. Wenn man sich um das Geld keine Sorgen machen muß, so soll der Herr Doktor halt in Gottes Namen den Prozeß

machen. Ich glaub', das ist das Gescheiteste, was wir tun können."

Die Zustimmung ihrer Berta beruhigte die Baronin vollkommen und ließ sie rasch zu einem Entschluß kommen. Sie erteilte Osterburg den nötigen Auftrag, unterschrieb die erforderlichen Vollmachten, versprach, ihm in der ersten Januarhälfte die verlangten Beträge zu überweisen, und trug während der ganzen Woche seiner Anwesenheit ein stolzes, selbstbewußtes Wesen zur Schau, das man schon sehr lange an ihr nicht wahrgenommen hatte. Osterburg wurde täglich zur Tafel gezogen, jeden Abend in ein Theater, einen Zirkus, ein Künstlerkabarett mitgenommen, einmal wurde ihm zu Ehren eine größere Soiree veranstaltet, zu der ihr ganzer Kreis geladen war, auch Damen, die Nicoline noch nicht gesehen hatte, und als Osterburg endlich abreiste, überreichte sie ihm eine wertvolle Busennadel und sagte: „Da Sie nicht bis Weihnachten bleiben wollen, so bitte ich Sie schon jetzt, diese kleine Bescherung anzunehmen." Er verließ sie mit Beteuerungen der Ergebenheit und dem Versprechen, daß er sie bestimmt zum Siege führen würde.

Siegfried in ihre Pläne einzuweihen, hatte sie nach ihrer Gewohnheit für überflüssig gehalten. Er erfuhr sie aber auf dem üblichen Wege, durch die Frau Büchler, der Berta einige summarische Mitteilungen gemacht hatte. Es demütigte ihn, daß seine Mutter dauernd über seinen Kopf hinweg handelte, aber der Plan gefiel ihm wohl und über die Beschaffung der Mittel zu seiner Ausführung machte er sich nicht viel Gedanken.

Er benutzte die erste Gelegenheit, wo er mit Nicoline allein war, um ihr zu erzählen: „Nun, liebe Nicoline, jetzt soll unsere Sache ihren Gang nehmen. Osterburg scheint ein juristischer Stratege ersten Ranges zu sein. Er hat uns einen sehr aussichtsvollen Feldzugsplan entwickelt. Ich soll mich in Wien ankaufen und auf diese Weise wieder österreichischer Staatsbürger werden. Er läßt mich als Hauseigentümer mit meinem Vaternamen und Titel in das Grundbuch einschreiben. Mein Oheim widersetzt sich dem voraussichtlich. Wir erheben Klage gegen ihn und erstreiten auf diese Weise unser Recht wenigstens in Österreich, wo die morganatische Ehe keine rechtliche Bestimmung sein soll. Was sagen Sie dazu, Nicoline?"

Sie blieb nachdenklich und stumm.

„Nun, gefällt Ihnen der Plan nicht?"

„Ich weiß nicht," sagte sie endlich. „Es ist nicht so geradezu, wie ich es wünschen würde. Und Großherzog Hilarius wird ein österreichisches Urteil vielleicht nicht anerkennen."

„Gewiß nicht."

„Dann sind Sie doch nicht viel weitergekommen."

„Ich sage: gewiß nicht. Ich meine: vorläufig nicht. Wenn ich in der eigenen Heimat rechtmäßiger Prinz Löwenstein bin, so bin ich es nach allgemeiner Anschauung überall, nur nicht in Löwenstein-Franka. Das kann ich verschmerzen. Mit der Zeit kommt man dann wohl auch in Franka auf andere Gedanken. Überdies, was könnte man denn Ihrer Meinung nach besseres tun?"

„Ich habe keine Meinung," erwiderte sie sinnend. „Ich stelle mir nur Kampf anders vor. Nicht in der Form von Hauskäufen und Grundbuchprozessen. Aber das ist natürlich kindisch. Vielleicht ist es das beste, so zu verfahren. Wenigstens als Anfang."

Siegfried suchte mit Nicoline zusammen zu sein, wo er irgend konnte. Ohne schlaue Künste war dies eigentlich nur bei den Mahlzeiten möglich, und da schloß die Anwesenheit der ordentlichen und außerordentlichen Schmarotzer jedes vertrauliche Wort aus. Das Wetter gestattete im Spätherbste nicht oft den Aufenthalt im Garten. An den wenigen Tagen, wo die Pfade trocken waren und die Sonne am Himmel stand, ging Nicoline, wenn sie von der Gesangstunde heimkam und ehe zum Essen geläutet wurde, gern zwischen den Beeten und Hecken auf und ab, und dann gesellte Siegfried sich ihr unverweilt zu, um mit ihr ungezwungen zu plaudern. Es war ein Gegenstand der Beobachtung und der Gespräche des Gesindes, wie weltvergessen und ineinander vertieft die beiden in solchen Augenblicken schienen.

Einmal im Laufe der Anwesenheit Osterburgs hatte Siegfried es so einzurichten verstanden, daß er seine Mutter nicht ins Theater begleitete. Nicoline war auch zu Hause geblieben und schrieb nach ihrer Gewohnheit ihrer Mutter. Siegfried hoffte, sie werde in den Salon hinunterkommen, da sie gehört haben mußte, daß er nach dem Gasthofdiner heimgekommen war. Sie blieb indes auf ihrer Stube. Siegfried wartete ungeduldig eine halbe Stunde, dann rief er seine alte Pflegerin Frau Büchler aus der Küche und schickte

sie zu Nicoline, um sie zu bitten, doch in den Salon zu kommen, wenn sie nicht allzusehr beschäftigt sei.

Alsbald erschien sie im Salon des Erdgeschosses. „Wünschen Sie etwas, Prinz Siegfried?"

„Nichts anderes, als ein wenig mit Ihnen gemütlich zu plaudern, Nicoline."

„So! Der hohe Herr befiehlt mich also gewissermaßen zum Dienste!" Sie sagte das schalkhaft, doch nicht ohne leise Andeutung von Empfindlichkeit.

„Warum spotten Sie, Nicoline! Das ist nicht nett. Ich habe Sie seit Mittag nicht gesehen und seit reichlich drei Tagen nicht wirklich gesprochen. Ich finde das zu lang. Es wäre hübsch, wenn Sie es auch fänden."

Nicoline zögerte auf der Schwelle, eine Feder in der Hand.

„Legen Sie doch die dumme Feder weg und setzen Sie sich. Haben Sie denn so viel schriftliche Arbeiten?"

„Keine Arbeit, ein Vergnügen," erwiderte Nicoline und ließ sich in einen Armstuhl am Kamin nieder, während sie ihren Federhalter neben die reiche Standuhr aus Meißner Porzellan legte. „Ich schreibe meiner Mutter jeden Tag und möglichst viel. Ich habe das Bedürfnis, mich auszusprechen. Und hier habe ich niemand dazu. Ich bin zu sehr allein. Das bin ich nicht gewohnt."

Allein? Sie sind doch hier wie in Ihrer eigenen Familie! Im Hause sind Sie von Freunden umgeben. Bei Madame Conti haben Sie ohne Zweifel Dutzende von Altersgenossinnen, von Kameradinnen, wenn ich so sagen darf."

„Pardon. Altersgenossinnen sind es vor allem nicht. Ich bin weitaus die Jüngste in der Klasse, und wir sind unser vierundzwanzig. Und Kameradinnen sind es auch nicht. Ich weiß nicht, ob es an den andern liegt oder an mir, aber ich habe nach mehr als zwei Monaten noch keinen rechten Anschluß gefunden. Vielleicht ist die Sprachverschiedenheit daran schuld. Die jungen Damen sind meist Amerikanerinnen oder Engländerinnen. Ich kann kein Englisch. Und ihr Französisch ist beinahe so fragwürdig wie meines."

„Sie sprechen es schon ganz fließend."

„Es fängt an, sich zu machen. Aber anfangs! Und das wirkt noch bei mir nach. Außerdem sind meine Mitschülerinnen von ihrem künftigen Ruhme so voll! Jede fühlt sich als Stern erster Größe und ist trotzdem auf jede andere eifersüchtig und fürchtet oder haßt in jeder andern eine Nebenbuhlerin. Wie soll da Vertraulichkeit zwischen uns aufkommen? Ich stelle mir oft unser aller Zukunft vor und bin dann zugleich lustig und wehmütig gestimmt. Manche haben ganz hübsche Stimmen, andere auch das nicht, allen fehlt etwas zum Echten, zum Vollkommenen. Ich messe nämlich an meiner Mama."

„Das ist allerdings ein großer Maßstab."

„Gewiß, aber an den ich gewöhnt bin. Und da denke ich mir: die meisten werden sich wohl das Singen klüglich abgewöhnen und klanglos zwischen Suppentöpfen verschwinden. Andere werde ich wahrscheinlich auf Gastreisen als Choristinnen wiederfinden, und da frage ich mich, was dann

zartfühlender sein wird: sie zu erkennen, oder sie nicht zu erkennen."

„An Ihren eigenen Gastspielen zweifeln Sie wohl nie?" fragte Siegfried lächelnd.

„Warum sollte ich?" war Nicolines verwunderte Gegenfrage.

„In der Tat, dazu ist keine Ursache. Es wäre denn — es fände sich jemand — der Sie nicht gerne als Bühnenkönigin sehen würde —"

Sie errötete. „Sind Sie so sicher, daß ich mich an einen solchen Wunsch kehren würde?"

Er erwiderte nichts. Er wollte den Gedanken nicht weiter verfolgen.

„Ich muß wohl Bühnenkönigin werden. Sonst sehe ich nicht, wie ich zu einer Krone gelangen sollte, zu der ich doch geboren bin."

„Es sei denn, daß ein Fürst Ihnen die Krone auf das blonde Haar setzte," sagte Siegfried leise.

„Jawohl," fiel sie rasch ein, „ein morganatisches Krönlein mit Glasperlen, dazu ein Wappen mit einem Veilchen und dem Wappenspruch: Ducke dich, Traute!"

Er vermied ihren kühnen Blick und betrachtete mit etwas zerstreuter Miene die Bildnisse in ganzer Figur des Prinzen Albrecht und des Prinzen Ditmar, die in Goldrahmen mit dem Meißenschen Wappen und der Herzogskrone zu beiden Seiten des Kaminspiegels hingen. Es entstand eine ausdrucksvolle Pause, die Siegfried mit der ablenkenden Bemerkung unterbrach: „Es betrübt mich, daß wir Ihnen

nicht genügen. Ich würde Sie so gern zufrieden und glücklich sehen!"

„Danke, Prinz Siegfried. Sie sind sehr freundlich. Es fehlt mir ja hier auch nichts als eine Freundin. Vielleicht ist es undankbar, daß ich ein solches Bedürfnis empfinde. Ich bin hier so gut aufgehoben, wie man es irgend sein kann. Daß die liebe Tante sich nicht mehr mit mir beschäftigt, ist sehr natürlich. Sie hat wirklich andere Sorgen, als mit mir methodisch Plauderstündchen abzuhalten. Ich bin aber in dieser Hinsicht verzogen."

„Nur in dieser Hinsicht?" fragte Siegfried lächelnd.

„Sie haben recht. Vielleicht in jeder. Mein Mamachen ist eben ein Engel. Sie nimmt an jedem Herzschlag von mir teil. Sie begleitet alle meine Gedanken, so weit sie nämlich nicht ungeleitet gehen wollen. Sie ist so wundervoll jung geblieben und versteht eine junge Seele so gut! Da ich mich nun nicht mit mir ausschwatzen kann, so muß ich ihr wenigstens alles schreiben."

„Ich gäbe was darum, wenn ich Ihnen dabei über die Schulter gucken dürfte."

„Es könnte Sie unmöglich interessieren. Man wirft hin, was einem durch den Kopf geht, krauses Zeug, wofür eben nur eine Mutter Geduld hat."

„Lassen Sie es doch darauf ankommen, Nicoline."

„Was, Sie meine Briefe lesen lassen?"

Er nickte.

„Origineller Einfall. Aber weshalb möchten Sie es denn?"

„Um zu wissen, was Sie über mich schreiben."

„Ei, ei! Sind Sie so gewiß, daß ich über Sie schreibe?"

„Ja, Nicoline," sagte er einfach und blickte sie an.

Sie schlug denn doch die Augen nieder. „Wie eingebildet doch alle Männer sind."

„Nicoline, Sie sagen nie eine Unwahrheit, das weiß ich. Können Sie mir versichern, daß Sie Ihrer Mama nicht von mir schreiben?"

Sie zögerte. „Ich verweigere die Aussage," sagte sie dann.

„Das ist ein Bekenntnis!" antwortete er rasch. „Jetzt nehmen Sie nur schnell das mit der Einbildung zurück."

Sie warf den Kopf empor. „Ich schicke doch meiner Mama keine Gedichte! Natürlich erzähle ich ihr von dem, was ich sehe, was ich erlebe, was mich umgibt. Ich habe ihr auch schon oft von Nero und Bella geschrieben."

„Danke," warf Siegfried lächelnd dazwischen.

„Verletzt Sie das? Wenn Sie wüßten, wie verliebt ich namentlich von Nero geschrieben habe!"

„Dann beneide ich Nero," sagte Siegfried leise.

Sie verstummte, blieb eine kleine Weile in Nachdenken versunken, langte dann nach ihrem Federhalter und erhob sich.

„Gute Nacht, Prinz Siegfried. Sie wissen, ich darf vor einer Gesangstunde nicht spät zu Bett gehen."

„Sie wollen mich schon allein lassen? O, wie unfreundlich!"

Er ergriff ihre Hand und küßte sie. Sie entzog sie ihm rasch und eilte hinaus.

Er hatte sich erhoben, wie um sie zurückzuhalten. Jetzt setzte er sich wieder und starrte in das Kaminfeuer, das im Erlöschen war. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er ihr eine vollkommene deutliche Liebeserklärung gemacht hatte. Oberflächlich bedauerte er es, denn bei ihren äußeren Beziehungen war es unzart. In den Tiefen des Halbbewußtseins befriedigte es ihn. Denn es drängte ihn, sie wissen zu lassen, wie wenig gleichgültig sie ihm war. Seine Gedankenflucht führte ihn sehr weit von der Wirklichkeit weg, in die er erst durch das stürmische Anschlagen Neros zurückgerufen wurde, der die heimkehrende Herrin in seiner gewohnten temperamentvollen Weise begrüßte. Siegfried erhob sich hastig und eilte in sein Schlafzimmer. Er wollte jetzt die Begegnung mit seiner Mutter vermeiden.

Als die Baronin mit Berta den Salon betrat, schloß sie aus dem frischen Zigarettenduft sofort, daß Siegfried ihn eben verlassen haben mußte, und es wunderte und verletzte sie, daß er nicht noch einen Augenblick gewartet hatte, um ihr gute Nacht zu sagen. „Er ist halt lieblos," konnte sie sich nicht enthalten, Berta zu klagen, die sich diesmal nicht verpflichtet fühlte, ihn zu verteidigen. Am andern Morgen konnte Berta ihr nach den Mitteilungen der Frau Büchler berichten, daß Siegfried und Nicoline den ganzen Abend im Salon miteinander allein gewesen waren. Die Baronin hatte augenblicklich keine Zeit, sich mit der Meldung zu beschäftigen. Die letzten Beratungen mit dem

Dr. v. Osterburg nahmen den kurzen Wintertag in Anspruch und am folgenden Tage reiste der Rechtsanwalt ab. Dann aber säumte sie nicht länger, die Sache mit Berta zu besprechen.

„Ich glaub', die zwei spenzeln miteinander. Das gefällt mir nicht."

„Mir auch nicht, Hoheit."

„Es war vielleicht nicht klug von mir, die Nicoline ins Haus zu nehmen."

„Das wär' schon möglich, Hoheit."

„Was ist aber jetzt zu tun?"

„Glauben Hoheit denn, daß es so gefährlich ist?"

„Sowie ich die Augen wegwende, schlüpfen die zwei zusammen. Das ist doch sehr verdächtig. Nicoline hat zu Haus nichts Gutes vor sich gesehn und kann mehr als zwei zählen. Und Siegfried trau ich auch nicht viel, seit er bei den kleinen Dormans in der Lehr' ist. Ich bin dem Prinzen Johann gegenüber verantwortlich. Und der kleinen Flammert gegenüber auch."

„Kann sein, daß sie ein wenig ineinander verschossen sind. Aber das gibt sich."

„Wenn's zu spät ist."

„Hoheit können ja den Prinzen vielleicht noch einmal warnen."

„Nicht lieber Nicoline?"

Berta schwieg.

„Zu hüten brauch' ich am End' nur Nicoline, nicht Siegfried."

Max Nordau, Zur linken Hand I. II. Bd. 46

„Es könnt' sie aber kränken. Und sie ist ja nicht schuld daran."

„Na, na, ein bißchen Koketterie ist schon dabei. Aber Sie haben recht. Ich will noch einmal mit Siegfried sprechen."

Als Nicoline zur Singstunde gegangen war, ließ die Baronin Siegfried in ihr Boudoir rufen und teilte ihm vor allem zum erstenmal mit, was sie mit Osterburg ausgeheckt hatte. Siegfried hörte schweigend zu und verriet mit keiner Miene, daß er nichts Neues erfuhr. Dieser scheinbare Gleichmut verdroß sie.

„Da sitzt du nun wie ein Pflock da und muckst nicht. Und ich reibe mich inzwischen für dich auf."

„Du willst es ja nicht anders haben, Mama. Du tust alles allein und sagst mir nur vollendete Tatsachen. Was kann ich da anders tun als zuhören und schweigen?"

„Das ist freilich das Bequemste. Du bist jetzt alt genug, um mein Mitarbeiter zu sein."

„Ich wünsche mir nichts Besseres. Aber du hast mir noch nicht die Ehre erwiesen, mich zur Mitarbeit einzuladen."

„Weil ich dich so stumpf und gleichgültig sehe. Du fragst mich zum Beispiel nicht einmal, woher ich das Geld nehmen werde, um das Haus und die Prozesse zu bezahlen, die uns wahrscheinlich bevorstehen."

„Du hast mich nie in unsere Vermögensverhältnisse einen Einblick tun lassen. Wie soll ich wissen, ob du das Geld hast oder nicht hast?"

„Nun, ich habe es zufällig. Aber ich opfere es auch vollständig. Ich verblute mich bis auf den letzten Tropfen, um unser erstes Ziel zu erreichen. Wir werden hoffentlich unsern Prozeß gewinnen, aber wir werden dann Prinz und Prinzessin Habenichts sein."

„Die Apanage bleibt uns doch?"

„Darauf ist nicht zu rechnen. Du kennst ja den Herzog."

„Können wir ihn nicht zwingen?"

„Wie stellst du dir das vor? Mit der Pistole auf die Brust?"

„Auf dem Rechtsweg."

„Eine gesetzliche Pflicht hat der Herzog gegen uns nicht."

Siegfried zuckte leicht mit der Achsel und blieb stumm.

„Ich habe nur auf dich zu rechnen."

„Auf mich?" fragte er erstaunt.

„Ich hebe dich in den Sattel. Reiten mußt du. Ich erkämpfe dir die unanfechtbare Stellung in der Familie. Dann haben wir nur noch dafür zu sorgen, daß du durch eine passende Verbindung die Mittel gewinnst, deinen Rang zu behaupten."

Er blickte jäh auf und wechselte die Farbe.

„Du hast mich doch verstanden?" fragte die Baronin.

„Ja," antwortete er finster.

„Du weißt jetzt, was ich von dir erwarte. Du kennst jetzt die Aufgabe, die dir im Feldzugsplan zugeteilt ist. Du mußt dich nun darauf einrichten. Amüsiere dich, wie es deinem Rang und deinem Alter angemessen ist. Aber keinen Mühlstein an den Hals und keinen Skandal! Du mußt frei bleiben

und zu keinem Klatsch Anlaß geben. Denn das könnte deinen Aussichten sehr schaden."

Siegfried schwieg. Die Baronin wurde ungeduldig. Sie hatte gehofft, er werde sie fragen, weshalb sie ihm all dies sage. Das hätte ihr die Übergänge erleichtert.

„Ich sage dir das, weil ich in der letzten Zeit allerlei bemerkt zu haben glaube. Ich bin die letzte, die dich in deinem Vergnügen stört, wenn es harmlos ist. Das weißt du. Aber Nicoline mußt du zufrieden lassen."

Siegfried fuhr auf, als hätte ihn eine Otter gestochen. „Mama! Wie kommst du darauf!"

„Tu' doch nicht so, du Duckmäuser. Wir sehen ganz gut, daß sie dir ins Auge sticht. Du darfst nicht mit ihr anbändeln. Ich will keine Geschichten in meinem Hause."

„Mama! Wofür hältst du Nicoline? Wofür hältst du mich?"

„Für zwei anziehende junge Leute, die ältere Menschen mahnen müssen, voreinander auf der Hut zu sein."

Er kämpfte einen Augenblick mit sich.

„Du tust uns unrecht," sagte er dann. „Nicoline ist ein stolzes Mädchen, das sich unter allen Umständen zu verteidigen wissen würde. Und mir darfst du zutrauen, daß ich ein Mädchen in unserer Obhut zu achten weiß."

„Um so besser, mein Kind, um so besser. Es war doch meine Pflicht, dich aufmerksam zu machen. Vorsicht ist besser als Nachsicht. Also keine geheimen Zusammenkünfte und keine langen Abende unter vier Augen, nicht wahr?"

Siegfried fühlte es als unabweisliche Pflicht, Nicoline in Schutz zu nehmen.

„Ich weiß nicht, welcher Klatsch dir zugetragen worden ist, Mama. Aber das sind Unterstellungen. Häßliche Unterstellungen. Wir wohnen zusammen. Wir essen zusammen. Wir plaudern auch zusammen. Das ist doch natürlich. Aber wir denken uns nichts dabei. Man beleidigt Nicoline, wenn man etwas anderes vermutet."

„Du verteidigst sie mit einem Eifer, einer Wärme —"

„Die selbstverständlich sind bei meiner Freundschaft für sie."

„Aha!"

„Nun ja! Ich denke, man muß ihr Freund sein, wenn man ihren Charakter und ihren Geist kennt. Hast du sie nicht auch lieb, Mama?"

Die Baronin sah ihn scharf an. „Siegfried, du bist nicht aufrichtig gegen mich. Die Dinge scheinen noch weiter gediehen zu sein, als ich gefürchtet habe. Du sprichst wie ein Verliebter."

„Und wenn ich es wäre?" rief er trotzig.

„Dann, mein Kind," erwiderte die Baronin mit studierter Sanftheit, „müßtest du dir immer gegenwärtig halten, daß Nicoline, wenn sie sich auch der Bühne widmet, keine von deinen kleinen hiesigen Kulissenfreundinnen ist."

„Das weiß ich. Wenn ich in sie verliebt wäre, so würde ich sie eben heiraten."

„Selbst daran hast du schon gedacht? Nun, mein lieber Sohn, laß dir sagen, daß das ein vollkommen verrückter

Gedanke ist. Du sprichst wie ein Commis des Bon Marché. Du vergißt, wer du bist. Fürsten haben nicht das Recht, nach ihren Neigungen zu heiraten, wenn die Neigung nicht mit dem Interesse ihres Hauses zusammenfällt." Sie hatte nicht die leiseste Empfindung dafür, daß diese großartigen Redensarten in ihrem Munde grotesk waren. Sie fühlte sich aufrichtig als eine erlauchte Ahnfrau, die den Glanz ihrer Krone gegen befleckende Herzensverirrungen ihres Sprößlings verteidigt. „Wenn du eine kleine Sängerin heiratest —"

„Oder eine große."

„Oder eine große, obschon — so kannst du einen dicken Strich unter dein Leben ziehen. Dann bist du fertig. Dann hast du von der Zukunft nichts zu erwarten. Es wäre ein moralischer Selbstmord, und ich glaube nicht, daß du ihn begehen willst."

Siegfried erhob sich. „Hast du mir noch etwas zu sagen, Mama?"

„Nein."

Er küßte ihr die Hand und ging. Die Baronin klingelte hastig Berta herbei. „Es ist schlimmer, als ich geahnt habe!" rief sie ihr entgegen und erzählte ihr die Unterredung. „Nicoline muß aus dem Haus," schloß sie ihren Bericht und Berta stimmte zu: „Ja, Hoheit, das ist das Gescheiteste."

Aber wie sollte man zu Werke gehen. Die Sache war heikel. Man hatte Nicoline nichts vorzuwerfen und konnte ihr unmöglich Knall und Fall die Tür weisen. Ebenso untunlich schien es, ihrer Mutter zu schreiben, daß sie sie nach Hause nehme. Denn die Baronin hatte ihr aus eigenem An-

trieb angeboten, Nicoline bei sich aufzunehmen, als Frau Flammert ihr von ihrer Absicht geschrieben hatte, ihre Tochter bei Frau Conti in Paris ausbilden zu lassen. Ein solcher Gesinnungswechsel mußte doch begründet werden, und wie sollte man der Mutter den wirklichen Grund bekennen?

Berta wußte Rat, wie gewöhnlich. Sie heckte einen Plan aus, den die Baronin nach einigem Zögern, einigem Nachdenken annahm. Zum Mittagessen waren der Graf Laporte, der Schauspieler St. Denis und eine amerikanische Dame mit ihrer erwachsenen Tochter geladen, die auf großem Fuß lebte und von der Coppée versicherte, daß ihr Mann in Idaho Silbergruben besaß. Als die Gäste sich zurückgezogen hatten und Nicoline gleichfalls auf ihre Stube gehen wollte, sagte die Baronin: „Bleib ein wenig, Nicoline, ich habe mit dir zu sprechen."

Nicoline blieb etwas verwundert mitten im Salon stehen und setzte sich auf einen Wink der Patin in ihre Nähe. Die Baronin schickte Siegfried und Berta kurz hinaus und sagte zu der durch diese Vorbereitungen sehr neugierig gemachten Nicoline: „Was hast du für Weihnachten beschlossen, liebes Kind?"

„Muß ich denn etwas beschließen?" fragte Nicoline überrascht.

„Ich dachte, du würdest die Feiertage mit deiner Mama verbringen wollen."

„Das wäre mir gewiß recht lieb. Aber Mama hat mir nichts geschrieben, und ich kann schwerlich daran denken, jetzt eine Spritzfahrt nach Diesa zu machen. Frau Conti gibt

uns auch nur zwei Tage Ferien, und ich möchte keine Stunde versäumen."

Die Baronin hatte sie ausreden lassen. „Schade," sagte sie dann. „Wenn du so wie so nach Haus gefahren wärst, so hätte die Sache gar keine Schwierigkeiten gemacht. Ich muß dir nämlich sagen, daß mir der Doktor den Aufenthalt im Süden verordnet hat. Du weißt, wie leidend ich bin, und es geht mir wegen der vielen Aufregungen gerade jetzt besonders schlecht. Ich habe also beschlossen, in den nächsten Tagen nach Nizza zu reisen."

Eine Pause, die Nicoline mit einem leisen „So!" unterbrach.

„Ja, liebes Kind. Natürlich begleiten mich Siegfried und meine Leute. Ich bin nur deinetwegen in einiger Verlegenheit."

„Nicht doch, Tante!" sagte Nicoline. Sie war sehr rot geworden und blickte zu Boden.

„Selbstverständlich. Dich mitzunehmen hätte keinen rechten Zweck. Was solltest du in Nizza machen? Und dich hier im Hause allein lassen, das geht doch auch nicht. So leid es mir tut, ich sehe nichts anderes für dich, als daß du nach Hause reist."

„Verzeihen Sie, Tante, das kann ich in keinem Fall tun."

„Wo denkst du hin?" rief die Baronin, die erregt zu werden begann. „Deine Mutter hat dich mir anvertraut —"

„Auf Ihren Wunsch, Tante."

„Gewiß. Natürlich. Wenn mich aber der Arzt für meine

Gesundheit nach dem Süden schickt, so kann ich doch nicht bloß deinetwegen in Paris bleiben."

„Aber Tante, wem fällt es denn ein, Ihnen das zuzumuten?"

„Ja, aber wenn ich nicht in Paris bin, wie kannst denn du hier bleiben?"

„Ich wäre auch ohne Ihre gütige Einladung nach Paris gekommen. Mama ist überzeugt, daß ich zu meiner Ausbildung Frau Conti brauche, und ich glaube es jetzt auch. Wenn ich nicht bei Ihnen sein kann, so muß ich halt in eine Pension gehen. Wie machen es denn meine Mitschülerinnen?"

„Was, du möchtest dich allein in Paris herumtreiben?" stieß die Baronin heftig hervor.

„Herumtreiben? Aber Tante!"

„Kurz, du sprichst wie ein leichtsinniges Kind. Ich habe dich aus der Hand deiner Mutter empfangen, ich muß dich deiner Mutter zurückgeben. So bin ich meiner Verantwortlichkeit ledig. Will deine Mutter dich dann allein nach Paris zurückkehren lassen, so mag sie das mit ihrem Gewissen ausmachen. Ich bezweifle, daß sie es tun wird. Einstweilen mußt du aber unbedingt zu deiner Mutter zurück."

Nicoline blieb stumm, doch waren ihre Lippen fest geschlossen und ihre kühnen blauen Augen blickten trotzig.

„Also wann willst du reisen?"

„Ich sehe keinen Grund dazu."

„So werde ich deiner Mutter schreiben, daß sie dich heimruft."

„Ich werde meiner Mama schreiben, daß sie mich hier läßt."

„Ich will nicht, daß du in Paris bist!" kreischte die Baronin.

Je heftiger diese wurde, um so ruhiger wurde Nicoline.

„Verzeihen Sie, Tante, Sie können mir die Tür weisen —"

„Ich habe dir nicht die Tür gewiesen. Verdrehe meine Worte nicht. Ich habe dir gesagt, daß ich mein Haus auf einige Zeit schließen muß."

„Sehr wohl, Tante. Sie schließen Ihr Haus und ich helfe mir weiter, wie ich kann und muß."

„Das ist die reine Tollheit. Sei doch vernünftig, Nicoline, ich spreche in deinem Interesse."

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ich bin davon überzeugt. Aber ich bitte Sie, mich mein Interesse selbst wahrnehmen zu lassen. Ich kann es ganz gut, glauben Sie mir. Ich nehme es mit all den Amerikanerinnen auf, die hier allein leben und sich ausbilden."

Die große, starke Hand der Baronin faßte mit einer krallenden Bewegung in die Armlehne ihres Stuhles und man konnte ihre Stirnadern pochen sehen.

„Nicoline, du bist ein Starrkopf. Du hast ja auch einem nachzuarten. Nimm dich aber in acht. Ich bin mit andern Leuten fertig geworden, ich werde auch mit dir fertig werden. Du wirst nach Hause reisen —"

„Tante, regen Sie sich nicht auf. Es tut mir sehr leid, daß ich Ihnen Ärger bereiten muß. Verzeihen Sie mir. Ich

danke Ihnen nochmals für Ihre bisherige Güte und will Ihnen nicht länger zur Last fallen."

Sie erhob sich und machte eine Bewegung, die Hand der Baronin zu ergreifen. Diese zog sie jedoch heftig zurück und rief, puterrot im Gesichte: „Ich verbiete dir, in Paris zu bleiben."

„Verbieten?" antwortete Nicoline, indem sie sich hoch aufrichtete. „Ich sehe nicht, wie Sie das können."

„Du sollst es sehen. Ich gehe zu Frau Conti. Ich werde wohl noch imstande sein, es durchzusetzen, daß sie dich nicht behält."

„Ah! Das wollen Sie tun! Ich fange an zu ahnen, daß Sie mich nicht um meinetwillen von Paris weg haben wollen, sondern um Ihretwillen. Ich weiß nur nicht, warum."

„Du weißt nicht, warum? Ich will deiner Unwissenheit nachhelfen." Sie war sinnlos zornig und ihre Zunge ging ihr unaufhaltsam durch. „Mir machst du nichts vor. Ich habe dich durchschaut. Du angelst nach Siegfried —"

Nicoline stieß einen leisen Schrei aus und wurde kreidebleich. Die Baronin raste jedoch weiter: „— aber daraus wird nichts. Ich habe auch ein Wörtchen dreinzureden. Du spielst wohl das Spiel des Großherzogs Hilarius. Das ist ganz die Art dieses alten Intriganten. Du bist etwas zu ehrgeizig, mein Liebchen, schlage dir das nur aus dem Kopfe!"

Tränen waren Nicoline in die Augen geschossen, sie machte jedoch eine heftige Anstrengung, sich zu bemeistern. Sie fuhr sich rasch mit der Hand über die nassen Augen und

sagte mit leiser, bebender Stimme: „Sie mißbrauchen Ihr Hausrecht, Frau Baronin —"

Weiter konnte sie nicht sprechen. Die Baronin schnellte empor, taumelte aber wieder zurück und schrie: „Berta! Berta!"

Die Zofe kam polternd die Treppe herabgestürmt, während die Baronin keuchte: „Du freches Ding, vergißt du, wer du bist und wer ich bin?"

„O nein, Frau Baronin. Wenn wir uns beide unserer Herkunft erinnern, so wissen Sie, wer von uns dem andern Respekt schuldig ist."

Berta hatte die Tür geöffnet und offenen Mundes das Ende des Wortwechsels mit angehört. „Meine Tropfen! Mein Herz!" stöhnte die Baronin mit erstickter Stimme und fiel in ihrem Armstuhl hintenüber. Die Zofe eilte, ihrer Herrin Hilfe zu leisten, Nicoline aber verließ den Salon.

Auf ihre Stube gelangt, knickte sie zunächst in der Sofaecke zusammen. Ihre Kraft verließ sie und sie brach in bitteres Schluchzen aus. Das dauerte aber nicht lange. Ihr Stolz nahm rasch wieder von ihr Besitz und gab ihr Haltung. Sie wollte zunächst ihrer Mutter schreiben. Ihre Hand zitterte aber noch, und sie warf die Feder hin. Ihre Mutter sollte dem Brief keine Aufregung anmerken. Sie ging also vorher daran, ihre Sachen einzupacken. In ihrem Schlafzimmer hatte sie nur eine Handtasche. Damit war ihr nicht geholfen. Der große Koffer war weggestaut. Sie mußte ihn von jemand aus der Dienerschaft verlangen. Aber wie? Hinuntergehen und Janusz oder den Kutscher um den Dienst

bitten? Das war zu demütigend. Den Knopf der elektrischen Klingel drücken? Wenn aber niemand kam? Wenn man sich um sie nicht kümmerte? Wenn man ihr zeigte, daß sie hier nichts mehr zu befehlen hatte? Das war noch viel demütigender. So zögerte sie, von Bitterkeit erfüllt. Doch wieder nicht lange. Was! Sie würde wohl schüchtern sein? Sie dachte nicht daran! Sie wollte das Haus verlassen, wo man sie blutig beleidigt hatte; aber als Herrin. Denn sie war eine Herrin und alle diese Leute, die arme größenwahnsinnige Baronin mit inbegriffen, hatten sie als Herrin zu behandeln. Mit festerer Hand als je drückte sie auf den Knopf, länger als je hielt sie ihn niedergedrückt, lauter, gebieterischer als je hallte die Klingel in das Dienerzimmer neben der Küche im Untergeschoß und durch das Haus, so daß Janusz etwas hastig die Treppe hinaufeilte und die Türe beinahe aufriß.

„Holen Sie mir meinen Reisekoffer," befahl sie ruhig und laut, ohne ihn eintreten zu lassen.

Er starrte sie verblüfft an.

„Haben Sie mich nicht verstanden? Meinen Koffer will ich hier haben!"

„Jawohl, jawohl," erwiderte er rasch. „Wo ist er denn?"

„Das weiß ich nicht. Fragen Sie. Aber schaffen Sie ihn mir schnell her."

Janusz ging ab und suchte zunächst Berta auf, um ihr das auffallende Verlangen des Fräuleins zu melden. Berta war um die Baronin beschäftigt, die sich allmählich von ihrer Aufregung erholte und sich anschickte, am Arm ihrer Zofe

in ihr Boudoir hinaufzugehen. Berta wiederholte der Herrin, was der Diener ihr zuflüsterte. „Bringen Sie ihr den Koffer, Janusz," befahl die Baronin mit schwacher Stimme, und zu Berta gewendet, fuhr sie fort, nachdem Janusz sich entfernt hatte: „Sie soll mir aus den Augen. Je eher, je besser."

„Aber wo wird sie hingehen, Hoheit?"

„Das ist nicht meine Sorge. Wir haben nur ihrer Mutter zu telegraphieren, daß sie uns durchgegangen ist. Übrigens braucht uns nicht bang zu sein. Unkraut verdirbt nicht."

Nicoline wartete inzwischen ungeduldig auf ihren Koffer. Es drängte sie, dieses Haus zu verlassen, wo ein Luftkreis von Feindseligkeit sie umfing. Ihre Gedanken gingen zu Siegfried. Zuerst mit nachtragendem Zorn. Nach ihm angeln! Welche Nichtswürdigkeit! Was die Baronin sich wohl einbildete? War sie eine alte Jungfer, die um jeden Preis unter die Haube kommen wollte? Was war denn an Siegfried, daß sie ihm nachrennen sollte? Sie hatte die Zuversicht, daß ganz andere Männer wie er ihr zu Füßen liegen würden, wenn sie erst aufgetreten sein würde. Dann biß eine Frage ihr mit stechendem Schmerz in die Seele: hatte er einen, wenn auch noch so kleinen, Anteil an dem Überfall der alten Närrin, die sie sogar im mehr lächerlichen als beleidigenden Verdacht hatte, unterirdischen Ränken des Großherzogs von Löwenstein zu dienen? Hatte er nach Geckenart aufgeschnitten? Oder sich doch ein unvorsichtiges Wort entschlüpfen lassen? Glaubte auch er, daß sie auf ihn Absichten hatte? Wenn das wäre! Es wäre zu abscheulich. Aber es konnte nicht sein. Siegfried war durch ihre Gegenwart verwirrt.

Das sah sie sehr wohl. Sie hätte blind sein müssen, um es nicht zu sehen. Er suchte sie viel mehr als sie ihn. Sie hatte doch wahrhaftig nie etwas gesagt oder getan, was ihn auf die Vermutung bringen konnte — und daß er etwas Häßliches rein aus den Fingern saugen sollte — so gemein war er doch nicht. Wie hätte sie Siegfried denn behandeln sollen? Sie war gegen den Hausgenossen arglos gewesen. Er war ihr gleichgültig. —

War er es ihr wirklich? Sie legte sich zum erstenmal die Frage schüchtern, leise vor, und sie errötete dabei, obschon sie allein war. Nein. Ganz gleichgültig war er ihr nicht. Sie plauderte gern mit ihm. Er war eine prächtige Erscheinung. Seine Geschicke gingen ihr nahe. Geistig imponierte er ihr nicht. Aber welcher Mann tat das? Sie empfand sich allen überlegen, Siegfried wie den andern. Sie widmete ihm eine Art schwesterliche, beinahe mütterliche Teilnahme. Nach ihm angeln! O pfui, pfui. Wenn er sich nun ernstlich in sie verliebte? Wenn er sie um ihre Hand bat? Nein. Unmöglich. Ihn heiraten! Das ging nicht. Sie wollte nur seine Freundin sein, seine gute, treue Freundin — die er nie gehabt hatte — deren er bedurfte — sie waren beide desselben Geblütes — sie führten beide ähnliche Beschwerden gegen ihre Blutsverwandten und gegen die Satzungen der Gesellschaft — es schien ihr, daß ihr Los irgendwie geheimnisvoll verknüpft war — daß sie ihm helfen mußte, sie wußte noch nicht wie — aber heiraten? Nein. Solcher Art waren ihre Gefühle für ihn nicht. Sie wollte überhaupt nicht heiraten. Wozu denn auch? Um die Sklavin eines eitlen

und selbstsüchtigen Toren zu sein? Sie wollte frei sein, frei und ihres Glückes Schmied. Ihr Vater hatte ihr den Namen vorenthalten, der ihr nach dem Naturgesetz gebührte. Es war ein stolzer Name. Sie wollte keinen geringeren annehmen. Einen solchen Namen oder den eigenen, dem sie selbst hohen Wert geben wollte. Der arme Siegfried konnte ihr dabei nicht helfen, sie nur stören. War er wirklich in sie verliebt und sagte er es ihr, so würde sie ihm die Hand sehr warm, sehr innig drücken und ihm erwidern: „Nein, Freund Siegfried, nein. Wir wollen einander recht, recht gut sein, aber unsere Lebenswege sind schmal. Wir müssen sie allein gehen. Für zwei ist kein Platz darauf." Unbewußt sprach sie diese beiden letzten Worte halblaut vor sich hin, Tränen stiegen ihr in die Augen, und sie glaubte den Händedruck Siegfrieds zu fühlen.

Ein Klopfen an der Tür riß sie aus ihrer Träumerei.

„Herein!"

Janusz zog den großen Koffer herein und ging auf einen Wink der ihn begleitenden Berta.

„Sie wollen abreisen, Fräulein Nicoline?"

„Nein."

„Aber der Koffer, gnädiges Fräulein?"

„Spielen Sie doch keine Komödie, Berta. Ich verlasse das Haus."

„Das weiß ich schon, gnädiges Fräulein. Aber wohin wollen Sie denn gehen?"

„Lassen Sie das meine Sorge sein."

Während dieser Zeit hatte sie bereits angefangen, ihre

Sachen aus dem Spiegelschrank und der Kommode in den Koffer zu räumen.

„Darf ich Ihnen nicht helfen, gnädiges Fräulein?"

„Lassen Sie. Es geht ganz gut so."

„Aber Fräulein Nicoline, wir müssen doch wissen, was aus Ihnen wird, wo Sie bleiben, wenn Ihre gnädige Frau Mama nach Ihnen fragt —"

„Sie glauben doch nicht etwa, daß ich meiner Mutter durchgehen will? Zwischen Mama und mir brauche ich keine Vermittler."

Berta verstummte. Sie blieb aber in der Stube und sah zu. Nicoline beachtete sie weiter nicht und tat, was sie zu tun hatte. Als der Koffer gepackt war, fragte sie ruhig und fest: „Wollen Sie mir einen Wagen besorgen?"

„Ja, gleich," antwortete Berta und ging eingeschüchtert ab.

Nicoline wartete in Hut und Mantel und mit behandschuhten Händen auf die Meldung, daß die Droschke da sei. Sie dachte fortwährend an die Wirkung ihres Verschwindens auf Siegfried. Wer ihm wohl erzählen wird, was vorgegangen ist? Wie wird man es ihm erzählen? Was für Miene wird er dazu machen? Sollte sie ihm nicht ein Abschiedswort schreiben? Vielleicht. Ja. Nein. Es war doch kein Abschied. Er wird sie sicher sofort aufsuchen. Aber wie? Aber wo? Das Stück verschlagener Romantik, das in keiner Mädchenseele fehlt, am wenigsten in einer künstlerischen, regte sich. Sie sollte spurlos verschwinden. Siegfried sollte einige Unruhe empfinden. Eine schlaflose Nacht.

Einen aufgeregten Tag. Das konnte sie verantworten. Denn seine Schuld war es im Grunde doch, daß ihr dieses peinliche Abenteuer widerfuhr. Und mit einiger Anschlägigkeit bekam er ja sofort den zu ihr führenden Faden in die Hand. Er brauchte sich nur an ihre Mutter zu wenden. Aber würde er denn einen solchen Schritt wagen? Und was würde sich Mama denken? Es war vielleicht doch besser, sie ließ ihre Adresse zurück.

Ihre Adresse! Zum erstenmal blitzte ihr der Gedanke an die Zukunft durch den Kopf, den bisher bloß Vergangenheit und Gegenwart erfüllt hatten. Sie hatte ja keine Adresse! Wohin? Was wollte sie anfangen? Sie mußte in eine Familienpension gehen. Das war offenbar das einzige, was sie zu tun hatte. Aber sie kannte keine. Und sie konnte doch nicht mit dem Koffer auf dem Wagendach eine suchen. Daß auch Siegfried gerade ausgegangen sein mußte! Wenn er doch zu Hause wäre! Von ihm durfte sie fordern, daß er ihr an die Hand ging.

Endlich erschien Berta wieder in Begleitung von Janusz, der den Koffer hinuntertragen sollte.

„Wenn Fräulein vielleicht von Hoheit Abschied nehmen wollen —"

„Das wäre unaufrichtig. Die Baronin hat sicher nicht den Wunsch, mich noch einmal zu sehen. Für das Bisherige habe ich ihr schon gedankt. Sie können es in meinem Namen nochmals tun."

„Ich werd's ausrichten, gnädiges Fräulein. Wohin soll der Kutscher fahren?"

Nun mußte sie doch reden. Und übrigens — was nützte Geheimtuerei? Sie hatten wohl die Nummer der geholten Droschke. Dann konnten sie ohnehin erfahren, was sie wissen wollten.

„Zu Frau Conti."

„Ah!" war alles, was Berta sagte.

Zu Frau Conti. Das war der erlösende Einfall, den Bertas Frage angeregt hatte.

Sie ging die Treppe hinunter. In der Vorhalle stand die alte Frau Büchler mit ängstlichem Gesichtsausdrucke. Sie durfte vielleicht nicht allzuviel Teilnahme zeigen wegen Berta, die es sofort der Baronin melden würde, aber andererseits tat es ihr doch sehr leid, daß Nicoline ging. Als ihre beständige Begleiterin zu den Gesangstunden war sie ihr nähergekommen als alle andern Hausgenossen, und sie hatte sie in ihr Herz geschlossen.

Nicoline streckte ihr die Hand entgegen, ehe sie etwas zu sagen gefunden hatte. „Leben Sie wohl, liebe Frau Büchler. Denken Sie an mich. Ich werde an Sie denken. Und grüßen Sie Ihren Siegfried recht herzlich von mir."

Ehe Nicoline es verhindern konnte, küßte die alte Frau ihr die Hand und ließ eine Träne auf den Handschuh fallen.

Nero, der sich im Garten umhertrieb, eilte auf Nicoline zu, als sie die Stufen herabschritt, und wollte bellend an ihr emporspringen. Sie blieb stehen, wehrte sein Ungestüm ab, denn er hatte schmutzige Pfoten, streichelte ihn aber mehrere Male und sagte ihm leise: „Leb' wohl, Nero, leb' wohl. Schade, daß ich dich nicht mitnehmen kann."

Wie Nero, so begleitete Berta Nicoline bis an die Gittertür des Gartens, an der die Droschke hielt. Janusz hatte den geöffneten Schlag in der Hand. Als Nicoline einstieg, ließ sie ein goldenes Zehnfrankenstück in die Hand des sich ehrerbietig verneigenden Dieners gleiten. Gern hätte sie auch die knixende Berta beschenkt, wäre es auch nur, um sie zu demütigen. Aber —

Aber sie hatte kein Geld mehr und sie mußte sich notwendig damit begnügen, ihr noch aus dem Wagen heraus zuzunicken.

Sie hegte die geheime Hoffnung, Siegfried würde ihr entgegenkommen, während die Droschke langsam durch die enge Privatstraße der Cité Dubois rollte, er würde erbleichend den Koffer auf dem Verdeck erblicken, sie würde dem Kutscher Halt gebieten und ihren Freund einsteigen lassen. Aber der Wagen gelangte in die Rue Palestrina und schlug eine raschere Gangart ein, von der hohen Gestalt Siegfrieds war jedoch nichts zu sehen.

Nicoline hatte kein Geld. Sie brauchte ja auch bisher keines. Ihre Einkäufe für die Toilette beglich die Baronin, die auch der Frau Conti ihre monatlichen 350 Fr. für den Gesangsunterricht vorausbezahlte. Diese Auslagen verrechnete die Baronin unmittelbar mit Frau Flammert. Nur für kleinste Nebenbedürfnisse und um einige Pfennige in der Tasche zu haben, bekam Nicoline monatlich zwanzig Franken. Das Trinkgeld, das sie Janusz gegeben, war ihre letzte Barschaft.

Arm wie eine Kirchenmaus! dachte Nicoline und lächelte vor sich hin. Der Gedanke beunruhigte sie nicht im min-

desten. Er belustigte sie im Gegenteil. Sie wollte einmal erfahren, wie man sich in der Welt ohne Geld durchschlug.

Nach einiger Zeit hielt der Wagen vor dem Hotel der Frau Conti. Nicoline bedeutete den Kutscher, zu warten, und ging hinein. Sie traf die Meisterin in ihrer Klasse, neben dem Begleiter am Flügel, inmitten etwa zwölf junger Damen.

„Fräulein Flammert! Was führt Sie her?"

„Darf ich Sie auf ein Wort bitten, gnädige Frau?"

„Was ist es, mein Kind?"

„Nicht hier, wenn ich bitten darf."

Frau Conti machte ein unzufriedenes Gesicht. Sie liebte es nicht, in ihrer Unterrichtsstunde gestört zu werden. Ein Blick auf Nicolines Miene ließ sie jedoch erraten, daß etwas Ungewöhnliches vorging, und sie führte das junge Mädchen in den Nebensaal.

Hier teilte ihr Nicoline in wenigen Worten mit, daß sie die Baronin verlassen habe und obdachlos sei.

Frau Conti stieß einen Ruf der Überraschung aus. „Warum?"

„Wegen einer Wahnvorstellung. Die gute Prinzessin will mich von Paris weghaben. Ich aber will bleiben. Denn meine künstlerische Zukunft liegt in Ihrer Hand."

„Aber welche Wahnvorstellung? Ich verstehe nicht —"

„Ich werde Ihnen alles erzählen, gnädige Frau. Zunächst aber bitte ich Sie, mich nicht im Stich zu lassen."

„Närrchen. Das versteht sich doch von selbst. Weiß Ihre Frau Mutter —?"

„Noch nicht. Es ist doch alles so plötzlich gekommen. Vor einer Stunde wußte ich's ja selbst noch nicht."

„Ich habe jetzt keine Zeit, liebes Kind. Sagen Sie mir rasch, was Sie von mir erwarten."

„Daß Sie mir eine Pension empfehlen, wo ich gleich hinfahren kann. Alles andere wird sich dann geben."

„Wartet Ihr Wagen?"

„Ja, gnädige Frau."

„Schicken Sie ihn weg. Bleiben Sie ruhig bis zum Ende der Stunde. Dann wollen wir das Weitere in aller Ruhe überlegen."

Nicoline wurde sehr rot. „Ich habe kein Geld, ihn zu bezahlen, gnädige Frau," sagte sie denn doch verlegen.

Frau Conti runzelte die Stirn. „Sie sind noch toller als meine tollsten Amerikanerinnen," murmelte sie. Doch drückte sie gleichzeitig auf den Knopf neben dem Kamin und gab dem eintretenden Diener einen leisen Befehl, worauf sie in den Lehrsaal, mit der kleinen Bühne im Hintergrunde, zurückging.

Die berühmte Gesanglehrerin hatte sich in den dreißig Jahren ihrer Lehrtätigkeit wärmere Gemütsbeziehungen zu ihren Schülerinnen abgewöhnt, da sie allzuviel Beispiele von Undank und Herzensroheit erfahren hatte. Sie versagte es sich grundsätzlich, in ihre Privatverhältnisse einzudringen, und hielt streng darauf, mit ihnen nur beruflich zu tun zu haben. Allein es gab in jedem Jahrgang unter ihren dreißig oder vierzig Schülerinnen aus beiden Welten

eine oder zwei, für die sie sich dennoch besonders interessierte, weil sie außergewöhnlich begabt waren und eine ruhmvolle Laufbahn versprachen. Es war für ihren eigenen Ruf von größter Wichtigkeit, daß jährlich mindestens ein Stern erster Größe aus ihrem Kursus hervorging. Dieses eine Ausnahmewesen bemutterte und förderte sie dann wirklich weit über das Gebot der Pflicht hinaus. In diesem Jahrgang war nun Nicoline die Bevorzugte. Sie hatte die schönste Stimme, das stärkste Temperament, echtes Theaterblut, eine Mutter in hervorragender Bühnenstellung, kurz, sie war ein geheimnisvoll vielversprechendes Stück Zukunft.

Als die Schülerin, die eben arbeitete, ihre Tonleitern und Koloraturen beendet hatte und eine kurze Pause gemacht wurde, rief Frau Conti zwei oder drei ihrer jungen Damen, die sie für besonders anständig und ernst hielt, zu sich und erkundigte sich nach ihren Pensionen und ob bei ihnen wohl für Fräulein Flammert Platz sei. Alle Befragten jauchzten auf und wollten Nicoline bei sich haben. Denn der unvermeidlichen Eifersucht zum Trotze spürten die Kameradinnen Ungewöhnliches in ihr und die meisten drängten sich an sie heran. Eine hübsche, lebhafte Amerikanerin trug den Sieg davon. Ihre Pension war in der Nähe des Hotels der Frau Conti, nicht übermäßig teuer, von einer Witwe aus guter Familie und ihren zwei Töchtern gehalten, sie nahm nicht allzuviel und nur ausgesuchte Pensionäre auf — ihr vertraute Frau Conti Nicoline an. Die Amerikanerin sollte sie sofort mitnehmen und ihr bei der Abmachung mit der Pensionsvorsteherin behilflich sein. Frau Conti ließ ihren eigenen Wagen

anspannen, um Nicoline von vornherein so auftreten zu lassen, daß man sah, sie sei nicht die Erstbeste.

„Nun gehen Sie, mein Kind, und wenn Sie morgen etwas früher zur Stunde kommen, so können wir plaudern. Nehmen Sie noch das, bis Sie von Ihrer Mama Nachricht haben." Und sie drückte ihr ein Zwanzigfrankenstück in die unwillkürlich widerstrebende Hand.

Als Nicoline neben ihrer Kameradin im Wagen saß, mußte sie wieder lächeln, fröhlicher als vorhin. Es war ja noch viel leichter, ohne Geld durchzukommen, als sie bei all ihrem leichtblütigen Selbstvertrauen gehofft hatte.

In der Pension gab es keine Schwierigkeit. Man hatte ein Zimmer für sie. Es war nicht so elegant wie in der Villa Josefine, das Fenster ging auch nicht auf einen Garten, doch war an dem Anblick entlaubter Bäume nichts verloren, solange es Winter war, und über Äußerliches, Stoffliches flog ihre lebensfreudige Jugend überhaupt hoch und frei weg. Sie packte nur ganz oberflächlich aus, warf Handschuhe, Mantel und Hut auf das Bett und schrieb ihrer Mutter:

„Geliebte Mutti!

Nicht erschrecken! Ich bin umgezogen. Die Baronin hat einen Sparren. Es ist mit der Armen wirklich nicht auszukommen. Sie hat mich heute wie ein Paket zu dir zurückexpedieren wollen. Auf diese Verrücktheit habe ich natürlich nicht eingehen können und so habe ich sie ihren Wahnvorstellungen überlassen und bin in diese Pension ge-

gangen, die mir von Frau Conti empfohlen worden ist. Es tut mir ja sehr leid, daß ich dir jetzt noch mehr Geld kosten werde, — 220 Franken monatlich — aber ich weiß, meine einzige Mutti, Du tust es gern für mich. Und es ist viel besser so. Ich habe mich im stillen immer gewundert, daß Du von der Baronin die Gefälligkeit angenommen hast. Ich möchte ihr keinen Dank für einen materiellen Dienst schulden. Es war auch sehr ungemütlich in dem Hause. Nichts stimmte da. Mir ist es nur um Nero leid. Er wird mir fehlen. Tausend Küsse von deiner Nico."

Sie war nicht ganz aufrichtig gewesen. Nero war doch nicht der einzige, um den es ihr leid tat . . .

Drittes Buch

Siegfried war diesen Nachmittag mit den Baronen Dormans in einer Hauptprobe eines Boulevardtheaters gewesen, wo er sich schwer gelangweilt hatte, war dann auf seinen Schießstand gegangen, hatte einige Dutzend Kugeln mit gewohnter Geschicklichkeit plaziert und kam, recht zufrieden mit sich, zur Zeit heim, um sich zum Essen anzukleiden. Im Salon fand er Coppée und Posner vor, die er flüchtig begrüßte. Auf die Frage nach seiner Mutter wurde ihm von Janusz der Bescheid, sie sei nachmittags nicht ausgewesen und mache jetzt Toilette. Er begab sich auf sein Zimmer, begleitet von Janusz, der ihm an die Hand ging. Er verrichtete seinen Dienst schweigend. Er hielt es für überflüssig, seinem jungen Herrn zu erzählen, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte.

In einer Viertelstunde war Siegfried fertig. Als er im Hinuntergehen an Nicolines Tür vorbeikam, klopfte er und rief aufgeräumt hinein: „Sind Sie so weit, Nicoline?"

Jetzt schien es Janusz geboten, den Mund aufzutun.

„Das gnädige Fräulein ist nicht da, Hoheit."

„Ah! Schon unten!"

„Nein, Hoheit. Das gnädige Fräulein ist weggegangen."

„Weggegangen? Zur Essenszeit?"

„Aus dem Haus, Hoheit. Mit ihren Sachen."

Siegfried warf aus weit aufgerissenen Augen einen Blick des höchsten Erstaunens auf das verschmitzt unschuldsvolle Gesicht des Dieners. Seine Gewohnheit der Selbstbeherrschung half ihm, seine Bewegung rasch zu verhalten. Er ließ wortlos Janusz stehen und klopfte an der Tür des Boudoirs seiner Mutter.

Berta, die ihm öffnete, wurde bei seinem Anblick ein wenig verlegen. Er bemerkte es nicht, sondern trat auf die Baronin zu, die noch den Frisiermantel um hatte und vor ihrem dreiflügeligen Spiegel damit beschäftigt war, auf ihre schweren, welken Wangen Rouge aufzulegen. Sie blickte zu ihrem Sohn auf und reichte ihm die Hand zum Kusse. Er vollzog diese Förmlichkeit äußerst flüchtig und sprach heftig: „Was erzählt mir Janusz da? Nicoline ist aus dem Haus gegangen? Wie soll ich das verstehen?"

„Was ist daran nicht zu verstehen? Sie hat uns verlassen."

„Sie wird doch nicht mir nichts dir nichts weggelaufen sein! Es ist etwas vorgegangen! Aber was?"

Die Baronin blieb stumm und bemalte sich weiter, doch zitterte ihre Hand sichtbar.

„Mama, ich beschwöre dich: was ist vorgegangen?"

Sie legte den Tupfballen auf den Toilettetisch, wandte sich zu ihm, blickte ihm gerade in die Augen und sagte: „Wenn du es wissen willst: sie hat sich wie das freche

Ding benommen, das sie ist. Sie hat sich verraten. Ich will keinen Spion und Feind in meinem eigenen Haus haben."

„Mutter, ich bitte dich: laß diese dunklen Reden und sage mir deutlich, was es gegeben hat."

„Frage mich nicht aus. Sei froh, daß wir sie los sind."

„Aber wieso? Warum? Du hast ihr die Tür gewiesen?"

Die Baronin schwieg.

„Am Ende gar wegen mir?"

„Und wenn? Hätte ich nicht recht gehabt?"

„O Mama!" rief er und faßte mit solcher grimmigen Kraft nach der Lehne ihres Stuhles, daß dieser krachte.

Die Baronin begnügte sich damit, ihn von neuem anzublicken, starrer, strenger als vorher. Sie war sich ihrer Gewalt über seine aufbrausenden, doch wenig ausdauernden Erregungen wohl bewußt. Diesmal widerstand er jedoch länger als gewöhnlich. Er erwiderte uneingeschüchtert ihren Blick und sagte heftig: „Wo ist sie hingegangen?"

„Ich weiß nicht."

„Mama, das glaube ich nicht, es ist nicht möglich, daß du sie einfach auf die Straße gesetzt hast, ohne dich darum zu kümmern, was aus ihr wird. Ist sie nach Hause gereist?"

Die Baronin wischte schweigend an ihren Wangen.

„Mama," rief Siegfried beinahe schreiend; „so antworte doch!"

Die Baronin lehnte sich in ihrem niedern Stuhl zurück und sprach in leidendem Tone: „Ich habe heute schon einmal Herzzustände gehabt. Rege mich nicht auf, wenn du nicht den Tod deiner Mutter auf dem Gewissen haben willst."

Hier mischte sich Berta ein. „Hoheit fühlten sich nachmittag wirklich sehr schlecht. Wir haben um den Doktor schicken müssen. Wir haben schon geglaubt, Hoheit werden gar nicht zum Essen hinunterkommen können."

„Geh, Siegfried, laß mich allein, daß ich mich einen Augenblick erholen kann," befahl die Baronin.

Er begriff, daß er gehorchen mußte und daß jedenfalls aus seiner Mutter nichts herauszuholen war. Er eilte auf sein Zimmer zurück und klingelte Janusz.

„Weißt du, weshalb Fräulein Flammert weggegangen ist?"

„Nein, Hoheit."

„Wohin ist sie gegangen?"

„Ich weiß nicht, Hoheit."

„Das glaube ich nicht. Du weißt es ganz gut."

Janusz schlug die Augen nieder und hielt sich unbeweglich.

„Ist sie zur Bahn gefahren?"

„Vielleicht. Wahrscheinlich, Hoheit."

„Um wieviel Uhr hat sie das Haus verlassen?"

„So gegen halb drei."

„Da gibt es keinen Zug nach Diesa. Du bist ein Lügner. Hinaus!"

Janusz ging rasch und mit zufriedener Miene ab. Siegfried stützte einen Augenblick lang die Stirn in die Hand, dann machte er sich daran, Frau Büchler aufzusuchen. Er wußte, daß seine alte Pflegerin um diese Stunde in der Küche half. Er ging hinunter und sah Janusz mit Frau Büchler und der Köchin beisammenstehen und eifrig zischeln. Bei seinem Eintritt stob die Gruppe auseinander, und Janusz huschte ins Dienerzimmer nebenan, während Frau Büchler schnell auf ihren Pflegling zutrippelte. Er winkte ihr schweigend, ihm zu folgen, und begann sie, kaum in der Vorhalle angelangt, auszufragen.

Frau Büchler machte keine Schwierigkeit, ihm zu berichten, daß Fräulein Nicoline nach einem Auftritt mit seiner Mama weggefahren war und daß sie ihn noch zuletzt hatte grüßen lassen. Dem Kutscher habe sie die Adresse von Frau Conti angegeben. Hoheit habe an Frau Flammert eine lange Depesche geschickt, sie wisse jedoch nicht, was darin stand, denn Berta habe sie selbst auf das Telegraphenamt getragen und sie bis jetzt nicht ausplaudern wollen.

Siegfried wußte genug. „Sagen Sie Mama, daß man mich nicht zum Essen erwarten soll," trug er der nickenden Frau Büchler auf, zog rasch seinen Überrock an und verließ das Haus.

Bald darauf klingelte er an der Tür des Hotels der Frau Conti. Der öffnende Diener meldete, daß die Herrschaften auswärts speisten und eben weggefahren waren.

„Wo speisen sie?"

„Das weiß ich nicht."

„Höchst ärgerlich," konnte Siegfried sich nicht enthalten, hervorzustoßen.

„Soll ich etwas bestellen?" fragte der Diener, der sich anschickte, die Tür zu schließen.

„Sie können mir vielleicht sagen, was ich wissen will," sagte Siegfried und trat an dem verwunderten und etwas mißtrauischen Diener vorbei in den Flur. „Ist Fräulein Flammert nicht heute nachmittag zu Frau Conti gekommen?"

„Fräulein Flammert?"

„Eine Schülerin von Frau Conti."

„Ich kenne die Namen dieser Damen nicht. Es sind ihrer so viele —"

„Ich meine, ob ein Fräulein nicht mit Reisesachen, mit einem Koffer gekommen ist."

„O!" rief der Diener. „Ganz recht. Das Fräulein ist gekommen, aber alsbald wieder weggefahren."

„Wohin?"

„Das weiß ich nicht. Unser Kutscher könnte Auskunft geben. Der hat sie gefahren."

„Wenn man nur wüßte, wo man ihn trifft," murmelte Siegfried halb für sich.

„In spätestens einer halben Stunde muß er ja wohl hier sein, wenn er sich nicht auf dem Boulevard umhertreibt oder den ganzen Abend auf die Herrschaften wartet. Aber das ist nicht wahrscheinlich."

Siegfried war einen Augenblick unschlüssig, ob er auf

den Kutscher im Hause oder auf der Straße warten sollte, entschied sich indes für das letztere. Er dankte dem vergebens ein Trinkgeld erwartenden Diener kurz und verließ den Flur. Hinter ihm fiel die Tür krachend ins Schloß.

Es war keine angenehme Aufgabe, zur Essensstunde auf dem schmutzigen Straßenpflaster in der naßkalten Winterabendluft auf einen Diener warten zu müssen, er fühlte jedoch, daß er sich ihr nicht entziehen durfte. Er mußte unbedingt wissen, ob Nicoline Paris verlassen hatte. Und war sie hier, so konnte er die Begegnung mit ihr unmöglich auf den folgenden Tag verschieben. Er mußte sie noch diesen Abend sehen, von ihr den Hergang in seinen Einzelheiten erfahren, sich überzeugen, daß ihr nichts geschehen war, daß sie seiner nicht bedurfte, daß es ihr gut ging. Er suchte zu erraten, was es gegeben hatte. Die sonderbaren Andeutungen, die seine Mutter ihm vormittags gemacht, traten lebhaft in seine Erinnerung. Hatte sie geglaubt, daß sie Nicoline vor ihm schützen mußte? Und daß das einzige Schutzmittel ihre Entfernung aus dem Hause war? Ja. So wird es wohl gewesen sein. Und wenn es so gewesen ist, dann war das Eingreifen seiner Mutter unzart und lieblos im höchsten Grade. Verdiente er denn solches Mißtrauen? War er denn fähig, Nicoline etwas Arges zuzufügen? Dazu war sie ihm zu wert. Dazu stand sie ihm zu hoch. Aber so ging es ja immer. Seine Mutter kannte ihn eben nicht und sie nahm sich nicht die Mühe, ihn kennen zu lernen. Und aus dieser herzbrechenden Unkenntnis heraus handelte sie so vorschnell und hart wie jetzt gegen Nicoline

und gegen ihn. Auch gegen ihn. Denn er verhehlte sich nicht, daß es ihm, selbst wenn Nicoline in Paris war, von nun an sehr viel schwerer werden würde, sie zu sehen; und ihr schönes, königliches Gesicht, ihr starkes Wesen, ihre kluge, kurzweilige Rede, ihre zukunftsfrohe, selbstvertrauende, glückliche Weltanschauung würden ihm sehr fehlen. Er hatte sich seit fast drei Monaten so sehr an ihre Gegenwart gewöhnt. Sie war ihm, wie er erst jetzt entdeckte, ein Bedürfnis geworden und alles in allem bis jetzt der hellste und erfreulichste Punkt seines Gesichtskreises.

Der heranrollende Wagen, der vor dem Hotel hielt, riß ihn aus seinen Träumereien. Er wartete nicht, bis der Kutscher den Diener angerufen hatte, um die Tür geöffnet zu bekommen, sondern überraschte ihn mit der Frage: „Wohin haben Sie das Fräulein gefahren, das heute nachmittag mit einem Koffer zu Ihrer Herrschaft gekommen ist?"

Der Kutscher zögerte ein wenig. Die vornehme Erscheinung des riesengroßen, jungen Mannes mit dem feinen Pelzkragen erweckte ihn jedoch zum gebührenden Gefühl der gesellschaftlichen Abstände und ehe Siegfried ihm noch den Fünffrankentaler in die mit Hundeleder derb behandschuhte Hand gedrückt hatte, nannte er ihm unterwürfig die Straße und Hausnummer. Er fühlte den Drang, ihm verständnisvoll zuzulächeln, denn er machte sich seinen Vers auf Siegfrieds Erkundigung, aber das Äußere des fremden Herrn ermutigte keine Anbiederung und er bewahrte die Miene des Dienenden.

Siegfried hatte bis zur Pension nicht weit zu gehen.

Er schritt beflügelt dahin, hocherfreut, daß Nicoline wenigstens nicht Paris verlassen hatte.

Das junge Mädchen saß im banalen Speisesaal der Pension mit vierzehn anderen Personen, meist Damen, doch auch drei oder vier Herren, bei Tische. Die Mahlzeit war bereits beim Nachtisch angelangt. Nicoline hatte nur wenige Worte gesprochen und kaum einige Bissen gegessen. Die Gesellschaft hatte dies für die natürliche Schüchternheit eines jungen Mädchens beim ersten Erscheinen in fremder Umgebung gehalten und ihre scheinbare Scheu taktvoll geschont. Es war aber eine falsche Deutung. Nicoline beschäftigte sich nicht im geringsten mit den Tischgenossen und hatte sie mit Ausnahme zweier Mitschülerinnen kaum noch bemerkt. Sie war versonnen und gedrückt, ohne selbst genau zu wissen, weshalb. Eins der beiden Dienstmädchen, die bei Tische aufwarteten, trat jetzt ein, ging zu Nicoline, die als zuletzt Gekommene am unteren Tischende saß, und flüsterte ihr zu: „Fräulein, es ist ein Herr draußen, der Sie zu sprechen wünscht."

„Ah!" machte Nicoline hastig und wurde feuerrot, was dem Dienstmädchen nicht entging. „Haben Sie den Herrn in den Salon geführt?"

„Ich werde es sofort tun," antwortete das Mädchen.

Es fiel Nicoline nicht ein, erst zu fragen, wer der Herr war. Sie wußte es. Ihre erste Bewegung war, aufzuspringen und hinauszueilen. Aber die Mahlzeit war noch nicht völlig zu Ende. Alle Augen beobachteten sie. Sie mußte wohl die paar Minuten durchhalten. — „Ach was!"

fuhr es ihr jedoch nach kurzem Schwanken durch den Kopf. „Ich werde mich wohl viel um diese Leute kümmern! Ich tue, was mir gefällt." Und sie erhob sich ohne eine Spur von Unsicherheit, legte ihre Serviette hin, nickte einen flüchtigen Gruß und war draußen.

Bei ihrem Eintritt in den Salon, der auf der andern Seite des Vorzimmers lag, eilte Siegfried auf sie zu und öffnete die Arme, als wollte er sie an die Brust ziehen. Nicoline stutzte und begnügte sich damit, seine beiden Hände zu fassen.

„Ich störe Sie beim Essen — Verzeihen Sie —"

„Seien Sie doch nicht dumm," erwiderte sie rasch und ein leichtes Lächeln spielte um ihre Lippen. „Wissen Sie, daß Sie mich lange haben warten lassen? Es ist acht und ich bin vor drei weggegangen."

„Aber Nicoline! Es ist doch nicht meine Schuld! Wie sollte ich denn wissen, wo Sie waren? Sie haben ja kein Wort hinterlassen!"

„Wo wäre Ihr Verdienst, wenn ich es Ihnen allzuleicht gemacht hätte? Es sollte eine kleine Prüfung sein."

„Bedurfte es wirklich einer Prüfung?"

„Ich mußte doch sehen, wem an mir lag. Nach dem Benehmen Iher Mutter —"

„Erzählen Sie, beste Nicoline. Ich weiß ja nichts. Was ist eigentlich vorgegangen?"

„Hat man Ihnen nichts gesagt?"

„Kein Wort. Frau Büchler hat mir Ihren Gruß be-

ſtellt und geſagt, daß Sie zu Frau Conti gefahren waren. Das war alles."

„Wen haben Sie gefragt?"

„Nun, doch natürlich Mama, nachdem Janusz mir in ſeiner ſtupiden Art gemeldet hatte, daß Sie weg waren."

„Stupide iſt Janusz nicht. Doch das nur nebenbei. Und was antwortete ihre Mutter?"

„Sie verweigerte mir jede Auskunft."

Nicoline ſah Siegfried ſcharf an. Er hielt den Blick ohne die leiſeſte Verwirrung aus. Er war ſichtlich aufrichtig.

„Mein lieber Freund," ſagte ſie langſam, „Ihre arme Mama iſt krank."

Siegfried nickte und ſeine Miene wurde traurig.

„Sie hat Verfolgungsvorſtellungen. Sie bildet ſich ein, ich wäre eine Spionin im Solde des Großherzogs Hilarius."

„Nein!" rief Siegfried und hob den Kopf überraſcht.

„Wie ich es Ihnen ſage. Doch ſetzen wir uns, wenn Sie nicht zu ſtehen gelobt haben. Es iſt mir eine Laſt vom Herzen genommen." Sie zweifelte nicht länger, daß keine geckenhafte Äußerung Siegfrieds die Baronin auf ihre häßlichen Gedanken gebracht hatte, und es tat ihr wohl, daß ſie ihren Verdacht gegen ihn aufgeben konnte.

Aber auch Siegfried fühlte ſich ſehr erleichtert. Er war alſo nicht daran ſchuld, daß Nicoline Knall und Fall das Haus hatte verlaſſen müſſen. Es war eine der Schrullen, wie ſeine Mutter ſie in der letzten Zeit immer häufiger, immer wunderlicher hatte!

„Eine Spionin des Großherzogs!“ murmelte Siegfried, während er sich Nicoline gegenüber an den Kamin setzte. „Das ist wirklich zu — Wenn es das ist, so meine ich, daß die Sache sich wird einrenken lassen. Ich will noch heute abend mit Mama sprechen.“

„Hüten Sie sich!“ rief Nicoline lebhaft. „Da läßt sich nichts einrenken. Wenn man mir die Tür weist, so gibt es für mich keine Rückkehr.“

„Auch nicht, wenn meine Mutter Sie selbst darum bittet?“

„Sie wird es nicht tun. Und wenn auch — Lassen Sie. Es ist, wie es ist.“

„Sie sagen das so leicht, Nicoline. Unser Haus scheint mir so leer ohne Sie —“

Sie blickte auf ihre Fußspitzen.

„Wir sind so gute Kameraden geworden — wie soll es denn nun werden?“

Nicoline markierte ein ganz leichtes Achselzucken.

In diesem Augenblicke traten zwei Herren und drei Damen aus dem Speisesaal in den Salon und grüßten die Anwesenden.

Siegfried warf einen unzufriedenen Blick auf sie, erwiderte ihren Gruß mit einem flüchtigen Kopfnicken und sagte leise zu Nicoline: „Müssen wir hier bleiben?“

Die Neuangekommenen gruppierten sich um einen Tisch, verloren aber die beiden am Kamin nicht aus dem Auge.

„Meine Gemächer beschränken sich zur Zeit auf ein sehr kleines Schlafzimmer.“

„Ob klein oder groß, was macht das!"

„Wir können doch nicht zu mir hinaufgehen!"

„Warum nicht?"

„Aber Prinz Siegfried! Was würden die Leute dazu sagen!"

„Ich höre zum erstenmal aus Ihrem Munde einen Hinweis auf die Leute. Ich hätte Sie dazu für zu königlich gehalten."

„Sie haben eine zu gute Meinung von mir."

Siegfried verstummte. Er bemerkte oder beobachtete nicht, daß er mit seinem Geflüster und Kopfzusammenstecken das junge Mädchen vor den Hausgenossen ungefähr ebenso bloßstellte, wie wenn er mit ihr auf ihr Zimmer gegangen wäre.

„Was gedenken Sie nun weiter zu tun?" fragte er nach einer Pause.

„Ich muß wohl abwarten, was Mama beschließen wird. Ich möchte um alles in der Welt hier bleiben. Ich habe schon in der kurzen Zeit so große Fortschritte gemacht! Frau Conti ist unvergleichlich, einzig. Von ihr werde ich mit beiden Füßen auf die Bühne springen können. Freilich wird die arme Mama größere Opfer bringen müssen, als sie gerechnet hat. Aber was kann ich dafür?"

„Daß sich dies so unglücklich fügen mußte! Es wäre so schön gewesen, wenn Sie friedlich bei uns geblieben wären."

„Vorbei."

„Und wenn Ihre Frau Mutter nicht will?"

Nicoline lächelte. „Mama wird wollen. Mir fehlt zu meiner vollen Ausbildung vielleicht noch ein Jahr. Es wäre doch eine Sünde, mein Studium zu unterbrechen. Ich muß mir ja auch das Französische vollkommen aneignen. Ich werde es in meiner Laufbahn nicht entbehren können."

„Immer die Laufbahn. Immer der Ehrgeiz. Immer der Gedanke, zu glänzen."

„Soll das ein Vorwurf sein?"

„Wie Sie es empfinden."

„Dann kann es kein Vorwurf sein. Denn Ihr Wille ist ja genau so eingerichtet wie der meinige."

Siegfried begnügte sich damit, zu seufzen. Nach kurzem Schweigen fragte er: „Und — wie werde ich wissen, was beschlossen ist?"

„Ei, Sie werden einfach kommen und mich danach fragen."

„Darf ich?"

„Selbstverständlich," rief sie lebhaft, errötete aber tief, als sie sich ihrer temperamentvollen Antwort bewußt wurde.

Siegfried erhob sich.

„Gehen Sie schon?"

„Wenn Sie erlauben. Ich habe noch nicht gegessen —"

„Was! Und es ist fast halb neun! Nun machen Sie aber, daß Sie wegkommen. Ich ahnte nicht. Sonst hätte ich Sie nicht solange zurückgehalten."

„Eine Weile kann ich den Hunger schon vergessen, wenn ich mit Ihnen plaudere," sagte er und blickte ihr in die

Augen. Sie drückte ihm die Hand, während sie ihn bis an die Tür des Salons begleitete.

Als er gegangen war, trat ihre amerikanische Mitschülerin, die ihr die Pension empfohlen hatte, mit bezeichnender Indiskretion auf sie zu und bemerkte: „Welch ein auffallend schöner Herr!"

„Finden Sie?" erwiderte Nicoline trocken.

„Das muß wohl jeder finden," gab die junge Dame zurück. Der Herr ist kein Franzose?"

„Nein," sagte Nicoline in demselben Ton wie vorhin und fügte hinzu: „Entschuldigen Sie, ich muß hinaufgehen. Ich habe noch allerlei zu tun."

Sie machte sich aus den Leuten wirklich nichts, es war ihr aber doch ärgerlich, daran zu denken, daß sie nun über sie klatschen würden. —

Am folgenden Tage fuhr kurz nach zwei Uhr bei der Villa Josefine eine Droschke vor, der eine stattliche Dame in einem Pelzmantel entstieg. Sie schritt hastig durch den Garten und schellte kräftig an der Tür.

„Frau Baronin Gronendal sichtbar?" fragte sie den öffnenden Janusz.

Er blickte sie überrascht an. Er war nicht mehr recht daran gewöhnt, daß in dieser Form nach seiner Herrschaft gefragt wurde.

Die fremde Dame glaubte, daß er sie nicht verstanden habe, und wiederholte ihre Frage französisch mit äußerst eigener Aussprache.

„Hoheit ist im Begriff auszufahren," beschied der Diener

sie deutsch. „Ich weiß nicht, ob sie Besuch annimmt. Wen darf ich melden?"

„Frau Flammert aus Diesa," sagte sie und trat ohne Zögern in die Vorhalle.

Janusz machte eine leichte Bewegung der Überraschung. Er hatte sie nicht erkannt, da er sie im Oktober, als sie Nicoline nach Paris gebracht, nur ganz flüchtig gesehen hatte. Er beeilte sich, die Dame in den Salon eintreten zu lassen. Er ging rasch hinauf, klopfte an der Tür des Boudoirs der Baronin und flüsterte der öffnenden Berta blinzelnd zu: „Die Mutter von Fräulein Nicoline ist da."

„Ah!" machte Berta und schloß die Tür wieder. Sie wiederholte die Meldung des Dieners der Baronin, die bereits zum Ausgang angekleidet war.

„Sehr unangenehm," murmelte die Baronin. „Aber ich muß sie wohl empfangen, was?"

„Ich meine auch," begnügte sich Berta zu erwidern.

Die Baronin stieg, auf ihren Stock gestützt, die Treppe langsam und schwerfällig hinunter und trat in den Salon, dessen Tür Janusz vor ihr geöffnet hatte und hinter ihr schloß.

Frau Flammert stand am Fenster. Sie hatte immer noch den Pelzmantel um. Die Baronin trat mit ausgestreckter Hand auf sie zu. Die Sängerin ging ihr rasch einige Schritte entgegen, ohne ihre Handbewegung zu beachten, und ohne ihr zu einem Worte der Begrüßung Zeit zu lassen, und rief aufgeregt: „Guten Tag. Wo ist Nicoline?"

„Nun, nun, liebe Freundin, legen Sie doch ab, setzen

Sie sich doch. So rasch hatte ich Sie wahrhaftig nicht erwartet."

„Das wundert mich. Aber wo ist Nicoline?"

„Sie ist zur Conti gefahren."

„Ah!" sagte Frau Flammert und schöpfte Atem. „Das war das Gescheiteste, was das Kind tun konnte. Leben Sie wohl. Ich muß zur Conti eilen."

„Carlotta! So wollen Sie von mir gehen?"

„Ich denke, das kann ich Ihnen auch sagen."

„Ja. Das hat mir Ihre Depesche schon gesagt. Jetzt muß ich aber mein Kind hören. Leben Sie wohl, Baronin."

Sie hob den Türvorhang auf.

„Sie werden doch wiederkommen, Carlotta?"

„Je nachdem," sagte Frau Flammert, ohne sich umzuwenden, und eilte davon.

Die Baronin sank auf das Sofa und ächzte. Auf den fragenden Blick der eintretenden Berta begnügte sie sich in schwer gekränktem Tone zu murmeln: „Ein so ungezogenes Frauenzimmer ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Das ist der Dank, den man für seine Güte hat." —

Nicoline saß im Salon der Pension Siegfried gegenüber, der bald nach dem Dejeuner gekommen war, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie habe besser geschlafen, als sie nach den gestrigen Aufregungen erwartet, sie sei vormittags vorzüglich bei Stimme gewesen, es ginge alles nach Wunsch. Frau Conti habe sie ins Gebet genommen. Sie habe ihr erzählt, daß mit der Prinzessin nicht

auszukommen sei, da sie sich von den verwandten Höfen überwacht und verfolgt glaube. Frau Conti habe gelächelt, obschon sie sich möglichst schonend ausgedrückt habe. Es werde wohl das beste sein, er erzähle das seiner Mutter wieder, damit auch sie vorsichtig sei, wenn sie etwa Frau Conti sehe und mit ihr über den Fall spreche. Denn falls sie sich soweit vergessen sollte, Übles von ihr zu reden —

„Nicoline! Wie können Sie glauben!"

„Aufgeregte und kranke Menschen sind ja viel imstande —"

In diesem Augenblicke hörte sie jemand ins Vorzimmer treten und das Dienstmädchen, das geöffnet hatte, nach Mademoiselle Flammert fragen. Nicoline sprang wie angeschossen in die Höhe, stand einen Augenblick lang unbeweglich und flog dann in drei Sätzen hinaus wie ein flüchtiges Reh, ohne sich um Siegfried zu kümmern, der nichts gehört hatte und ihr verblüfft nachstarrte.

„Mutti! Du!" — „Nico! Herzchen!" Mit einem doppelten Aufschrei sanken Mutter und Tochter einander in die Arme.

„Wie ist es möglich! Wie kannst du plötzlich hier sein!" rief Nicoline, sich an die Mutter nestelnd und ihr Gesicht mit stürmischen Küssen bedeckend.

Das Dienstmädchen zog sich taktvoll zurück.

„Zeige mir dein Zimmer," sagte Frau Flammert, mit einem Arm die Tochter umschlungen haltend.

„Komm, Mutti," rief Nicoline, machte sich los und eilte ihr so rasch voran, daß sie fast nicht folgen konnte.

Auf der Stube gab es neue stürmische Liebkosungen

und während Nicoline ihrer Mutter Mantel und Hut abnahm und die Handschuhe abstreifte, sagte sie: „Ich habe deine Stimme sofort erkannt. Ich wußte genau, daß ich mich nicht irren konnte. Aber ich traute meinen Ohren doch nicht. Denn wie konntest du in Paris sein . . ."

„Was! Hast du dir eingebildet, daß ich nach dem Empfang der Depesche nicht augenblicklich zur Bahn rasen würde —"

„Der Depesche?"

„Du hast mir freilich nicht telegraphiert, du Balg, aber die Baronin."

„Ah! Laß sehen!"

Frau Flammert zögerte.

„Zeige, Mutti, schnell," stürmte Nicoline.

Ihre Mutter holte aus der Tasche eine stark zerknüllte und zerlesene Depesche und reichte sie dem jungen Mädchen hin. Sie las gierig: „Muß bedauernd mitteilen, daß Beisammensein Nicolines mit meinem Sohn unter einem Dach meine Bedenken erweckte. Urteilte, Heimkehr Nicolines nach Diesa erwünscht. Nicoline verweigerte entschieden Heimkehr. Mußte mich nach peinlichem Auftritt von ihr trennen. Halte Pariser Aufenthalt Mädchens ohne Aufsicht höchst gefährlich. Ablehne jede weitere Verantwortung. Müssen ungesäumt mit mütterlicher Autorität eingreifen. Gruß. Josefine."

Sie war sehr rot, als sie das weiße Blatt mit den aufgeklebten Papierstreifen der Mutter zurückreichte. Diese

hatte sie beim Lesen scharf beobachtet. „Nun erzähle," sagte sie.

„Was ist da zu erzählen?" erwiderte Nicoline. „Die arme Baronin ist zum Binden verrückt. Sie scheint sich einzubilden, daß ich —" Sie stockte.

„Daß du?"

„Ach, Mutti, es ist zu dumm," murmelte sie, legte ihr Gesicht gegen das ihrer Mutter und sprach ihr leise in Wange und Ohr. „Sie bildet sich ein, daß ich — daß ich — nach Siegfried angle —"

„Nicht möglich!" rief Frau Flammert zurückfahrend und Nicoline bei den Schultern auf Armlänge von sich haltend.

„Noch mehr," fuhr Nicoline ruhiger und sicherer fort, „daß ich es im Auftrag des Großherzogs Hilarius tue."

Frau Flammert lachte hell auf, um gleich wieder ernst zu werden. „Die Frau ist wirklich für eine Heilanstalt reif. Der Großherzog! Was der sich um sie schiert!"

Sie schwieg eine Weile. Dann fragte sie sanft, doch eindringlich: „Aber was hat sie auf diesen Wahnsinn gebracht? Nicoline, du mußt deiner Mutter alles sagen."

„Mutti, habe ich dir schon einmal etwas verheimlicht?"

„Es wäre schmerzlich, wenn ich es glauben müßte."

„Habe ich dir schon einmal eine Unwahrheit gesagt?"

„Gott behüte."

„Nun also. Ich versichere dir, daß es eine reine Wahnvorstellung ist. Die Baronin hat einfach irre geredet."

„Bist du nicht unvorsichtig gewesen? Oder ein bißchen

kokett? Mein Gott, du bist ein schönes junges Mädchen und kein Wort, kein Blick von dir ist gleichgültig."

„Die anderen sehen mich doch nicht mit deinen Augen an, Herzensmutti," lächelte Nicoline. „Nein. Ich habe mir nicht das geringste vorzuwerfen. Wenigstens meines Wissens."

„Hat dir der junge Mann den Hof gemacht?"

Nicoline schlug die Augen nieder und errötete wieder. „Was nennst du den Hof machen?"

„Jetzt bist du nicht aufrichtig, Nico!" rief Frau Flammert.

„Doch, Mama," sagte Nicoline rasch. „Davon ist keine Rede. Wir haben miteinander verkehrt, wie eben Hausgenossen miteinander verkehren. Aber er hat nie ein Wort gesagt, was mich verletzt hätte."

„Hm — verletzen — Nico, seid ihr viel allein gewesen?"

Nicoline schlug die Augen nieder.

„Nico, sieh mir in die Augen und antworte!"

Nicoline machte eine plötzliche ungeduldige Bewegung, blickte ihre Mutter voll an und sprach entschlossen: „Mutti, da du es verlangst, will ich die Pünktchen auf die i's setzen. Siegfried mag mich leiden. Ich müßte blind sein, um es nicht zu sehen. Es ist ja auch natürlich. Der arme Mensch lebt so einsam, so traurig, so unglücklich, davon machst du dir keinen Begriff. Er ist selig, ein Wesen gefunden zu haben, vor dem er sich aussprechen, ausklagen kann

und das für ihn Teilnahme hat. Die habe ich. Auch Mitleid. Ist das unrecht?"

Die Mutter blieb stumm und sann. „Mitleid — Mitleid —" murmelte sie vor sich hin. „Der junge Mann ist offenbar in dich verschossen —"

„Nein, Mutti," rief Nicoline heftig. „Wir sind gute Freunde, Kameraden. Dabei ist doch nichts."

„Die Baronin ist eine verstiegene Närrin. Aber es war vielleicht gut, daß du aus dem Haus gegangen bist."

„Ganz gewiß," bekräftigte Nicoline eifrig. „Du weißt nicht, wie es in der Bude zugeht. Schulden und Zank und Geldsorgen und Griesgrämigkeit —"

„Du hast es mir geschrieben."

„Ich habe dir lange nicht alles geschrieben. Es war mitunter furchtbar peinlich."

„Ich begreife mich selbst nicht, wie ich dich habe zu ihr geben können. Allerdings hat sie es so liebenswürdig angeboten — und es war mir so wichtig, daß du in Paris einen Schutz hattest —"

„Entschuldige dich doch nicht, Mutti —"

„Doch; es war furchtbar leichtsinnig von mir. Nun, daran ist nichts mehr zu ändern. Die Sache hat ein Ende und damit Punktum. Unverzeihlich ist es aber, daß die Baronin dich mir nichts dir nichts hinaussetzte, statt mich zuerst nach Paris zu rufen. Was habe ich mir alles in dieser schauerlichen Nacht auf der Bahn für Gedanken gemacht!"

„Mutti, ich gehe nicht unter, das solltest du doch wissen."

„Das sagst du wohl. Wenn ich so plötzlich in der wildfremden Stadt ohne ein Heim und Obdach wäre, ich weiß nicht, ob ich mir gleich zu helfen wüßte."

„Ja, du!" entfuhr es Nicoline. Sie setzte aber nicht fort, sondern bog ab. „Sieh, wie — wie schußlich du auch jetzt wieder gehandelt hast. Reist nach der einfältigen Depesche gleich los, ohne auch nur zu fragen, ob ich nicht doch heimgefahren bin, wie die Baronin es wollte. Wie, wenn wir nun irgendwo zwischen Straßburg und Karlsruhe aneinander vorbeigefahren wären, ohne es zu ahnen?"

Frau Flammert ließ betroffen den Kopf hängen und sagte empfindlich: „Recht so, zanke mich nur aus."

„Aber Mutti! Wie werde ich!" rief Nicoline und liebkoste ihre Mutter noch stürmischer als zuvor, „ich weiß, warum du es getan hast, warum du dir nicht einmal zum Nachdenken Zeit gelassen hast."

„Was hätte ich denn tun sollen? Wäs hättest du an meiner Stelle getan?"

„Ich hätte meiner Nico zunächst einmal telegraphiert —"

„Das wäre schlau gewesen! Wohin denn? Ich wußte ja nicht, wo du warst?"

„Ich hätte an die Adresse der Baronin telegraphiert und darauf gerechnet, daß sie die Depesche richtig bestellt, trotz ihrer Rappelköpfigkeit. Oder nein. Ich hätte ruhig gewartet, bis ich einen Brief von meiner Nico bekommen hätte. Er ist unterwegs. Das kannst du dir doch denken, Mutti."

„Nein. Diese junonische Ruhe kann ich nicht haben, wenn ich mein Kind in schlimmer Lage weiß."

„Schlimmer Lage! Na, na —"

„Warum hast du mir nicht telegraphiert? Das war sehr rücksichtslos, wenn es nicht auch schußlich war."

„Danke, Mutti, jetzt hast du mir's wiedergegeben. Ich habe nicht telegraphiert, weil ich die Geschichte nicht so tragisch nahm."

„Ich danke!"

„Nein. Man muß sich nicht gleich so aufregen. Ich an deiner Stelle, Mutti, wäre ruhig geblieben, weil ich zu meiner Nico Vertrauen hätte."

„Na — lassen wir das. Was weiter?"

„Was weiter? Zunächst: bist du denn mit dieser Handtasche gereist? Wo ist dein Koffer?"

„Unten im Wagen."

„Aber Mutti! Schicke ihn doch gleich weg und laß den Koffer heraufholen. Ich will mich erkundigen, ob ein gutes Zimmer frei ist, und wenn nicht, nun, dann teilen wir uns in das Bett. Es ist ja breit. Das wird so süß sein!" Zugleich klingelte sie.

„Wie du dir das nun wieder vorstellst!" rief Frau Flammert. „Du denkst wohl, daß ich nach Paris übersiedle? Ich muß heute abend zurückreisen und dich mitnehmen."

Das Dienstmädchen erschien und Nicoline gab ihr zunächst nur die Aufträge wegen des Wagens und Koffers.

Als sie gegangen war, wandte Nicoline sich wieder an ihre Mutter: „Das ist doch nicht dein Ernst?“

„Du kannst darauf schwören!“

„Zwei Nächte hintereinander? Du bringst dich um!“

„Was will ich machen? Ich bin ja ein armer Kettenhund. Gestern abend hätte ich auftreten sollen; morgen abend wieder. Ich habe die Depesche gegen fünf bekommen, gerade einige Minuten zu spät für den Orient-Expreß. Ich war außer mir. Erst eine halbe Stunde vor der Vorstellung habe ich ins Theater sagen lassen, daß ich nicht auftreten kann, und bin gleich nach der Bahn ausgerückt, um allem Fragen und Sagen aus dem Weg zu gehen. Der Intendant wird sich schlagrührig geärgert haben. Ich weiß auch gar nicht, wie er sich aus der Patsche gezogen hat. Sie haben ja niemand, der plötzlich für mich einspringen kann. Und der Prinz, der sich zum Souper angesagt hatte. Ich muß gleich nach Hause telegraphieren, daß sie für morgen auf mich rechnen können. Gib mir zum Schreiben.“

„Mutti, du kannst nicht! Du wirst nicht bei Stimme sein! Und ich soll mich wieder von dir losreißen —“

Frau Flammert ließ sie nicht weiterreden. „Schweig, Kind. Ich muß. Sie haben mich sicher ohnehin schon in Strafe genommen. Und der Prinz hat einen solchen Abscheu vor derartigen Überraschungen! Gib mir Papier.“

Da war nichts zu wollen. Nicoline reichte ihrer Mutter das Nötige und ließ die beiden Depeschen besorgen, als sie geschrieben waren.

„So,“ sagte Frau Flammert. „Und nun mache alles

fertig, damit wir noch vorher in Ruhe von Frau Conti Abschied nehmen und essen können."

„Warum Abschied nehmen? Es ist doch nicht dein Ernst, daß du mich mitnehmen willst?"

„Natürlich."

„Mutti, das tust du nicht."

„Aber Kind, du wirst doch nicht allein in Paris bleiben?"

„Warum nicht?"

„Ich würde keine ruhige Stunde haben."

„Mutti, laß dir doch sagen. Du bist doch sonst keine Krähwinklerin. Wie machen es denn alle die jungen Mädchen der Frau Conti? Die sind doch auch alle allein hier."

„Was die machen, geht uns nichts an."

„Und du wirst mich doch nicht mitten aus meinen Studien herausreißen! Hat dir Frau Conti denn nicht gesagt, welche Fortschritte ich mache?"

„Ich habe mir keine Zeit genommen, danach zu fragen. Ich wollte nur wissen, wo ich dich finden konnte."

„Nun, so frage sie doch! Es wäre eine Sünde, die Arbeit zu unterbrechen, jetzt, wo ich so gut im Zug bin."

„Man kann doch auch in Diesa singen lernen."

„Du siehst ja, wie weit ich dort gekommen bin und wie weit hier."

„Kurz, es geht nicht, Kind. Wir reisen."

„Mutti, mindestens bis zum August mußt du mich hier lassen. Dann kann ich schon im nächsten Herbst auftreten und es fängt für uns alle ein neues Leben an."

Frau Flammert seufzte tief. Ein Hausdiener klopfte

in diesem Augenblick und brachte den eleganten ledernen Handkoffer herein. Als er gegangen war, sagte sie: „Du stellst dir alles so leicht und hell vor. In der Wirklichkeit ist es anders. Du hältst mich wohl für sehr reich. Es wird mir schon schwer genug, mir die 400 Fr. monatlich abzusparen, die es bis jetzt gekostet hat. Wenn es künftig 600 oder 650 sein sollen, so geht es über meine Kräfte."

Nicoline stampfte zornig mit dem Fuße. „Eine solche Kleinigkeit soll dir Sorgen machen! Das ist eine Schande. So muß der Prinz mir das Geld geben. Für ihn ist es kein Opfer und ich habe wohl ein Recht, es zu verlangen."

„Nico! Was fällt dir ein!" rief Frau Flammert und ein Ausdruck von Angst flog über ihr Gesicht.

„Ach was! Wenn es nicht anders geht — ich werd' mich was genieren! Einmal werde ich mit dem Prinzen ja doch eine Aussprache haben müssen —"

„Wirst du wohl schweigen!" gebot ihre Mutter heftig und legte ihr die Hand auf den Mund. Es entstand eine Pause, während welcher beide sichtlich mit Gedanken kämpften. Die Mutter brach zuerst das Schweigen. „Und selbst wenn man über den Kostenpunkt wegkäme — ich bin doch nicht ruhig — wegen dieser Geschichte mit dem jungen Gronendal —"

Nicoline sprang von dem kleinen Sofa auf, wo sie neben ihrer Mutter saß, wurde feuerrot und schoß zur Tür hinaus, ehe Frau Flammert sie etwas fragen oder zurückhalten konnte. Sie hatte ganz vergessen, daß sie Siegfried ohne ein Wort der Erklärung im Salon gelassen, und

eilte zu ihm, um ihn in den Formen zu verabschieden. Sie fand ihn nicht mehr. Er war nach einigem Warten gegangen.

„Was hast du?“ fragte Frau Flammert, als Nicoline wiederkam.

„Ach, nichts, Mutti. Ich hatte nur etwas vergessen.“

„Was war es?“

„Nichts. Wirklich.“

„Ich muß es wissen!“

„Der Baron Gronendal war da, als du kamst, und ich habe ihn ein bißchen formlos sitzen lassen.“

„Was! Gronendal ist da?“

„Nein. Er ist gegangen.“

„Er kommt zu dir in die Pension?“

„Warum nicht, Mutti?“

„Nico, ich lasse dich nicht in Paris. Du kommst mit.“

Nicoline legte ihren Arm um den Hals der Mutter, schmiegte sich an sie und sagte sehr ernst und sehr fest: „Mama, was besorgst du?“

„Du bist ein harmloses, unschuldiges Kind — du weißt nicht —“

„Mütter irren — verzeihe — ich bin weder harmlos, noch unschuldig, noch ein Kind, ich meine im Sinne des weißen Gänschens. Ich weiß vielleicht nicht alles, aber doch das, worauf es ankommt. Jedenfalls soviel, wie für mich nötig ist. Du weißt, daß ich reinlich bin. Du hast immer gesagt, ich wäre es krankhaft. Ich werde mich immer vor

jedem Schmutz bewahren. Darauf kannst du dich verlassen, Mutter."

„Schmutz — man braucht nicht gleich an Schmutz zu denken — Gronendal könnte ja ernste Absichten haben — aber selbst dann — es wäre für dich kein Glück —"

„Mama, du sollst sehen, wie offen ich mit dir bin. Nicht ein Schatten von Vorbehalt soll zwischen uns sein. Ich habe auch daran gedacht. Es ist schon möglich, daß Siegfried mich heiraten möchte. Aber ich würde es nicht wollen. Er ist vorläufig keine gute Partie. Ich auch nicht. Wir würden einander gegenseitig nicht fördern, sondern sehr ernstlich hindern. Er hat eine zweifelhafte Stellung, nicht einmal einen bestimmten Namen, er hängt von der Gnade harter Menschen ab und kann von heute auf morgen gänzlich mittellos sein, seine arme Mutter würde sich auch sperren, und das würde mir nicht passen; das begreifst du. Nein. Auf alle Fälle muß er warten. Das wird ihm und mir gut tun. Zuerst muß ich berühmt und reich werden. Inzwischen wird sich auch vielleicht seine Stellung klären und es wird sich zeigen, wie es mit seiner Ausdauer und Treue bestellt ist. Dann können wir ja weiter sehen."

Frau Flammert hatte ihr mit offenem Munde zugehört und ihre Blicke verrieten ein Gemisch von Bewunderung und Scheu, worüber Nicoline lächeln mußte. „Und das hast du dir alles so kühl und klar ausgedacht?"

„Ja, wer soll es denn für mich tun, wenn ich es nicht tue, Mutti?"

Frau Flammert schüttelte langsam den Kopf. „Du bist zu klug für eine Sängerin."

„Was fällt dir ein, Mama! Eine Sängerin kann gar nicht klug genug sein."

Frau Flammert seufzte tief. „Hätte ich doch deinen Verstand gehabt!"

Nicoline zog die Mutter an ihre Brust, wiegte ihren Kopf, als wäre sie die Mutter und die andere das Kind, und sprach leise in den weichsten Schmeicheltönen: „Herzensmutti, sei nicht zu bescheiden. Du hast viel Verstand, aber noch mehr Herz. Darum bist du ja ein solcher Engel. Freilich wäre es besser gewesen, wenn du mich immer an deiner Seite gehabt hättest. Mein Rat wäre dir nützlich gewesen. Deine Mutter war eine zu einfache Frau. Auf dich hat manches Eindruck gemacht, was mich sehr gleichgültig läßt. Das mußt du verstehen, Mutti. Und darum gibt es für mich keine Gefahr."

Frau Flammert verstand sie sehr gut. So gut, daß ihr die Tränen in die Augen quollen und langsam über die Wangen perlten.

Nicoline küßte sie auf. „Nicht weinen, Mutti. Warum denn? Es fehlt dir doch nichts —"

„Du fehlst mir, wenn du nicht mitkommen willst."

„Das ist unser Los. Aber die räumliche Entfernung trennt uns nicht wirklich. In Gedanken bin ich immer bei dir. Du brauchst nicht zu weinen. Du quälst dich manchmal ganz überflüssig. Wenn ein Mensch wie ich an dir nicht den kleinsten Makel sieht und dich achtet und verehrt,

so ist das doch etwas! Wieviel Pack wiege ich wohl auf? Eine Million? Zehn Millionen? Sag, Mutti."

Frau Flammert sagte nichts, überließ sich aber ihren Liebkosungen.

„Also, Mama, abgemacht. Ich bleibe hier, mindestens bis das Jahr abgelaufen ist. Und wenn du kein Geld hast, so soll der Prinz —"

„Nichts davon!" rief die Mutter heftig.

„So versetze einen Schmuck, den du nicht brauchst. Ich mache mir daraus kein Gewissen, denn ich bin ganz sicher, daß ich ihn dir in Jahr und Tag auslöse."

Frau Flammert war ihrer Tochter nicht gewachsen. Sie ließ wortlos den Kopf hängen und Nicoline verstand, daß sie ihren Willen hatte. Nun suchte sie die Mutter doch noch zu einer Verlängerung ihres Pariser Aufenthalts zu bestimmen. Aber da stieß sie auf Erz und Fels. Das lange Verhältnis zu einer einzigen Hofbühne hatte ihr ängstliche Dienstgewohnheiten anerzogen und der Unwille der Intendanz konnte sie tatsächlich erschrecken.

Bis zum Abgang des Orient-Expreß waren es noch etwa vier Stunden und die schwanden wie ein Augenblick hin. Nicoline wollte, daß ihre Mutter sich ein wenig ausruhe, aber dazu war sie nicht zu bewegen. Denn seit ihr die Unruhe von der Seele genommen war, hatte sie ihre ganze Spannkraft wiedergefunden und war die schöne, phantasievolle, für ihre vierzig Jahre erstaunlich junge Künstlerin, die einen Zauber auf ihre ganze Umgebung ausübte. Sie stellte die Möbel im Zimmer ihres Kindes um, hatte eine Unter-

redung mit der Pensionsbesitzerin, aus der diese wie aus einer königlichen Audienz hervorging, ließ sich im Salon an dem klapprigen Halbflügel zu ihrer eigenen Begleitung von Nicoline etwas vorsingen und war von ihrer Stimme, ihrer Sicherheit, ihrer Koloratur aufrichtig erfreut, machte Frau Conti mit Nicoline einen zweiten Besuch und plauderte mit ihr lange und hoffnungsvoll über die Zukunft der Tochter, aß mit ihr in einem Restaurant in der Nähe des Ostbahnhofes, fand Zeit, ihr eine ganze Ladung Hofklatsch zuzuführen, worunter besonders die Äußerungen aus den Löwensteinschen und verwandten Kreisen über die Gronendalschen Ansprüche und Unternehmungen sie interessierten, ließ ihr fast alles, was ihr beim Besteigen des Schlafwagens noch übrigblieb, als Taschengeld zurück und nahm so bewegten Abschied von ihr, als sollte es fürs Leben sein.

In der Pension empfing die Besitzerin Nicoline mit begeistertem Lob der Schönheit, Vornehmheit und Anmut ihrer Mutter, sie dankte ihr indes kurz und etwas ungeduldig, bemerkte, daß sie nicht mit zu Tische gehen werde, da sie schon gespeist habe, und zog sich auf ihr Zimmer zurück.

Etwa anderthalb Stunden später trat das Stubenmädchen bei ihr ein und meldete ihr, daß der Prinz von Löwenstein-Franka — wie sie diesen Namen aussprach, das spottet jeder Beschreibung, aber Nicoline verstand sie — nach ihr frage und im Salon auf sie warte. Es war das erstemal, daß er sich genannt hatte, und der Eindruck auf das Dienst-

mädchen schien sehr stark zu sein. Nicoline zögerte einen Augenblick, dann sagte sie: „Ich komme gleich."

In der Tat erschien sie bald darauf im Salon, wo wieder einige Pensionäre beisammensaßen und flüsterten. Siegfried ging ihr rasch entgegen und sagte, ihre Hand ergreifend, leise: „Ich habe erst zu Hause erfahren, daß es Ihre Frau Mama gewesen ist. Sie haben mich etwas plötzlich verabschiedet, oder gar nicht, und ich wußte mir zuerst keinen Reim darauf zu machen —"

„Wenn meine Mutter unerwartet in Paris zu mir hereintritt, so kann ich mich nicht viel um Zeremonien kümmern."

„Das versteht sich. Es soll ja auch beileibe keine Beschwerde sein. Nun die Hauptsache: bleiben Sie in Paris?"

„Ja."

„Ah! Vortrefflich. Das freut mich. Wenn es nicht etwa zu spät ist — ihre Frau Mutter ist vielleicht nach der Nachtreise müde — sonst würde ich ihr meine Aufwartung machen —"

„Sie ist schon wieder abgereist."

„Ach was!"

Beide standen während dieses raschen Gesprächs und Nicoline lud Siegfried nicht zum Sitzen ein. Als sie auf seinen letzten Ausruf nichts erwiderte, fragte er weiter: „Ist es aufdringlich, wenn ich frage, wie Ihre Frau Mama die — das — den peinlichen Zwischenfall aufgenommen hat?"

„Wie ich. Aber entschuldigen Sie, Prinz Siegfried,

wenn ich Sie nicht länger zurückhalte. Ich fange an, die Aufregungen dieser beiden Tage zu spüren, und meine Nerven fordern Ruhe. Guten Abend. Leben Sie wohl." Sie erfaßte seine Hand, schüttelte sie einmal kräftig und war unversehens draußen.

Siegfried blieb ganz verblüfft mitten im Salon stehen und starrte der Davoneilenden nach. Erst als er sich erinnerte, daß ihn acht oder zehn Augen beobachteten, nickte er einen kühlen Gruß und ging.

Nicoline war durch die Aussprache mit der Mutter gezwungen worden, manches Unbestimmte und Halbdeutliche klar durchzudenken. Sie war sich nun ihrer Gefühle für Siegfried bewußt und ihre Beziehungen zu ihm nahmen in ihrer Vorstellung feste Formen an. Sie war ihm in warmer Freundschaft zugetan, sie wollte ihm gern eine Beraterin, Beschützerin, Gönnerin sein, machte er aber auf mehr Anspruch, so mußte er sie erst verdienen. Einstweilen sollte der Verkehr mit ihm ihr nicht die geringste Belästigung auferlegen, nicht einmal die einer höflichen Beherrschung augenblicklicher Launen. Sie fühlte, daß es wohl anders gekommen wäre, wenn die Dinge sich ungestört hätten entwickeln, die Neigungen unbewußt wachsen können. Der rohe Eingriff der Baronin hatte allerlei Zartes geknickt. Um so schlimmer. — — —

In der Villa Josefine war die Stimmung unerquicklicher als je. Mutter und Sohn waren einander noch mehr entfremdet als vorher. Siegfried verzieh seiner Mutter nicht, daß sie Nicoline aus dem Haus gejagt und ihn ihrer be-

ständigen Gegenwart beraubt hatte, die ihm zu einer wonnigen Gewohnheit geworden war. Die Baronin ihrerseits war durch seine Kälte, die kaum durch Höflichkeit gemildert war, besonders gereizt, weil sie die Überzeugung hatte, die immerhin sehr unangenehme und aufregende Lösung ausschließlich zu seinem Besten erzwungen zu haben. Sie konnte ihr schmerzerfülltes Herz nur vor Berta erleichtern, der sie täglich klagte, wie undankbar ihr Sohn sei. „Ich habe mir's bei der Flammert verschüttet," sagte sie am Tage nach der feindlichen Begegnung mit der Sängerin. „Sie wird jetzt auch den Prinzen Johann gegen uns aufhetzen. Der hätte uns eine Stütze sein sollen. Auf den hab' ich gerechnet. Ich hab' es ja aber tun müssen, um Siegfried von einer Dummheit zurückzuhalten, die gar nicht wieder gutzumachen war. Und das ist jetzt der Dank dafür."

„Ja, der Prinz ist halt wie sein seliger Herr Vater. Er denkt nur an sich."

„Was reden Sie da für Unsinn!" verwies die Baronin die Zofe. „Der Engelsprinz hat es doch immer eingesehen, wenn man es gut mit ihm gemeint hat. Siegfried denkt nicht an sich. Er denkt an gar nichts."

Unmittelbar vor Weihnachten kam noch etwas anderes dazu, um sie heftig aufzuregen. Der kleine Posner erschien nachmittags zu ungewohnter Stunde in der Villa Josefine, und da er die Baronin nicht antraf, wartete er auf ihre Heimkehr. Sie war erstaunt, als ihr Janusz beim Öffnen meldete, der Herr Posner sitze seit einer halben Stunde im Salon, und sie schickte Berta zu ihm, um sich zu erkundigen, was er

wünsche. Er erklärte, er müsse mit Ihrer Hoheit selbst sprechen. Sie ließ ihn warten, bis sie die Toilette gewechselt hatte, und begab sich dann zu ihm in den Salon hinunter.

„Was verschafft mir das Vergnügen, mein lieber Herr Posner?"

Er küßte ihr unterwürfig die große Hand, die sie ihm reichte, und erwiderte mit den einschmeichelndsten Stimmbiegungen: „Hoheit, eigentlich nichts Besonderes. Nur eine kleine geschäftliche Förmlichkeit. Die Börse ist seit zwei Tagen recht schlecht. Ihre Werte sind ziemlich stark zurückgegangen. Gestern wollte ich Hoheit nicht gleich beunruhigen. Ich hoffte auch, es würde heute wieder besser werden. Man ist aber im Gegenteil noch flauer gewesen, und da halte ich es für meine Pflicht, Hoheit eine Erleichterung Ihrer Position zu empfehlen."

„Wie soll ich das verstehen, mein lieber Herr Posner?"

„Ich meine, Hoheit verkaufen einen Teil Ihrer Werte, vielleicht die Hälfte, um die Gefahr zu verringern. Es würde dabei zwar schon jetzt nicht ganz ohne Verlust abgehen, aber das kann ja Hoheit nicht besonders stören, da die beiden letzten Liquidationen so günstig waren."

„Verlust? Das ist ja eine schöne Aussicht!" sagte die Baronin finster und griff sich unbewußt nach dem Herzen, das schmerzhaft zu pochen begann.

„Es wird hoffentlich nicht schlimm sein," beeilte Posner sich, sie zu beruhigen. „Und an dem, was Hoheit behalten, bringen Sie voraussichtlich alles wieder herein. Ich glaube,

es handelt sich jetzt nur um eine vorübergehende Störung. Ein kurzes Gewitter, dann kommt wieder Sonnenschein."

„Ja — wenn es sein muß — ich verstehe so wenig von diesen Sachen — ich muß mich ganz auf Ihre Geschicklichkeit verlassen —"

Posner mußte über dieses Wort unwillkürlich lächeln, erlangte jedoch rasch wieder seinen Ernst und erwiderte: „Hoheit können sich auch getrost auf mich verlassen. Ich verliere Ihre Interessen keinen Augenblick aus den Augen. Ich rate Ihnen, wie ich mir selbst raten würde. Noch vorsichtiger. Unfehlbar ist an der Börse freilich niemand, nicht einmal Rothschild."

Es trat eine Verlegenheitspause ein, die Posner nach einiger Zeit unterbrach, indem er sich erhob. „Wir sagen also, Hoheit, daß ich morgen die Hälfte Ihrer Positionen zum ersten Kurse abgebe. Sollte dieser zu ungünstig sein, so werde ich sehen, wie es am besten zu machen ist. Ich bin ja zur Stelle. Und —" er sagte dies zögernd und etwas verlegen — „für die andere Hälfte wird der Agent de change wohl auf Deckung bestehen —"

Da die Baronin ihn ohne Verständnis anblickte, verweilte er bei dieser Bemerkung. „Bei weichender Tendenz werden diese Leute immer etwas ängstlich. Und schließlich kann man es ihnen nicht verargen, wenn sie Sicherheit verlangen —"

„Welche Sicherheit?"

„Zwanzigtausend Franken werden ausreichen, denke ich."

Die Baronin fuhr empor. „Was? Habe ich Sie recht verstanden? Ich soll zwanzigtausend Franken geben?"

„Geben! Nein, Hoheit, nur als einstweilige Deckung hinterlegen."

„Genügt mein Name nicht? Traut man mir nicht?"

„Gewiß, Hoheit, gewiß. Aber es handelt sich um eine allgemeine Bestimmung, der sich niemand entziehen kann. Es ist den Agents de change geradezu zur Pflicht gemacht, von ihren Kunden Deckung zu fordern."

„Man hat es aber bisher nicht getan."

„Das war im Grunde eine ungehörige Versäumnis. Wir dürfen uns nicht beklagen, wenn man sich wieder an die Vorschrift halten will."

„Wo soll ich denn nun auf einen Sitz zwanzigtausend Franken hernehmen?"

„Ich habe doch selbst Hoheit in den beiden letzten Liquidationen über achtzehntausend Franken gebracht —"

„Sie halten ja wunderbar genau Rechnung über meine Tasche! Glauben Sie denn aber, daß ich das Geld in einen Strumpf stecke oder im Keller vergrabe? Ich würde keine Börsengeschäfte machen, wenn ich übriges Geld liegen hätte."

Die Unterhaltung begann Posner recht peinlich zu werden.

„Es muß ja kein Bargeld sein," lenkte Posner ein, „wir können auch Papiere hinterlegen."

„Ich habe keine Papiere hier," sagte sie schroff.

„Sogar Schmuck könnte nötigenfalls als Deckung dienen," warf Posner ängstlich ein.

„Ich bin doch keine Köchin, daß man sich unterfteht, von mir ein Pfand zu verlangen!“ brauste sie auf.

„Hoheit dürfen das nicht so auffassen, beileibe nicht! Es ist einmal Börsenbrauch. Selbst gekrönte Häupter, wenn sie spekulieren wollen —“

Die Baronin unterbrach ihn ungeduldig. „Tun Sie mir doch den Gefallen und hinterlegen Sie das Pfand, wenn man es durchaus fordert.“

„Ich?“ rief Posner betroffen.

„Verlange ich von Ihrer Freundschaft zu viel? Man rührt doch das Pfand nicht an, wenn ich Sie recht verstanden habe.“

„Das heißt — natürlich — vorausgesetzt, daß das Geschäft sich glatt abwickelt. Hm. Es ist doch recht ungewöhnlich, daß der Vermittler —“

„Es ist wohl auch ungewöhnlich, daß eine Herzogin aus regierendem Hause Börsengeschäfte machen muß,“ warf die Baronin mit bitterm Lächeln ein.

„Keineswegs so ungewöhnlich, wie Hoheit meinen. Jedenfalls weit weniger, als daß ein Vermittler —“

„Ich bitte Sie darum!“ Sie sprach dies so, daß es wie ein Befehl klang.

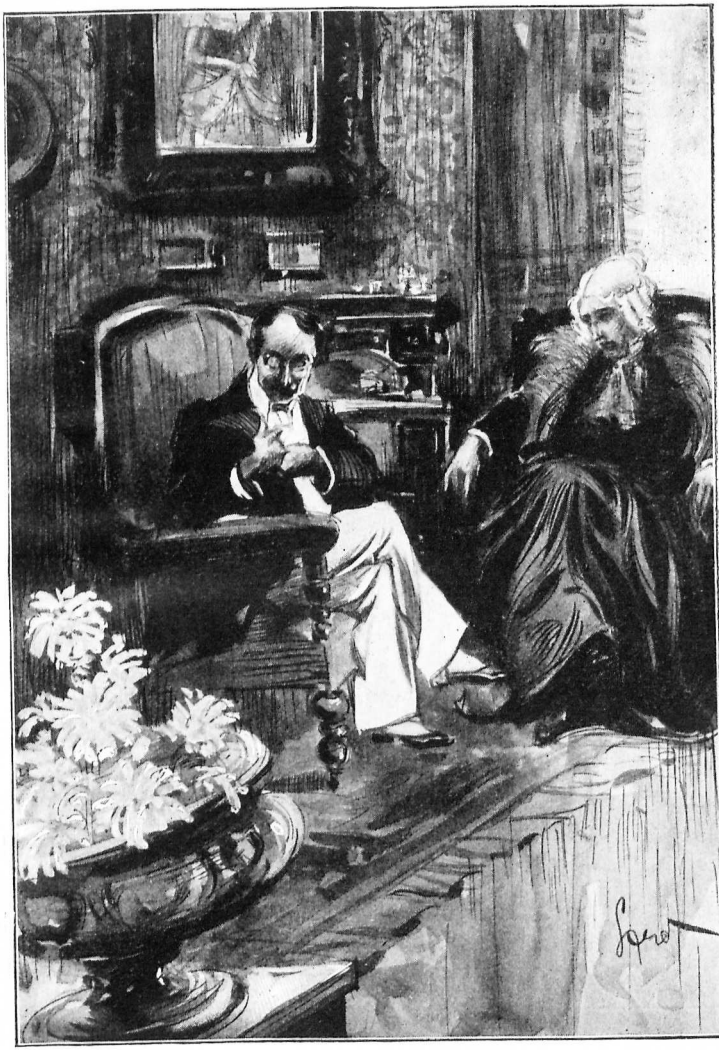
Posner sah ihr in die gebieterisch auf ihn gerichteten Augen, schlug dann die seinen nieder, verneigte sich und murmelte demütig: „Hoheit — ich werde sehen — was möglich ist, wird gemacht —“

Die Baronin erhob sich und reichte ihm die Hand, die er mit merklich geringerer Beflissenheit küßte als vorhin. „Halten

Sie mich auf dem Laufenden, lieber Freund. Ich rechne darauf, daß Sie mir nach Neujahr wenigſtens wieder ſo viel bringen, wie das letztemal. Ich brauche es dringend. Sie dürfen mich nicht im Stich laſſen."

„Ach, Hoheit, wenn man ſicher wäre, immer zu gewinnen —" ſuchte er einzuwenden, unterbrach ſich jedoch, als er die Ungeduld in ihrer Miene bemerkte. Es ſchien ihm offenbar zwecklos, der ihren eigenen Gedanken folgenden Dame etwas beweiſen zu wollen, und er empfahl ſich, ohne etwas hinzuzufügen.

Auf den folgenden Tag fiel der heilige Abend. Im Salon der Villa Joſefine ſtand ein ſtattlicher Chriſtbaum auf einem Geſtell, das mit Stoff in den Farben von Meißen-Löwenſtein-Franka verkleidet war. An den Wipfeltrieb waren ein großer Stern aus Goldpapier und zwei Fahnen des Großherzogtums gebunden. Sonſt war er in der üblichen Weiſe geziert. Auf dem Salontiſch waren die Beſcherungen für Siegfried, den Grafen Laporte und die beiden Barone Dormans, die zur Weihnachtsfeier eingeladen waren, auf einem anderen Tiſche die für die Dienerſchaft aufgebaut. Seit einer halben Stunde dunkelte es, die Gäſte waren im Speiſeſaal mit Siegfried um den Teetiſch verſammelt, und Janusz erhielt eben den Befehl, die Kerzchen des Chriſtbaums anzuzünden, als man der Baronin einen Brief brachte. Es war die Mitteilung einer ihr unbekannten Börſenmaklerfirma, daß ihre Geſchäfte an der heutigen Börſe abgewickelt worden ſeien und ſie zur Schuldnerin von etwa 8500 Franken machten. Sie mußte das gedruckte Formular, das mit einer nicht be-



sonders leserlichen Schrift ausgefüllt war, wiederholt durchlesen, um überhaupt zu wissen, um was es sich handelte. Was das Verständnis erschwerte, war, daß sie bis dahin immer nur mit Posner zu tun hatte, nicht unmittelbar mit dem Agent de change, der die Aufträge ausführte. Als sie jedoch mit Hilfe von Berta begriffen hatte, bemächtigte sich ihrer ein solcher Zorn, daß sie Herzzustände bekam und von Berta schleunig zu Bette gebracht werden mußte. Sie ließ sich bei den Gästen entschuldigen, die Bescherung fand ohne sie statt und war rasch beendet. Alle Hausgenossen waren so gedrückt, daß die Gäste es für richtiger hielten, sich zu entfernen, obschon sie bestimmungsgemäß zum Abendessen hätten bleiben sollen. Siegfried fand die Einsamkeit an dem Festabende so unerträglich, daß er, als er sich vergewissert hatte, daß seine Mutter nicht zu Tische kommen könne, vorzog, in einem Boulevardrestaurant zu essen und dann zu Nicoline zu gehen, um eine halbe Stunde lang mit ihr weihnachtlich empfindsam zu sein, von seinen gedrückten Christabenden im Schloß Lindenheim und im großherzoglichen Schlosse zu Franka zu erzählen und sie von ihren Diesaer Christfesten, bei denen Prinz Johann nie fehlte, und wenn er auch nur auf eine Viertelstunde kommen konnte, plaudern zu hören.

Die Baronin schrieb inzwischen, als sie sich ein wenig erholt hatte, einen aufgeregten Rohrpostbrief an Posner, worin sie fragte, was das amtliche Schreiben des Börsenmaklers bedeute, und wie man sich habe unterstehen können, sie hinterrücks anzufallen, da doch ausdrücklich verabredet worden sei, daß nur die Hälfte ihrer Werte verkauft, die

andere Hälfte bis zum Vorübergehen des Börsengewitters gehalten werden solle. Sie schloß damit, daß sie auf seinen Besuch am folgenden Vormittag und auf mündliche befriedigende Aufklärung rechne.

Posner hütete sich, dieser Aufforderung zu folgen. An seiner Statt empfing die mit krankhafter, zorniger Ungeduld wartende Baronin gegen Mittag einen Brief, worin Posner ehrerbietig, doch kurz mitteilte, er habe es geraten gefunden, um sie vor der Gefahr weiterer Verluste zu bewahren, ihre sämtlichen Verpflichtungen zu lösen. Der Unterschied sei erst am 5. Januar zu bezahlen, sie habe also alle Zeit, sich darauf einzurichten. Es bleibe ihr immer noch ein Gewinn von fast zehntausend Franken, und das sei für einen ersten Versuch nicht schlecht. Selbstverständlich stehe er ihr gern zur Verfügung, wenn sie gelegentlich wieder etwas machen wolle.

Die Baronin war außer sich. Obschon es Essenszeit war, schickte sie Janusz in einer Droschke zu Coppée mit dem Auftrag, ihn unter allen Umständen sofort mitzubringen, ob er nun bei Tische oder ausgegangen sei und er ihn aus fremder Gesellschaft wegholen müsse. Es verging keine Viertelstunde, so stand der junge Mann in ihrem Salon vor ihr. Er schien recht übler Laune. Denn Janusz war bei ihm eingefallen, als er sich eben ankleidete, um bei einer berühmten Schauspielerin zu frühstücken, die er für ein Stück von ihm und einem Kameraden zu interessieren hoffte, und er hatte sich schlechterdings nicht abweisen lassen. Es war eine förmliche Entführung mit An-

wendung sanfter Gewalt. Es verbesserte Coppées Stimmung nicht, als die Baronin ihn mit ungnädig gefalteten Brauen empfing und, statt sich wegen der Störung zu entschuldigen, ihm nach flüchtigem Gruße die beiden Schreiben des Maklers und Posners hinreichte und herrisch sagte: „Da lesen Sie! Das ist meine Weihnachtsbescherung!"

Coppée schraubte, während er die Papiere zurückreichte, sein Monokel ein und bemerkte kalt: „Danke, Hoheit. Ganz interessant. Nun, das hat der kleine Posner ja wieder mal recht gut gemacht."

Die Baronin starrte ihn an. Sie hatte die dunkle Empfindung, daß er sich boshaft über sie lustig mache. „Wie? Sie finden es gut gemacht, wenn dieser Mensch mich abschlachtet?"

„Oh, oh! Verzeihung, Hoheit, er spricht ja von zehntausend Franken Gewinn."

„Davon habe ich längst nichts mehr. Ich soll jetzt aus meiner eigenen Tasche so viel zuzahlen, daß mir der Atem ausgeht."

„Ja — das ist nun mal beim Spekulieren nicht anders. Man muß sich eben sagen: eine Kugel ist rund und dreht sich. Was unten ist, kommt wieder hoch. Auch umgekehrt."

„Das ist ja alles recht weise gesagt, aber ich komme damit nicht weiter. Daß ich es Ihnen nur bekenne: ich habe gute Lust, mich um diese Wische nicht zu kümmern."

„Wie meinen Sie das, Prinzessin?"

„Ich meine, daß ich nicht bezahlen werde, was diese Leute von mir verlangen."

„Ich fürchte, Prinzessin," sagte der junge Mann eisig,

„daß das kein glücklicher Gedanke ist. Diese Leute verstehen in ihren Geschäften keinen Spaß. Sie wären wohl imstande, Ihnen Stempelpapier zu schicken. Ihre Verurteilung unterliegt nicht dem geringsten Zweifel."

„Darauf möchte ich es ankommen lassen. Schließlich kenne ich den Agent de change ja gar nicht. Ich habe immer nur mit Ihrem Freunde Posner zu tun gehabt, und der hat ohne meinen Auftrag und gegen seine ausdrückliche Zusage gehandelt. Er soll nun zusehen, wie er sich aus der Patsche zieht."

„Prinzessin, das ist nicht Ihr Ernst."

„Sie werden sich vom Gegenteil überzeugen."

„Dann möchte ich Sie doch dringend warnen. Der Gerichtsvollzieher wird Ihnen abpfänden, was Sie nicht freiwillig bezahlen. Es täte mir sehr leid, wenn es zu einem Skandal käme. Sowohl Ihretwegen, Prinzessin, als auch wegen des Herrn Posner, dem gegenüber ich mich einigermaßen verantwortlich fühle, da ich ihn Ihnen zugeführt habe."

Das Blut schoß der Baronin ins Gesicht, und sie rief mit zornbebender Stimme: „Soll mir denn gar nichts erspart bleiben? Wie! Ich lasse mich herbei, einen Börsenjobber, einen Juden, und sogar seine Jüdin bei mir zu empfangen, sie zu meiner Tafel zu ziehen, und nun werde ich zum Dank dafür um einige tausend Franken beschwindelt? Wohl auch mit Erpressung bedroht? Das ist denn doch stark!"

Coppée erhob sich, verneigte sich vor der Baronin und sagte mit impertinentem Lächeln: „Hoheit, Sie sind heute

sichtlich nervös. Es wäre unverantwortlich, Sie in diesem Zustand durch Widerspruch zu reizen. Gestatten Sie mir, mich zurückzuziehen."

Als er verschwunden war, kam es der Baronin zum Bewußtsein, daß sie einen Fehler begangen hatte. Coppée erwies ihr häufig kleine Preßgefälligkeiten, die sie sehr übertrieben bewertete. Wenn sie sich mit ihm überwarf, so hatte sie nicht nur auf seine Dienste zu verzichten, sondern mußte auch fürchten, daß er sie zur Zielscheibe seiner Bosheiten in den Zeitungen machte. Diese unterhielten sie sehr, wenn sie gegen andere Personen der Gesellschaft gerichtet waren. Es machte ihr jedoch erheblich weniger Vergnügen, wenn sie sich vorstellte, daß sie selbst ihnen ausgesetzt sein würde.

Sie war den ganzen Tag in so grimmiger Laune, daß ihr jeder, der es tun konnte, nach der ersten Begegnung in weitem Bogen auswich. Berta allein konnte dies nicht. Sie mußte das Unwetter ausstehen, das sich über ihrem Kopfe austobte. Bestimmter als je bildete sich in ihr der Entschluß, sich solchen unleidlichen Verhältnissen zu entziehen, mehr als einmal hatte sie im Laufe des Nachmittags die förmliche Kündigung auf den Lippen. Was sie zurückhielt, das war ein Gemisch von Feigheit und Mitleid und eine dunkle Ahnung, daß es so nicht lange weitergehen konnte, daß bald irgendetwas eintreten mußte, was ihr die ersehnte Freiheit gab, ohne daß sie es nötig hatte, sich mit der Baronin auseinanderzusetzen.

Gegen Abend beruhigte sich diese allmählich soweit, daß sie sich mit Berta beratschlagen konnte. Die Zofe riet ihr

dringend, den Unterschied zu bezahlen und dann nie wieder an dergleichen zu rühren.

„Wie Sie wieder schlau daherreden!“ fuhr die Baronin sie an. „Hätte ich mich denn mit dem Juden eingelassen, wenn ich's nicht so dringend brauchen tät?“

„Das schon,“ erwiderte Berta gelassen; „wenn nur mehr Verlaß darauf wär'. Zuerst ist's Juchhe, und nachher ist's O weh.“

„Und woher soll ich's denn nehmen? Haben Sie schon daran gedacht?“

„Ja,“ sagte Berta einfach. Und sie setzte ihrer Herrin auseinander, daß sie die getroffenen Bestimmungen ändern und Osterburg anweisen müsse, ihr die Apanage zu Neujahr zu schicken.

„Damit können wir weite Sprünge machen! Das ist gerade genug, um diesen Börsenschuften den Rachen zu füllen. Mir bleibt dann so gut wie nichts. Und vielleicht hat Osterburg schon Kosten gehabt, die er doch jedenfalls von den fünftausend Gulden abziehen wird.“

„Das ist aber doch das erste, was wir einstweilen zu tun haben. Dann werden Hoheit schon weiter sehen.“

Die Baronin setzte sofort eine Depesche an Dr. v. Osterburg auf, die über zwanzig Franken gekostet hätte. Berta wies schüchtern auf die Länge hin. Die Baronin suchte zu kürzen, sie konnte dies jedoch nur auf Kosten der Klarheit tun. Entmutigt legte sie die Feder hin, ihre Augen quollen über, und sie sagte mit erstickter Stimme: „So weit ist es

mit mir gekommen. Ich muß mit Sous rechnen. Wenn der Engelsprinz das wüßte, würde er sich im Grab umkehren."

„Ja, das ist wahr," bemerkte Berta mit gut gespielter Unschuld. „Das Rechnen war Hoheit immer zuwider." Als sie indes die Tränen in den Augen ihrer Herrin wahrnahm, fügte sie hinzu: „Ich finde, Hoheit, daß das Telegramm überhaupt unnötig ist. Ein Brief tut's auch. Wir würden den Doktor nur im Schlaf stören. Er erhebt die Apanage ja doch erst am zweiten, und so kommt der Brief immer noch früh genug."

Das sah die Baronin ein.

Sie rechnete bestimmt darauf, daß Osterburg ihr umgehend antworten würde. Sie erhielt jedoch erst am 4. Januar einen Brief, nachdem sie ihn in ihrer Ungeduld am Zweiten drahtlich gemahnt hatte. Der Rechtsanwalt schrieb, es täte ihm sehr leid, daß er den neuen Weisungen Ihrer Hoheit nicht folgen könne. Er habe ohne Zeitverlust im Sinne ihrer festen Abmachungen gehandelt, der Kaufvertrag für eine Haushälfte sei rechtskräftig geschlossen, die 5000 Gulden, die er vor zwei Tagen von der herzoglichen Güterverwaltung empfangen, genügten kaum zur Begleichung der bereits aufgelaufenen Kosten, und er müsse Ihre Hoheit gehorsamst bitten, die in Aussicht gestellten Barmittel zur Anzahlung auf das Haus recht bald flüssig zu machen, damit er die Eintragung in das Grundbuch beantragen und die Feststellungsklage gegen die Familie erheben könne.

Das war ein harter, wenn auch nicht unerwarteter Schlag, und er blieb nicht der einzige. Um die Jahreswende regnete

es Rechnungen in das Haus, und sie mußten unbeglichen bleiben. An einem der ersten Januartage kam auch eine Zuschrift des Börsenmaklers, der sie trocken aufforderte, unweigerlich noch denselben Tag an seinen Kassenschalter zu kommen, widrigenfalls er ohne Verzug gerichtlich gegen sie vorgehen werde. Das erschreckte sie denn doch, um so mehr, als auch Berta besorgt blickte. Ihrem Pariser Notar mochte sie nicht um Rat bitten, um ihn nicht in ihre Angelegenheiten allzu tief einweihen zu müssen. Nur vor dem alten Grafen Laporte öffnete sie sich, als er zum Mittagessen kam und beim schwarzen Kaffee einen Anleiheversuch machte. Die Baronin mußte ihm die Bitte abschlagen und bekannte bei dieser Gelegenheit die eigene Klemme. Sie erzählte ihm, allerdings in ihrer Auffassung, das Abenteuer mit Posner und zeigte ihm den Drohbrief des Börsenmaklers. Graf Laporte nahm die Sache ungemein ernst und riet dringend, es auf keine Klage ankommen zu lassen. Sie entschloß sich schweren Herzens, die bittere Pille zu schlucken, und bat Laporte nur, zum Makler zu gehen und wenigstens um eine Frist zu bitten, da es immerhin einige Zeit dauern werde, bis sie die Außenstände einziehen könne.

Graf Laporte hatte mit seiner diplomatischen Sendung keinen Erfolg. Der Makler bestand mit kaum noch höflicher Schroffheit auf seinem Schein, und nun blieb der Baronin wirklich nichts übrig, als auf ihren Schmuck im Pfandhaus Geld zu borgen. Diese unangenehme Besorgung fiel Berta zu, die den Pfandschein auf ihren Namen ausstellen lassen mußte. Damit auf den Namen Meißen-Löwenstein-Franka

kein Makel falle, gab die Baronin vor. Tatsächlich wollte sie vermeiden, sich als Baronin Gronendal einschreiben zu lassen, auf welchen Namen alle ihre amtlichen Papiere lauteten.

Nun war der Verkauf ihrer Frankaer Hypothek nicht länger zu vermeiden. Sie war ihre letzte Hilfsquelle. Sie mußte sich entschließen, an ihren Notar in Franka zu schreiben. Auch diese ganz einfache Handlung bot Schwierigkeiten. In der falschen Stellung, in die sie sich begeben hatte, war eben alles fast unüberwindlich schwer. Sie kannte den Notar seit vielen Jahren als einen Pedanten, der genau wie eine Maschine arbeitete und sofort versagte, wenn man ihm etwas zumutete, was nicht vollkommen nach Vorschrift war. Eine Zuschrift von der Prinzessin Josefine von Löwenstein-Franka hätte er voraussichtlich als einen ungehörigen Scherz mit ernsten Dingen zurückgewiesen. Baronin Gronendal glaubte sie sich am allerwenigsten einer Löwensteinschen Amtsperson gegenüber nennen zu dürfen. Es kostete viel Kopfzerbrechen, bis sie endlich geschickt den Ausweg fand, „Josefine, Witwe Sr. königl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Löwenstein-Franka" zu unterzeichnen. Die Formel war ungewöhnlich und von einer Vertraulichkeit, die der Notar etwas anstößig fand. Denn er hatte noch nie von einem weiblichen Wesen, das nicht zu seiner Familie gehörte, einen bloß mit dem Vornamen unterschriebenen Brief empfangen. Aber aus rechtlichen Gesichtspunkten war die Unterschrift nicht anzufechten, und der Doktor begnügte sich damit, eine leichte Mißbilligung in der Weise anzudeuten, daß er seine Antwort an „Ihre Hoch-

wohlgeboren Josefine Freifrau von Gronendal, Witwe Seiner königl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Meißen-Löwenstein-Franka-Level" richtete und den Namen Gronendal dick unterstrich.

Es dauerte beinahe vier Wochen, bis ihr der Notar den Betrag einschicken konnte, den er für ihre Forderung bekommen hatte. Inzwischen hatte sie peinliche Augenblicke zu erleben gehabt, selbst mit Siegfried, der die starke Schmälerung seines Taschengeldes höchst ungeduldig ertrug, und Berta hatte noch einige Male den Gang nach dem Pfandhaus antreten müssen.

Als der nicht allzu ansehnliche Betrag aus Franka eintraf, kam über die Baronin eine so tiefe Entmutigung, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach. Berta suchte sie mit flauen Redensarten zu trösten, sie fuhr sie aber an: „Schweigen Sie. Lassen Sie mich in Ruhe. Ich weiß zu gut, was mir das Herz abdrückt." Und mehr zu sich als zur Zofe sprechend, klagte sie: „Der Großherzog hat recht, zu spotten: das ist das letzte Carré." Von dieser Äußerung, die der Großherzog Hilarius bei Tische getan, als er erfuhr, daß die Baronin ihre Frankaer Hypothek versilbern ließ, hatte sie durch einen Brief aus dem Gesindekreise an Frau Büchler Kenntnis erlangt, die mit Freundinnen in der Frankaer Hofdienerschaft einen ziemlich regen Briefwechsel unterhielt. „Dieser Tiger sieht mich schon betteln oder verhungern und freut sich darüber. Und was wird mir denn übrig bleiben? Wenn diese paar tausend Franken weg sind, dann stehe ich dem Nichts gegenüber."

„Bis dahin ist hoffentlich der Wiener Prozeß entschieden," warf Berta ein.

„Ja, hoffentlich. Wenn aber nicht? Dann bleibe ich mit dem Schnabel im Wasser. Dazu bin ich alt geworden! Man hat früher mein Glück beneidet. Man muß halt immer das Ende abwarten."

„Ein schlechtes Ende, Berta, ein schlechtes Ende," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, während sie sich die Augen wischte. „Habe ich das nötig gehabt? Ich war schon als Kind eine hochgefeierte Künstlerin. Wäre ich es geblieben, ich wäre heute weltberühmt und von Huldigungen umgeben und eine mehrfache Millionärin. Und jetzt bin ich einsam und verfolgt und halte die letzten Trümmer meines Mädchenvermögens in der Hand."

Sie hing eine Weile ihren Gedanken nach und spann sie dann laut weiter: „Und wozu eigentlich das alles? Was hab' ich schließlich davon? Ich bin krank und werd's nicht lang machen. Bin ich tot, so kann's mir gleich sein, was auf meinem Grabstein steht. Ich tu' es für Siegfried. Und welchen Dank hab' ich dafür? Wenn ich ihn bitte, für seine Dummheiten etwas weniger auszugeben, so wirft er mir vor, daß es sein Geld ist, das ich Osterburg überlassen habe. Vielleicht wäre es wirklich das Gescheiteste, daß das letzte Carré sich übergibt. Dann hab' ich wenigstens Ruhe."

„Das mein' ich schon lang, Hoheit," platzte Berta heraus.

Diese unvorsichtige Aufrichtigkeit der Zofe brachte plötzlich einen vollständigen Wechsel in der Stimmung der Baronin

hervor. Sie richtete sich auf ihrem Sofa gerade auf, ihre Augen schleuderten Blitze auf Berta, und sie rief heftig: „So! Das meinen Sie schon lange! Aber gesagt haben Sie immer das Gegenteil!"

„Aber Hoheit, ich hab' doch —"

„Schweigen Sie, Sie Schlange! Sie sind auch eine Spionin und Verräterin. Die Büchler zeigt mir wenigstens die Briefe, die sie schreibt und bekommt. Was Sie treiben, das weiß ich nicht. Aber soviel seh' ich, daß Sie mich entmutigen wollen. Ich soll wohl vor dem Großherzog und vor meinem Schwager einen Fußfall tun? Was bezahlen Ihnen die Herrschaften dafür, daß Sie mir das raten?"

„Wenn Hoheit einen solchen Verdacht gegen mich haben —" sagte Berta tief gekränkt.

„Dann ist es das beste, daß wir uns trennen. Nicht wahr? Nun also. Sie können gehen, wann Sie wollen. Und je eher, je lieber."

„Sehr wohl, Hoheit. Ich werde also packen."

„Darauf haben Sie schon lange gewartet. Jetzt zeigt sich, wer Sie sind. Nun natürlich, bei der armen, gequälten Witwe ist nichts mehr zu holen."

Das war denn doch zu viel für Berta, die überzeugt war, seit anderthalb Jahren der Baronin schwere Opfer gebracht zu haben, und sie brach in Tränen aus.

„Plärren Sie mir nichts vor, das verfängt nicht mehr. Ich halte Sie nicht länger, als bis ich einen Ersatz habe. Packen Sie. Packen Sie nur."

Berta ging. Als die Baronin allein blieb, schwand ihr

Zorn, sie ermaß die Tragweite ihres Ausbruchs und wurde bange wie ein nervöses Kind im Dunkeln. Was sollte aus ihr werden, wenn Berta sie verließ? Wie leicht es der Person geworden war, ihr die Kündigung ins Gesicht zu schleudern! Das war ihre Treue, das ihre Anhänglichkeit! Es war, um an allem zu verzweifeln. Daß sie es war, die den Bruch herbeigeführt, kam ihr keinen Augenblick in den Sinn. Sie hoffte, Berta würde wenigstens nachträglich ihre Schlechtigkeit einsehen und bereuen, sie würde zu ihr kommen und sie um Verzeihung bitten. Als auch das bis zur Essensstunde nicht geschah, versank sie in ihre schwärzesten Gedanken und glaubte wirklich, es sei alles zu Ende. Sie schickte um ihren Arzt, der ihr außer einigen allgemeinen Redensarten nichts zu bieten hatte, und klingelte dann der Zofe, um ihr anzukündigen, daß sie nicht zu Tische gehen wolle; die bestellte Loge solle Siegfried benützen, sie müsse sich zur Ruhe begeben.

Berta tat ihren Dienst schweigend und kalt. Das konnte die Baronin nicht lange ertragen, und sie gab ihrem Schmerz über die Liebloſigkeit der Zeugin ihres Lebens bewegten Ausdruck. Es kam zu einer neuen Aussprache zwischen den beiden, die Baronin machte sich klein und demütig, und Berta wurde weich und konnte ihren Entschluß nicht aufrechterhalten, und als sie ihre Herrin zu Bette gebracht hatte, war nach einer sanften Strafpredigt Bertas und einer richtigen Abbitte der Baronin die Versöhnung besiegelt, und die Baronin konnte beruhigt einschlafen.

Jeder folgende Tag brachte jedoch seine neue Qual. Der kleine Coppée rächte sich für das, was ihm schnöder

Undank schien, in raffiniert boshafter Weise. Wenn er nämlich Gelegenheit hatte, die Anwesenheit der Baronin bei irgendeinem Mahl, einem Abendempfang, einer Liebhabervorstellung zu verzeichnen, so tat er es immer derart, daß er sie als „Ihre königl. Hoheit die Frau Prinzessin von Löwenstein-Franka" aufführte und zwischen Klammern beisetzte: „(Baronin von Gronendal"). Das ging ihr so auf die Nerven, daß sie alsbald jede Einladung ausschlug, um nicht vom „Vercingetorix" in so verletzender Form genannt zu werden. Auf die Dauer war dies indes nicht durchzuführen. Denn wenn sie sich systematisch von der Gesellschaft zurückzog, so wurde sie bald vergessen, verlor alle Beziehungen, die sie noch hatte, und erschwerte sich fast bis zur Unmöglichkeit die Verwirklichung des Planes, von dem sie das Heil erhoffte: die glänzende Verheiratung Siegfrieds. Sie mußte Coppée um Frieden bitten. Graf Laporte, die Barone Dormans waren als Unterhändler nicht zu gebrauchen, denn sie mochte vor ihnen ihre Wunde nicht entblößen. Eine briefliche Einladung, sie zu besuchen, ließ der hochnäsige und nachtragende junge Mann unberücksichtigt. Da blieb nichts übrig, als Madame Abeille um ihre Fürsprache anzugehen, die sie gern einlegte. Coppée stellte seine Bedingungen. Die Baronin hatte ihm vor längerer Zeit ein Diesaer Bändchen versprochen. Er verlangte, daß diese Zusage endlich eingelöst werde, denn er fand, daß es für ihn an der Zeit sei, mit der Zusammenstellung einer Brochette zu beginnen. Wie sollte die Baronin aber ihr Wort halten? Sie hatte auf den Prinzen Johann gerechnet, nach dem Zerwürfnis mit Frau Flammert wagte

sie jedoch nicht mehr, ihm mit einer Bitte zu nahen. Denn sie durfte nicht zweifeln, daß sie sich nur eine Demütigung holen würde. Auch in diesem Falle hatte sie nicht den sittlichen Mut, offen zu bekennen, daß der Prinz von Diesa nichts mehr für sie übrig habe, und es kam zu keinem Friedensschluß mit Coppée.

Aus einem ähnlichen Grunde drohte auch das Freundschaftsverhältnis mit dem Schauspieler St. Denis in die Brüche zu gehen. Auch ihm war ein Kreuzlein zugesagt, und auch ihm konnte das Versprechen nicht gehalten werden. Nach einem süßsauern Gespräch über den Fall stellte St. Denis seine Besuche in der Villa Josefine ein. Das beraubte sie einer Beziehung, die für sie mit den größten Wert hatte. Denn sie ermöglichte ihr, deutsche Stücke, die ihr von ehrgeizigen, nach Paris schielenden Verfassern in großer Zahl zugeschickt wurden, St. Denis zu empfehlen, der regelmäßig versprach, sich der Sache energisch anzunehmen. Es war zwar bis dahin noch nie etwas dabei herausgekommen, aber es gestattete eine eifrige Bautätigkeit in Luftschlössern. Die Baronin konnte den Bühnendichtern erfreute Briefe schreiben, die von der nahe bevorstehenden Aufführung ihres Werkes in Paris sprachen, sie ließ durch Coppée in den „Vercingetorix" und andere Blätter Mitteilungen desselben Inhalts setzen, das machte einige Glückliche und sehr viele Neider, unterhielt in deutschen Bühnenschriftstellerkreisen die Sage vom entscheidenden Einfluß der Baronin auf die großen Pariser Theater, veranlaßte einen umfangreichen Briefwechsel, der ihr schmeichelte und sie tröstete, und gab ihr in ihren eigenen

Augen eine Wichtigkeit, die nicht länger zu besitzen ihr überaus schmerzlich war.

An einem der seltenen Tage, wo sie mit Siegfried allein bei Tische war, brachte sie diese Dinge zur Sprache. Sie klagte über den Undank und die Treulosigkeit Coppées und St. Denis' und legte ihm nahe, er solle die aus den Fugen gekommenen Beziehungen wieder einrenken.

„Das möchtest du nicht ernstlich!" rief Siegfried.

„Warum nicht? Die Leute sind uns nützlich. Wir haben ein Interesse daran, sie in unserem Kreise festzuhalten."

„Verzeihe Mama, aber das habe ich nie eingesehen. Diese Leute haben für dich nie etwas getan, was der Rede wert ist, und werden es nie tun, inzwischen aber beuten sie dich schamlos aus."

„Sei nicht so zuversichtlich. Du bist unerfahren und kennst den Gang der Welt nicht. Personen in unserer Stellung können die Presse nicht entbehren —"

„Und die Komödianten?"

„Auch die Komödianten nicht, wie du dich etwas hochmütig ausdrückst. Du übersiehst, daß ich durch die Komödianten die deutschen Schriftsteller und durch sie die deutsche Presse in der Hand habe."

„Das übersehe ich allerdings. Oder richtiger: ich sehe es nicht. Was ist aus dem Dutzend Stücke geworden, die ich übersetzt habe? Kein einziges ist aufgeführt worden. Saint Denis hat uns an der Nase geführt, und wir haben die Verfasser an der Nase geführt. Wir haben Zeit und Geld

und unsere Würde geopfert und dafür nur Feindschaften eingeheimst."

Die Baronin verstummte betroffen. So hatte sie die Dinge nie angesehen. Sie wollte aber auch nicht, daß man sie in ihrer Selbsttäuschung störe. „Nun ja," erwiderte sie gekränkten Tones; „darauf mußte ich gefaßt sein. Du kannst nur zweifeln und kritteln und verneinen. Damit kommen wir nicht weiter."

„Mit deiner Methode doch auch nicht, Mama! Durch der Presse Gnaden werden wir niemals Herzöge von Meißen-Löwenstein-Franka-Level werden. Osterburg hat, glaube ich, den einzig richtigen Weg eingeschlagen. Wir haben jetzt nur ruhig die weiteren Entwickelungen abzuwarten. Lassen wir die St. Denis und Coppées laufen. Seien wir zufrieden, daß wir sie los sind."

Die Baronin wollte sich nicht besiegt geben. „Auf dich kann ich nie rechnen, das weiß ich schon. Nicht einmal in den kleinsten Sachen."

„Nicht in Dingen, die ich für völlig unnütz halte."

„Ärgere mich nicht!" rief sie gereizt. „Du vergißt immer, für wen ich all die Aufregungen, Verfolgungen und Kämpfe ausstehe. Tue ich es denn für mich? Ich fange an, eine alte Frau zu werden. Ich bin mit dem Leben fertig. Für die paar Jahre, die mir vielleicht noch von Gott beschieden sind, möchte ich Ruhe haben. Was würdest du sagen, wenn ich mich der Familie unterwerfe und in Dunkelheit untergehe und dich zusehen lassen würde, wie du als kleiner Baron in der Welt deinen Weg machst?"

„Ich würde sagen: du setzest fort, was Papa so liebevoll begonnen hat," erwiderte Siegfried grausam.

Die Baronin erhob sich wortlos und verließ das Eßzimmer. Siegfried ließ sie gehen, ohne sich zu rühren.

In den tiefen Unlustgefühlen, womit ihn sein Heim erfüllte, war es ihm ein unabweisbares Bedürfnis geworden, sich durch Nicolines Anblick aufzuheitern. Wenn ihn in dem kalten Verhältnisse zu seiner Mutter und allen ihn umgebenden Menschen im Gemüte fröstelte, so führte ihn seine Sehnsucht nach Wärme fast unbewußt, jedenfalls mit der Kraft und Sicherheit eines Naturtriebes, zu dem jungen Mädchen. Sie waren übereingekommen, daß sie sich jeden Nachmittag gegen halb drei vor oder in der St. Augustin-Kirche treffen sollten, die unweit der Pension lag. Denn der Klatsch der Hausgenossen über die täglichen langen Besuche Siegfrieds, den sie wahrnehmen mußte, belästigte sie doch, trotz ihrer stolzen Verachtung der Meinung unbekannter, gleichgültiger Menschen. Sie hatte es sich angelegen sein lassen, in der Abmachung ihre Freiheit zu wahren. Siegfried sollte nie länger als eine halbe Stunde auf sie warten. War sie dann nicht da, so kam sie eben nicht. Es war aber tatsächlich in reichlich sechs Wochen nicht dreimal vorgekommen, daß sie das Stelldichein versäumte. In der Regel blieben die beiden jungen Leute bis zum Abenddunkel beisammen. Sie besuchten alles, was es in Paris an Museen, Sammlungen und sonstigen Sehenswürdigkeiten gab. Als Cicerone war Siegfried wenig hervorragend. Er hatte für Kunst geringes Verständnis, für geschichtliche, naturwissenschaftliche, technische Gegenstände ungenügende Vorbil-

dung und war eigentlich nur für weite Spaziergänge nach dem Pflanzengarten, dem Jardin d'Acclimatation, dem Vincenner Gehölz als trefflicher Fußgänger gut. Gleichwohl langweilte Nicoline sich in seiner Gesellschaft nicht oft. Sie hatte die Empfindung, daß er ihr Eigentum, ihre Sache war, ohne daß sie ihm dafür ihrerseits mehr schuldete als etwa einem Haustier oder Einrichtungsgegenstande, und das hob ihr Selbstgefühl.

Überall, wo sie sich zeigten, wurden sie stark bemerkt, auf der Straße ebenso wie in geschlossenen Räumen. Es ging kaum jemand an dem Paar vorüber, ohne einen wohlgefälligen oder neidischen, doch immer erstaunten Blick auf den jungen Riesen und seine Begleiterin mit dem schönen Kopf von höchster Vornehmheit zu werfen. Oft blieben die Leute stehen und sahen ihnen lange nach. Sie brauchten den Tatsachen nicht viel Zwang anzutun, um sich in die Vorstellung hineinzuträumen, daß sie Fürsten waren, die sich einmal zwanglos wie gewöhnliche Sterbliche ergehen wollten, daß das Volk jedoch ihr Inkognito durchschaute und auf ihren Wegen mit ehrerbietiger Neugierde zusammenströmte.

Wenn Nicoline gehofft hatte, dem Pensionsklatsch zu entgehen, indem sie die Zusammenkünfte mit Siegfried aus dem Hause verlegte, so war dies natürlich ein Irrtum gewesen. Man beschäftigte sich um so mehr mit ihr, je weniger sie sich mit den anderen beschäftigte. Die einzige Hausgenossin, mit der sie, von der Wirtin und ihren Töchtern abgesehen, vertrauter verkehrt hatte, war die angehende Sängerin aus Amerika. Aber auch von ihr zog sie sich zurück, weil ihre

Indiskretion sie belästigte. Es verdroß das junge Mädchen, daß sie ihr Siegfried nicht vorgestellt, und als sie aus dem Klassengeschnatter bei Frau Conti erfahren hatte, wer der Besucher war, fragte sie bei seinem nächsten Erscheinen im Salon der Pension dreist: „Liebes Fräulein, wollen Sie mir nicht den Prinzen vorstellen?"

„Ich will seine Hoheit gelegentlich fragen, ob ihm dies angenehm ist," erwiderte Nicoline mit schneidender Kälte, verließ den Salon und beschränkte sich von da ab auf den Austausch summarischer Grüße mit der Amerikanerin.

Grundsätzlich fanden in der Pension nur Damen Aufnahme. Es wurde jedoch zugunsten von drei Herren eine Ausnahme gemacht. Der eine war mit seiner Gattin, der andere mit seiner Schwester da, der dritte war ein junger Levantiner, der entfernt mit der Wirtin verwandt war.

Der Levantiner lag an einer halb amtlichen, halb privaten Hochschule für politisches und volkswirtschaftliches Wissen fragwürdigen Studien ob und sollte Aussichten auf eine Stellung im diplomatischen Dienste seines Heimatlandes haben. Er war geschniegelt wie ein Modebild und hielt sich offenbar für einen unwiderstehlichen Herzensdieb. Man durfte ihm übrigens nicht allzu übelnehmen, daß er von sich eine so vorteilhafte Meinung hatte, denn seine Erfolge bei den jungen Damen der Pension seit dem Jahre, daß er diese mit seiner Anwesenheit schmückte, rechtfertigten sie vollauf.

Kaum war Nicoline in der Pension erschienen, als er die mannigfaltigsten Bemühungen machte, sich ihr zu nähern.

Er ließ sich ihr zunächst von der Wirtin vorstellen und überschüttete sie sogleich mit einem wahren Schauer eindringlicher heißer Komplimente. Nicoline ließ nur einen verwunderten Blick über ihn hinstreifen, nickte leicht mit dem Kopfe und ließ ihn stehen. So oft sie in den Speisesaal trat, begrüßte er sie eifrig, unterwürfig, mit huldigenden Haltungen und Worten, erkundigte sich nach ihrem Befinden, ihren Studien, suchte eine Unterhaltung über das Ereignis des Tages anzuknüpfen. Das wurde Nicoline so lästig, daß sie die Gewohnheit annahm, erst lange, nachdem zum Essen geläutet war, zu Tische zu kommen. Dann saß schon alles, und der Levantiner konnte sie nicht langweilen. Er wußte es indes nach wenigen Tagen so einzurichten, daß er einen Platz an ihrer Seite angewiesen bekam. Nun half ihr das Spätkommen nicht mehr. Sie hatte sein Geschwätz zu erdulden. Aber sie tat es nicht lange. Als es keinen Eindruck auf ihn machte, daß sie stumm blieb und auf seine schale Kurschneiderei nicht hörte, sagte sie ihm einmal ganz laut und in bereits einwandfreiem Französisch: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich spreche und verstehe nicht Französisch."

Da fuhr er dann allerdings errötend und erbleichend zurück und ließ es sich gesagt sein. Aber er schwor sich zugleich, für die rücksichtslose Abweisung Rache zu nehmen. Seine Leidenschaften eines berufsmäßigen Skalpjägers waren bis zu wildem Toben aufgepeitscht. Die hochnäsige, eitle Zierpuppe solle es ihm büßen Er wollte nicht das Gespött der jungen Damen bleiben, die er ihretwegen unbedenklich zu vernachlässigen begonnen hatte und die schadenfrohe Zeu-

ginnen seiner Abfuhr gewesen waren. Sie mußte sein werden, es koste, was es wolle.

Was ihn besonders wurmte, das war, daß er ihre Schroffheit auf die Rechnung eines Nebenbuhlers setzen zu müssen glaubte. Ihre Unnahbarkeit war seiner Meinung nach nicht Tugend, sondern Unfreiheit. Sie stieß ihn zurück, weil sie einen andern Ritter hatte. Sollte er vor diesem das Feld räumen? Nie und nimmer. Siegfried flößte ihm keine Furcht ein. Er reichte ihm zwar nur bis zur Schulter, aber er hielt sich für weit schöner und eleganter als er. Seine Prinzlichkeit machte um so weniger Eindruck auf ihn, als er bald erfuhr, wie zweifelhaft sie sei, und er urteilte nach seinem Aussehen, daß er ein schwerfälliger, hölzerner Dummkopf sein müsse, der es in keiner Hinsicht mit ihm aufnehmen konnte.

Sein erster Plan war, ihrem Verhältnis, an dem er nicht zweifelte, nachzuspüren, herauszubringen, wo das Turteltaubenpärchen sein Nest hatte, und nach genauer Erforschung ihres niedlichen Geheimnisses vor sie hintreten und ihr mit rohester morgenländischer Weiberverachtung zu sagen: „Meine Kleine, spielen Sie nicht mehr die Spröde. Ich weiß das und das. Ich will Sie in Ihrer Kurzweil beileibe nicht stören, ich verlange aber Halbpart.“ Was wagte er? Daß sie ungehalten wurde? Das war ihm ganz gleich. Daß sie sich bei ihrem Ritter beklagte? Dann kam es zu einem Zusammenstoß, und er entriß ihm sein Schätzchen mit bewaffneter Hand. Er tat sich auf seine Gewandtheit in der Führung der Klinge viel zugute, und es hätte ihm ganz

besonders geschmeichelt, den langen Schlags von semmelblondem Deutschen blutig abzuführen. Und selbst wenn er auf diese Weise nicht an sein Ziel gelangte, so hatte er doch Nicoline gedemütigt und an dem bevorzugten Nebenbuhler Rache genommen. Das war die nächstbeste Genugtuung, wenn er über Nicoline nicht triumphieren konnte.

Er hatte einen Landsmann und Freund, ein ganz ähnliches Früchtchen. Nicoline hatte ihn noch nicht gesehen. Ihn ließ er ihr mehrere Tage lang auf Schritt und Tritt folgen. Das Ergebnis war eine Enttäuschung. Der freiwillige Späher berichtete, daß Nicoline wohl jeden Tag mit ihrem Verehrer zusammenkam, aber in einer Kirche, und daß sie dann wohl miteinander spazierengingen, aber höchstens in Museen eintraten, dagegen nie in ein Haus, auch nie zusammen in eine Droschke stiegen oder ein Café oder Restaurant besuchten. Als erfahrener Schürzenjäger fügte er zuversichtlich hinzu, sein Freund könne sich auf ihn verlassen, es gebe nichts, oder noch nichts zwischen den beiden jungen Leuten; der fischblütige Deutsche zottle linkisch neben dem schönen Mädchen her, fasse sie nie unter, küsse sie nie zur Begrüßung und zum Abschied, auch wo es verstohlen geschehen könne; das Verhältnis befinde sich jedenfalls erst im frühen Stadium hungernden und dürstenden Werbens.

Diese Auskunft störte den frechen Plan des Levantiners einigermaßen, doch nicht allzulange. Nicolines Schönheit tat es ihm immer mehr an, ihre kühle Geringschätzung spornte ihn bis aufs Blut. Angenommen, daß sie sich ihrem Prinzen gegenüber nichts vergab, daß sie nur ihr gefallsüchtiges Spiel

mit ihm trieb, daß ihr die Beziehung zu einer Person seines Ranges schmeichelte; was war denn aber schließlich so Großes an ihr? Sie war eine angehende Sängerin, so etwas wie eine Konservatoriumschülerin. Nun, diese Gattung kannte man doch in Paris! Sie stand kaum höher als die kleinen Modistinnen, auf die er so oft des Abends an ihrer Laden- oder Werkstattür zu warten pflegte, und denen er schon so viele köstliche Stunden verdankte. Von seinen Pirschgängen auf solches Jagdwild war er kaum je unverrichteter Dinge heimgekommen. Warum sollte er sein Weidglück nicht auch bei diesem edlern Stück versuchen? Frisch gewagt, war halb gewonnen.

Und er wagte frisch. Er lauerte Nicolinen eines Nachmittags an der Haustüre auf, und als sie auf dem gewohnten Gang zum Stelldichein auf die Straße trat, näherte er sich ihr rasch mit abgezogenem Hut und einer Verbeugung und sagte: „Mein Fräulein, darf ich Sie um eine Unterredung bitten?"

Nicoline blieb äußerst überrascht stehen und wurde nach ihrer leidigen Gewohnheit feuerrot. Tiefe Empörung bemächtigte sich ihrer, und ihre erste Bewegung war, ihn mit äußerster Heftigkeit zu verdonnern. Sie beherrschte sich jedoch mit großer Anstrengung, warf ihm nur einen vernichtenden Blick zu und sagte: „Sie wählen Zeit und Ort sonderbar, mein Herr; ich bewillige keine Unterredungen auf der Straße," worauf sie ihm den Rücken wandte und rasch auszuschreiten begann.

Seine Zudringlichkeit war durch die Abweisung nicht

überwunden. Er hielt Schritt mit ihr, setzte den Hut auf und flüsterte ihr die höhnischen Worte ins Ohr: „Oh, Fräulein, Sie sind nicht gegen jedermann so streng wie gegen mich."

Nicoline hielt zum zweitenmal an und sagte mit bebender Stimme: „Wenn Sie mich nicht augenblicklich zufriedenlassen, rufe ich einen Schutzmann herbei."

Das wirkte. Er verneigte sich und fiel ab. Sie ging eilig weiter, doch schlotterten ihr die Knie, und in ihrem Innern stürmte es. Seine Anspielung hatte sie wie ein Dolchstich getroffen. Der Mensch wußte also —? Wußte, was? Sie tat nichts, wozu sie sich nicht vor aller Welt bekennen konnte. Sie war ja ein junges Mädchen, allein in einer fremden Stadt, sie hatte das natürliche Bedürfnis nach Anschluß, nach Gedankenaustausch, wer durfte auch nur das Geringste daran aussetzen, daß sie mit einem Landsmann, einem Freund, gewissermaßen einem Verwandten harmlos verkehrte? Sie machte sich jetzt bittere Vorwürfe, daß sie nicht genügend stolz gewesen war, daß sie Siegfried nicht ruhig jeden Tag zu sich hatte kommen lassen. Freilich, es gab in der Pension keinen Raum, wo sie ungestört miteinander plaudern konnten. Aber diese immerhin halb verstohlenen Begegnungen mit ihrem Freunde hatten einen unerfreulichen Schiller — sie wilderten schwach — sie erlaubten dem Pöbel, sich Gedanken zu machen. Nicoline wagte nicht, sich umzusehen. Sie suchte sich selbst weiszumachen, daß es ihr gleich sei, ob der schamlose Mensch ihr folge. Die Vorstellung war ihr aber dennoch höchst unangenehm.

„Mag er doch!" dachte sie und ballte dabei unbewußt die energische kleine Hand. Wenn der Mensch ihr nachging, um so schlimmer für ihn. Dann erzählte sie Siegfried alles, und was dann weiter folgte —

Peinliche Vorstellungen brachen in ihr Bewußtsein ein. Nein. Sie durfte Siegfried nichts sagen. Was denn auch? Der Mensch hatte ihr schließlich nichts getan. Höchstens seine letzte Bemerkung konnte als Beleidigung gedeutet werden. Sonst hatte er ihr kein Wort gesagt, das streng genommen eine Vergehung darstellte. Er war ihr in den Formen vorgestellt. Er war seit Wochen ihr Tischbar. Er durfte vielleicht annehmen, daß er nichts Ungehöriges tat, wenn er sie auf der Straße anredete. Eine Unterredung zu verlangen, ist noch kein Halsverbrechen; höchstens eine Taktlosigkeit. Allerdings ahnte sie oder glaubte zu ahnen, was er ihr sagen wollte. Aber sie war ja kein Kind. Sie wußte, daß es jungen Mädchen schwer wird, männliche Huldigungen abzuwehren. Hatte sie sich nicht am Ende unverhältnismäßig aufgeregt? War es nicht das richtigste, über den albernen Menschen einfach zu lachen?

Im Grunde ihres Herzens war ihr indes gar nicht lachhaft zumute. Die Tatsache blieb bestehen und konnte von ihr nicht übersehen werden, daß der Mensch Absichten auf sie hatte, er mochte nun die schuldige Achtung bereits verletzt haben oder nicht. Zwang das sie nicht, die Pension zu verlassen? Das war aber sehr unbequem, störte sie in ihren Gewohnheiten, verursachte Mühe, Kosten und Zeitverlust und brachte sie vielleicht in eine noch unpassendere Umgebung.

Der Bequemlichkeitstrieb ließ sie diese Lösung von der Hand weisen. Aber gleichzeitig entwickelten sich andere Gedankenreihen in ihr. Sie war in ihrer Pension allein und doch recht schutzlos. Denn es war noch die Frage, ob die Wirtin, die Dienerschaft für sie eintreten würden, wenn sie sie anrufen müßte. Diesem Menschen war alles zuzutrauen, selbst ein roher Angriff. Seine Aufdringlichkeit zu Hause und nun sogar auf der Straße ließ auf rücksichtslose Frechheit schließen. Es war unvorsichtig, ganz unbewaffnet zu sein.

Siegfried, dem sie wenige Minuten später in der Vorhalle von St. Augustin die Hand zum Gruße reichte, fand sie diesen Nachmittag auffallend schweigsam, übellaunig und gereizt. Da eine zarte Erkundigung nach dem Grund ihrer Stimmung kurz abgewiesen wurde, vermied er es, sie durch beharrliches Fragen ungeduldig zu machen. Sie hatten tags vorher verabredet, einen Spaziergang nach den Buttes Chaumont zu machen, wenn das Wetter es zulassen würde. Der Februartag war trocken, himmelsklar und beinahe lau. Nicoline überraschte jedoch Siegfried mit dem Vorschlag: „Ich hätte große Lust, einmal Ihren Schießstand zu sehen. Wollen Sie mich hinführen?"

„Auf meinen Schießstand? Sonderbarer Einfall."

„Ist es unerhört, daß Damen hingehen?"

„Doch nicht. Es gibt sogar weibliche Stammgäste, die regelmäßig erscheinen."

„Um zuzusehen oder selbst zu schießen?"

„Beides."

„Dann will ich es auch einmal versuchen. Es ist eigentlich

eine Schande, daß man mit Schießzeug gar nicht umzugehen weiß. Das sollte eine Dame heutzutage unbedingt können."

Siegfried widersprach nicht länger, sondern schlug mit ihr den Weg nach seinem Schießstand ein. Dort wurde er von dem Besitzer, den Dienern und Gästen als Standesperson behandelt, nicht nur wegen seines Titels, sondern auch wegen seiner Schießkunst. Seine Scheiben mit der Aufschrift „Seine Hoheit der Prinz Siegfried von Meißen-Löwenstein-Franka" und dem Datum hingen an bevorzugter Stelle und erregten die Bewunderung der Besucher.

Siegfried schickte zunächst ein Dutzend Kugeln in das Schwarze einer Scheibe und war glücklich, seine Unfehlbarkeit mit der Pistole in der Hand von der Freundin bewundern zu lassen. Dann wollte er ihr einen Flobert-Karabiner oder eine Salonpistole reichen. Beides wies Nicoline mit Verachtung zurück.

„Kein Spielzeug, bitte; eine ernste Waffe."

Siegfried mußte gehorchen. Er langte sich eine Scheibenpistole, erklärte Nicoline den Mechanismus und vertraute sie ihr an. Sie schlug tapfer an und zuckte beim Knall mit keiner Wimper, schoß aber meisterhaft vorbei. Das verdroß sie, da sich ein kleiner, diskreter Zuschauerring um sie gebildet hatte. Sie schoß wieder und wieder, und in der Tat, der fünfte Schuß traf die Scheibe, wenn auch im letzten Ring. Sie konnte einen leisen Jubelruf nicht unterdrücken, und Siegfried sagte: „Bravo!" Nun war ihr Eifer gar nicht mehr zu zügeln, und sie feuerte wohl dreißigmal, bis ihr das Handgelenk ermüdete.

„Genug geknallt für heute?“ fragte Siegfried.

„Lassen Sie mich ein wenig ausruhen, dann will ich es noch mit dem Revolver versuchen.“

Er wußte, daß es zwecklos war, ihr zu widersprechen, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, und wartete geduldig, bis sie sich erhob, um wieder anzufangen. Auch des Revolvers wurde sie bald mächtig. Zwar gelangen ihr keine Kernschüsse, aber sie handhabte die Waffe mit Sicherheit.

Sie willigte nicht eher ein, den Schießstand zu verlassen, als bis es zu dunkeln begann. „Kommen Sie, Prinz Siegfried, jetzt will ich mir einen guten Revolver kaufen, und Sie sollen mich beraten.“

„Ich begreife nicht, was Sie plötzlich haben —“

„Ist auch nicht nötig. Tun Sie nur, was ich sage.“

„Wenn Sie durchaus einen Revolver haben müssen, so erlauben Sie mir doch, Ihnen einen anzubieten. Ich habe aus dem Nachlaß meines Vaters eine ganze Sammlung solcher Dinger.“

Sie überlegte ein wenig, dann sagte sie fest: „Nein. Ich ziehe vor, mir einen zu kaufen.“

Es war unvorsichtig von ihr, seinen Rat in Anspruch zu nehmen, denn Geschmack und Sachkenntnis ließen ihn eine vorzügliche und entsprechend teure Waffe wählen. Als Nicoline den Preis hörte, erschrak sie doch ein wenig, zögerte und bemerkte kleinlaut, sie hätte gedacht, daß Revolver erheblich billiger seien. Siegfried begriff sofort, daß er einen Bock geschossen hatte. Er beeilte sich, seine Gedankenlosigkeit gut-

zumachen. Der Kauf verschlang immer noch ihr Taschengeld für den Monat, aber er war erschwinglich.

„Ich muß ja auch Schießbedarf haben," sagte Nicoline vorwurfsvoll, als der sorgfältig eingepackte Revolver ihr überreicht wurde und Siegfried sich anschickte, den Laden des Waffenhändlers zu verlassen.

„Haben Sie denn einen Kriegszug vor?" fragte Siegfried halb verwundert, halb erheitert, als der Ladenbesitzer ihr eine Schachtel Patronen einhändigte.

„Vielleicht," antwortete sie rätselhaft, ohne zu lächeln.

Als sie etwa drei Stunden später in den Speisesaal der Pension trat, saß wie immer die ganze Gesellschaft schon bei Tische. Auch der Levantiner saß an seinem gewohnten Platze. Der Gruß, womit er ihr der Allgemeinheit geltendes Kopfnicken erwiderte, unterschied sich in nichts von dem aller anderen Tage, und er schien überhaupt ganz unbefangen. Das erfüllte sie mit besonders tiefem Ekel. Welche niedrige Natur mußte man doch sein, um ganz vergnügt einer Dame in die Augen blicken zu können, von der man wenige Stunden vorher mit dem Schutzmann bedroht worden ist. Von einem solchen Burschen konnte man sich wirklich jeder Schlechtigkeit versehen. Sie war während der Mahlzeit ihrer Umgebung fremder als je und dachte fortwährend daran, daß der Aufenthalt in der Pension durch die Nachbarschaft dieses Menschen denn doch zu ungemütlich wurde, und wie empörend es sei, daß ein unverschämter Laffe das Recht haben sollte, sie in ihrer Ruhe zu stören, ohne daß sie etwas dagegen tun konnte.

Sie war von dem Inhalt des Tages zu voll und gegen ihre Mutter zu aufrichtig, um nicht in ihren täglichen Brief an sie einige Anspielungen an das, was sie beschäftigte, einfließen zu lassen. „Weißt Du, Mutti," schrieb sie unter anderm, „wenn ich erst selbständig bin, werde ich mich nie an einen Gasthof- oder Pensionstisch setzen. Es ist zu unausstehlich, sich von anderen Leuten anglotzen zu lassen. Im Theater werden sie mich freilich auch begaffen, aber dann haben sie dafür wenigstens zahlen müssen." Und weiterhin hieß es: „Ich bin gern in Paris und freue mich über meine Arbeit, über die Stadt, über alles, was ich sehe, lerne, erfahre. Aber ich wollte doch, ich wäre mit meiner Ausbildung fertig. Einmal, um wieder bei Dir zu sein, wenigstens eine Zeitlang, und dann, weil mir das Pensionsleben, dieser Halbverkehr, diese Viertelsvertraulichkeit mit den gewöhnlichsten Leuten unausstehlich zu werden beginnt."

Ehe sie ihr Lager aufsuchte, spielte sie noch eine Weile mit ihrem neuen Revolver und legte ihn ganz stolz auf ihren Nachttisch hin. „Nun soll mir einer!" dachte sie, als sie ihre Kerze ausblies.

Am folgenden Tage lag sie nach dem Mittagessen lesend auf ihrer Chaiselongue, als es bescheiden an der Tür klopfte. Sie glaubte nicht anders, als daß es das Zimmermädchen sei und rief arglos, ohne auch nur ihre bequeme Stellung zu ändern: „Herein!"

Die Tür ging auf, und der Levantiner stand vor ihr, der hinter sich zuschloß und rasch einen Schritt zu ihr hin tat.

Nicoline fühlte alles Blut zu ihrem Herzen drängen. Sie

fuhr in die Höhe und rief mit erstickter Stimme: „Wie unterstehen Sie sich! Entfernen Sie sich augenblicklich!"

„Sie haben Herein gerufen, und ich bin Ihrer Einladung gefolgt. Lassen Sie doch vernünftig mit sich reden."

„Nochmals: hinaus! Oder ich rufe."

„Bemühen Sie sich nicht, Fräulein; es ist niemand zu Hause als die Dienstmädchen, und die sind in der Küche beschäftigt. Ich muß Sie sprechen, hören Sie? Ich muß! Auf der Straße haben Sie mich geflohen, im Salon hat es keinen Zweck, es kann nur hier sein. Fräulein, ich liebe Sie —"

„Kein Wort mehr! Ich warne Sie! Sie spielen mit Ihrem Leben! Ich will nichts hören!"

„Sie müssen mich hören! Nötigenfalls zwinge ich Sie dazu. Ihre Drohung schreckt mich nicht. Ich verstehe wohl, Sie werden sich beklagen, Sie werden Ihren Freund gegen mich loslassen. Ich lache darüber. Jetzt sind Sie in meiner Gewalt." Er tat einen Sprung zur Tür hin und schob den Riegel vor. Dann ging er entschlossen auf Nicoline los und machte Miene, nach ihr zu fassen.

Nicolines Verwirrung hatte nur Augenblicke gedauert. In dieser Lage, die sie mehr als demütigend denn als gefährlich empfand, gewann sie rasch ihre Kaltblütigkeit wieder. Als der Levantiner die Tür verriegelt hatte, war sie blitzschnell zum Nachttisch getreten, hatte aus der heftig herausgerissenen Schublade den geladenen Revolver an sich gerafft und wandte sich plötzlich nach dem Levantiner um, der eben die Hand nach ihr ausstreckte: „Zurück oder ich schieße!"

Überrascht fuhr er vor dem blitzenden Laufe zurück.

Diesen kurzen Augenblick benutzte sie, um an dem Eindringling vorbei zur Tür zu eilen und nach dem Riegel zu langen. Er ließ ihr dazu nicht Zeit. Er war im Nu an ihrer Seite und suchte sich mit einem raschen Griff ihres Revolvers zu bemächtigen. Nicoline führte mit der geballten Linken einen heftigen Schlag nach ihm und drückte mit der Rechten los. Er stieß einen dumpfen Wutschrei aus und wollte sich rücksichtslos auf sie stürzen. Sie schlug zum zweitenmal auf ihn an. Er wich zurück, streifte den rechten Ärmel auf und sah, daß Hemd und Arm blutig waren. Die Kugel war ihm durch den Vorderarm gegangen und hatte in die Wand über dem Bette ein Loch geschlagen.

Nicoline war es, während er mit seiner Wunde beschäftigt war, gelungen, den Riegel zurückzustoßen, die Tür zu öffnen und in den Gang hinauszutreten. Von da sagte sie kalt zu dem Levantiner, der seinen schwach blutenden Arm anstarrte: „Gehen Sie und lassen Sie sich verbinden."

Er kam langsam heraus, warf ihr einen schwarzen Mörderblick zu und murmelte: „Das werden Sie mir bezahlen."

„Sehr gern. Hier sind noch fünf Kugeln für Sie, und gleich werden es wieder sechs sein."

Er sagte nichts mehr, sondern ging geduckt nach seiner Stube, die um die Ecke an dem rechtwinkeligen Gange lag.

Nicoline trat wieder in ihr Zimmer, verriegelte die Tür, schob eine Patrone in die entladene Kammer der Revolverwalze und setzte sich. „Meine Mutti," dachte sie, „wäre sehr ent-

setzt, wenn sie diesen Auftritt mit angesehen hätte, mein Vater aber wäre wohl mit mir zufrieden."

Ihr erstes Gefühl war das des Triumphes über die Befreiung durch eigene Entschlossenheit. Es mischten sich jedoch sehr rasch Samariterregungen hinein. Sie hätte dem Unhold vielleicht beistehen sollen. Ob er wohl sehr litt? Die Wunde schien nicht gefährlich zu sein. Es war nur ein Denkzettel, und den hatte er doch wahrhaftig verdient . . . Freilich, es hätte auch anders kommen können. Wenn sie ihn nun schwer verwundet, vielleicht getötet hätte? Wenn jetzt eine Leiche in ihrem Zimmer läge? Bei dieser Vorstellung rieselte es ihr denn doch kühl über den Rücken. Unheimliche Bilder traten vor ihr inneres Auge. Leute stürzten herein — Schreie — Tumult — die Polizei — Verhöre — Gerichtsverhandlungen.

— Daß sie nichts zu fürchten hatte, wußte sie. Sie hatte in Notwehr gehandelt. Das Schwurgericht gab es in beiden Welten nicht, das in einem solchen Falle nicht freisprach und die Hüterin ihrer Ehre nicht beglückwünschte. Aber das Ärgernis! Die Aufregungen! Das grelle Licht der Öffentlichkeit! Schauderhaft. Und doch war es nicht zu vermeiden. War es nicht haarsträubend, daß ein junges Mädchen derartigen Abenteuern ausgesetzt war? Ja, und tausendmal ja: sie hatte recht getan. Solche Beispiele waren nötig und nützlich. Wenn erst einige hundert, vielleicht nur einige Dutzend ruchlose Männer ihren frechen Übermut durch eine Revolverkugel bestraft sahen, dann konnte vielleicht auch eine Frau inmitten unserer berühmten Gesittung annähernd so sicher leben wie

ein Mann. Und wer sollte diese unerläßlichen Beispiele geben, wenn nicht die Mutigen, die Starken ihres Geschlechts?

Ihr Blick fiel auf das Loch in der Wand, und es fuhr ihr durch den Kopf, daß sie die Kugel auflesen und zur Erinnerung bewahren müsse. Sie brauchte nicht lange zu suchen, um sie auf der Decke ihres Bettes zu finden. Sie war ganz abgeplattet, vielfach eingerissen und wie sternförmig gezackt. Mit einiger Einbildung konnte man sie einem beschädigten Ordensstern ähnlich erachten. „Meine erste Kriegsdekoration," sprach Nicoline laut vor sich hin, als sie das Geschoß in Papier wickelte und in ihr Geldtäschchen steckte.

Der inneren Erregung, die trotz der bewahrten äußeren Ruhe sehr heftig gewesen war, folgte jetzt eine Abspannung, die sich ihr als tiefe Niedergeschlagenheit fühlbar machte. Sie kämpfte mit aufquellenden Tränen. Es bangte ihr nach der Mutter. Sie war doch gar zu allein! Erst jetzt fiel ihr Siegfried ein. Wie sonderbar, daß er ganz aus ihrem Bewußtsein verschwand, wenn in ihrem Gemüt die Wogen hochgingen! Er wartete wohl schon auf sie. Es war beinahe die Zeit der Begegnung. Sollte sie hingehen und ihm das Vorgefallene erzählen? Unmöglich. Also es verschweigen? Das ging doch auch nicht. Was tun? Wozu sich entschließen?

Und das weitere! Sie konnte in der Pension nicht bleiben, wenn der Mensch nicht freiwillig das Feld räumte. Sollte sie abwarten, bis er das Haus verließ? Oder ihm zuvorkommen? Den Schuß schien man nicht gehört zu haben. Der Knall war auch nicht sehr heftig gewesen. Aber das Loch in der Wand — es konnte dem Zimmermädchen nicht

entgehen. Sollte sie sagen, der Revolver sei beim Handhaben zufällig losgegangen? Die Lüge war ihr widerwärtig. Gar nichts sagen? Ob das wohl etwas half? Vielleicht verriet der Mensch sich mit seiner Wunde. Das Geheimnis war in seiner Hand. Er war ein Verwandter der Wirtin. Wie weit er mit ihr vertraut war, das wußte sie nicht. Ihr Verstand sagte ihr, das Richtige sei, der Wirtin den Vorfall anzuzeigen und sich unter ihren Schutz zu stellen. Ihrem Gefühl war die Vorstellung einer solchen Unterredung unleidlich. Sie gelangte zu keinem Entschluß.

Nur dazu raffte sie sich auf, zu Siegfried zu gehen. Sie machte eine große Anstrengung, um gleichmütig zu scheinen, und glaubte ein Wunder von Selbstbeherrschung geübt zu zu haben. Siegfried bemerkte jedoch auf den ersten Blick etwas Ungewöhnliches an ihr, und fast noch ehe er sie begrüßt hatte, fragte er besorgt: „Sie sind doch nicht unwohl, Nicoline?"

„Durchaus nicht. Ich wäre ja sonst nicht gekommen."

„Also, was ist es sonst? Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren?"

Sie tat erstaunt. „Wie kommen Sie auf diese Vermutung?"

„Aber Nicoline, ich müßte ja blind sein! Oder gleichgültig, was noch schlimmer wäre!"

„Sie sehen Gespenster," erwiderte Nicoline kurz. Ihr Ton ermutigte nicht, auf einer bestimmten Antwort zu bestehen. Siegfried verneigte sich also leicht, und die beiden

gingen eine kleine Weile stumm nebeneinander her, den Boulevard Malesherbes hinunter.

An der Kreuzung des Boulevards Haußmann fragte Siegfried: „Wohin gehen wir? Wieder schießen?"

„Nein!" rief Nicoline so heftig, daß zwei vorbeigehende Arbeiterinnen verwundert den Kopf nach ihr wendeten.

„Also wohin?" fragte Siegfried ganz kleinlaut.

„Ich will heute überhaupt nicht gehen," gab Nicoline, über ihre Heftigkeit beschämt, zurück. „Ich möchte sitzen."

„Sollen wir ins Louvre gehen?"

„Das ist mir zu weit. Nehmen wir am Concordienplatz das Schiff."

Als sie bald darauf auf dem Hinterdeck des Seinedampfers saßen, der nach der Austerlitzbrücke fuhr, begann Siegfried eine Geschichte von einem politischen Abenteurer zu erzählen, den Frau Abeille mit ihrer gewohnten Wichtigtuerei seiner Mutter vorgestellt habe, und der sie voraussichtlich wieder zu irgendeiner Unklugheit verleiten werde, unterbrach sich aber plötzlich in seiner Erzählung: „Sie hören mir ja gar nicht zu."

„Verzeihen Sie, Prinz Siegfried. Ich muß daran denken, daß ich voraussichtlich genötigt sein werde, mir eine andere Pension zu suchen."

„Wirklich? Warum?"

Nicoline zögerte.

„Sie schienen doch ganz zufrieden. Was läßt Sie so plötzlich die Meinung ändern? Ist die Pension schlecht?"

„Das ist es nicht."

„Was sonst?

„Es sind zudringliche Leute da, mit denen ich nicht in einem Hause bleiben möchte."

Siegfried horchte auf. „Zudringliche Leute? Wer soll das sein?"

„Ein Mensch, ein Verwandter der Wirtin, ein türkischer Diplomat oder etwas Ähnliches."

„Ah! Der kleine pomadisierte Schwarze mit den stechenden Augen! Der Kerl ist mir gleich aufgefallen. Hat er gewagt, Sie zu belästigen?"

„Ja."

„Was hat er sich unterstanden?"

„Was solche Leute eben tun: Süßholz raspeln, Kur schneiden."

„Und deswegen wollen Sie das Haus verlassen? Statt dem unverschämten Kerl seine Fadheiten zu verweisen?"

Nicoline schwieg.

„Nicoline, Sie verschweigen mir etwas. Ich habe vielleicht kein Recht, mich gewaltsam in Ihr Vertrauen einzudrängen, aber es schmerzt mich, daß Sie mich daraus ausschließen."

Er sagte das in einem so ehrlich betrübten Ton, daß Nicoline alle Vorbehalte dahinschmelzen fühlte und alles erzählte, die Annäherungsversuche, die Anrede auf der Straße, bis zum dreisten Klopfen an ihrer Tür. Von dem Eindringen in ihre Stube und dem Nachfolgenden sagte sie jedoch nichts.

Siegfrieds Antlitz schien zu versteinern, während er zuhörte. Um Augen und Mund trat ein erschreckend grausamer

Zug hervor, wie ihn seine sehr entfernten Ahnen in den harten Kriegergesichtern gehabt haben mochten, wenn sie den Befehl erteilten, gefangene Feinde zu pfählen oder lebendig zu schinden.

„Das soll dem Kerl nicht so hingehen. Ich fordere ihn und schieße ihn tot."

„Was fällt Ihnen ein!" schrie Nicoline auf.

„Ich tue es, ob Sie wollen oder nicht."

„Er hat schon seine Züchtigung empfangen," entfuhr es ihr, und nun berichtete sie auch das Übrige.

Siegfried schüttelte den Kopf. Sie haben gehandelt, wie ich es von Ihnen erwartete. Aber das genügt nicht. Mit einer leichten Fleischwunde kann er morgen wieder anfangen. Er hat sein Leben verwirkt."

„Verzeihen Sie: mit welchem Rechte wollen Sie den Menschen fordern?"

„Mit welchem Rechte? Ich denke —"

„Meines Wissens darf für eine Dame nur ein allernächster Blutsverwandter oder der Gatte eintreten. Jeder andere Ritter stellt sie bloß."

„Sie vergessen einen dritten Fall."

„Welchen?"

„Den des Verlobten," sagte Siegfried leise, ohne sie anzublicken.

Nicoline wurde purpurrot. „Sie sind auch nicht mein Bräutigam."

„Sie brauchen nur zu wollen, dann bin ich es."

Es entstand ein sehr langes Schweigen. Endlich sammelte Nicoline sich.

„Siegfried," sagte sie mit leiser Stimme, der sie trotz übernatürlicher Anstrengung keine Festigkeit geben konnte, „ich werde Ihnen bis zu meinem letzten Atemzug Dank wissen —"

„Dank?" unterbrach Siegfried sie mit ganz ungewohnter Lebhaftigkeit. „Nicht Sie mir, ich habe Ihnen ewig dankbar zu sein, wenn Sie mich beglücken wollen."

„Lassen Sie mich ausreden," erwiderte sie etwas ungeduldig; „ich habe es nicht so gemeint. Für eine Werbung habe ich niemand zu danken, das weiß ich. Ich bin für jeden gut genug. Aber ich bin Ihnen dafür tief dankbar, daß Sie mir nie mit verliebten Redensarten gekommen sind, obschon Sie mich doch lieb haben —"

„O wie sehr!" murmelte er und suchte ihre Hand zu erfassen.

Sie drückte ihm flüchtig die seine und ließ sie wieder fahren.

„Das war vornehm. Das entsprach Ihrer Rasse. Und der meinen. Es hat mir möglich gemacht, mit Ihnen unbefangen zu verkehren. Siegfried, lassen Sie es weiter so bleiben."

„Also ein Korb?"

„Nicht doch!" sagte sie lebhaft. „So dürfen Sie es nicht auffassen. Wir sind gute Freunde, gute, treue, innige Freunde." Sie begleitete jedes Beiwort mit einem Blick ihrer blauen Augen, der ihm das starke Herz erbeben machte.

„Daran soll sich nichts ändern. Keine förmliche Verlobung einstweilen. Vor uns beiden liegt keine glatte Bahn. Wir werden uns beide tüchtig zu rühren haben, um dorthin zu kommen, wohin wir gelangen wollen. Wir dürfen einander nicht hemmen, nicht lähmen. Wir müssen jedenfalls getrennt marschieren, um vielleicht eines Tages vereint zu schlagen. Ich habe allerlei im Kopfe. Aber ich will nicht schwatzen. Nur so viel: der erste, der das Ziel erreicht, streckt nach dem andern die Hand aus. Ja?"

„Ich verstehe nicht recht. Ich weiß nur, daß Sie nein sagen."

„Das tue ich nicht, Siegfried. Ich halte es nur für zweckmäßig, daß wir uns einstweilen nicht binden."

„Ich habe mich gebunden. Nur wenn Sie das Band gewaltsam zerreißen, dann muß ich allerdings an meine Freiheit glauben, die ich nicht will und mit der ich nichts anzufangen habe."

„In diesem Falle ist alles, wie es sein soll. Nochmals: wir müssen beide äußerlich frei sein. Wie Sie unsere Beziehung innerlich fühlen, das ist Ihre Sache. Das müssen Sie mit sich ausmachen. Ich tue es auch. Leben wir. Kämpfen wir. Vielleicht siegen wir."

„Das könnte ich mit Ihnen besser als ohne Sie."

Sie schüttelte den Kopf.

„Freilich, ich habe Ihnen vorläufig nichts zu bieten, ich wüßte nicht einmal, welchen Namen ich Ihnen als meine Gattin geben könnte . . ."

„Siegfried! Glauben Sie, daß ich aus Berechnung so

handle? Daß ich Sie nicht früher nehmen will, als bis Sie mich zur Herzogin machen können? Das glauben Sie?"

Siegfried machte eine leichte, unbestimmte Handbewegung.

„Sie tun mir weh." Sie rückte ein wenig ab und blickte auf den Fluß und die langsam vorbeigleitenden Ufer.

„Aber Nicoline, daraus ist Ihnen doch kein Vorwurf zu machen! Es ist ja so natürlich, daß Sie Bedenken tragen, sich in so ungeklärte Verhältnisse —"

„Kein Wort mehr! Sie haben mich nicht verstanden."

„Dann bitte ich um deutlichere Erklärungen," flehte er demütig.

„Ob Sie Prinz oder Baron sind, das ist mir vollkommen gleich. Ich will nur, daß Sie zu einem bestimmten Lebensplan gelangen. Können Sie eines Tages sagen: Ich habe die Familie unter meinen Willen gezwungen, sie hat mir den Platz in ihrer Mitte eingeräumt, so ist es recht. Wollen Sie aber sagen: Der Kampf ist aussichtslos, ich gebe ihn auf, ich will als Herr von Gronendal meinen Mann stehen, so ist es auch recht. Das ist auch eine Lösung, und nach meinem Geschmack nicht die schlechtere, vorausgesetzt, daß der Herr von Gronendal das bedeutet, was ich mir vorstelle. In dem einen wie in dem andern Falle können Sie zu mir kommen und mich fragen: gilt der Pakt noch?"

„Inzwischen haben Sie hundertmal Gelegenheit gehabt, Ihr Herz zu verlieren —"

„Siegfried, kennen Sie mich so wenig?"

„Sie wollen frei sein. Dann habe ich eben keinen Anspruch und dürfte mich nicht beklagen, wenn Sie —"

„Ich wiederhole: wir sollen äußerlich frei sein. Ich aber bin meiner sicher. Sie sind zu nichts verpflichtet. Wann immer Sie wiederkommen, mich werden Sie frei finden. Mit Ihnen will ich mich nicht verloben. Mit einem andern kann ich es nicht und werde ich es nicht. Ich muß eine Weile ganz meiner Kunst leben. Das schließt jeden Leichtsinn und jede Verirrung aus. Von Ihnen fordere ich nur ein Versprechen: wenn Sie andern Sinnes werden, wenn Sie Ihr Lebensglück anderswo zu finden glauben, so soll ich die erste sein, der Sie es mitteilen."

„Solche Unbeständigkeit trauen Sie mir zu?"

„Ich traue Ihnen nichts zu. Ich will, daß Sie sich wirklich frei fühlen. Nur diese Last müssen Sie auf sich nehmen: ich fordere Ihr förmliches Versprechen, daß Sie es mich wissen lassen, wenn Sie anderweitig gewählt haben."

„Das kann ich Ihnen natürlich leicht versprechen, denn es ist möglich, daß ich sterbe, aber es ist nicht möglich, daß es dazu kommt. Darf ich nun auch Gegenseitigkeit verlangen?"

Nicoline lächelte. „Sie dürfen. Ich sage aber wie Sie: das Versprechen ist gegenstandslos."

Das Boot war an der Austerlitzbrücke angelangt. Nicoline verlangte, gleich wieder umzukehren, ohne auch nur den Landungsprahm zu verlassen. Ihre Herzenssache, die sie als ihre große Lebensangelegenheit empfanden, hatte sie das Nächstliegende aus den Augen verlieren lassen. Siegfried kehrte zuerst aus dem Traumland auf den festen Boden der Wirklichkeit zurück.

„Bei alledem kann ich aber dem Burschen seine Missetat doch nicht so hingehen lassen."

„Ich finde ihn hinreichend bestraft. Sie müssen mir versprechen, daß Sie den Menschen in Ruhe lassen."

„Das ist hart."

„Bedenken Sie doch, Siegfried: wie können Sie sich mit dergleichen einlassen!"

„Gewiß, gewiß; aber andererseits — es wäre zu bequem, wenn ein Kerl in seiner Niedrigkeit eine Gewähr der Straflosigkeit für jede Büberei fände! Ich bin hier in der Fremde. Das verringert den Abstand einigermaßen."

„Ich will nicht, Siegfried. Ich weiß ja, daß Ihre Pistole unfehlbar ist. Lassen Sie mir das Bewußtsein, daß ich das Leben dieses Elenden in meiner Hand halte und es ihm schenke. So bin ich nicht mehr ein Mädchen, das ein Bube beleidigt hat; ich bin eine Semiramis oder Katarina, gegen die sich ein Sklave vergangen hat; ich kann ihn nach meiner Laune töten lassen oder Gnade üben. Es beliebt mir, ihn zu begnadigen."

„Sie sind wirklich ein kaiserliches Geschöpf," sagte Siegfried in einem Tone der Ehrerbietigkeit, der Nicoline lächeln machte, sie aber doch im geheimen erfreute, weil er ausdrückte, was sie selbst empfand. „Es bleibt indes immer noch die leidige Frage der Pension."

„Ja. Das ist allerdings sehr ärgerlich. Wenn der Mensch nicht geht, nicht schon gegangen ist, so muß ich umziehen. Das Suchen — und meine Mutter — ich muß ihr doch wenigstens andeuten, weshalb ich die Pension verlasse — und

da wird sie sich wieder Gedanken machen und sich ängstigen — das ist der unangenehme, prosaische Bodensatz eines romantischen Trunkes."

„Ich glaube, ich sollte Sie wenigstens heimbegleiten. Man kann ja nicht wissen —"

Sie überlegte ein wenig. „Nein," sagte sie dann. „Es ist besser, ich erzähle Frau Conti alles. Mit ihr zusammen werde ich schon das Richtige treffen."

Sie nahm auf dem Konkordienplatz Abschied von Siegfried, versprach ihm jedoch, ihn noch am Abend durch eine Rohrpostkarte wissen zu lassen, was weiter geworden war.

Als sie zu so ungewohnter Stunde bei ihrer Gesanglehrerin erschien, ahnte diese gleich wieder Unheil, obschon Nicoline sehr ruhig, fast fröhlich schien. Sie ging mit ihr rasch aus der Klasse in einen kleinen Salon und fragte: „Was gibt es wieder?"

Nicoline erzählte ihr kurz und mit fast brutaler Offenheit das Abenteuer des Nachmittags.

„Aber Nicoline!" rief Frau Conti entsetzt. „Gleich schießen! Sie sind ja ein gefährliches Wesen!"

„Was hätte ich denn tun sollen?"

„Klingeln! Rufen! Allenfalls eine Ohrfeige!"

„Ich finde eine Kugel reinlicher."

Die Lehrerin schüttelte den Kopf. „Nicoline, Nicoline, Sie erleben zu viel Geschichten. Das müssen Sie sich unbedingt abgewöhnen."

„Soll das etwa meine Schuld sein?" fragte Nicoline gekränkt.

„Das habe ich nicht gesagt. Es ist ein Mißgeschick, wenn Sie wollen; aber glauben Sie mir, liebes Kind, überwachen Sie sich. Ich meine es gut mit Ihnen."

Sie meinte es wirklich gut mit ihr. Nicoline entwickelte sich immer mehr zum Stolz und zur Hoffnung ihrer Lehrerin, die sie immer sorgsamer und liebevoller in ihre Obhut nahm. Von ihrer Tugend hielt sie nicht übermäßig viel. Doch hatte die dreißigjährige Tätigkeit in einem Beruf, der sie mit Tausenden angehender junger Künstlerinnen in dauernde Berührung brachte, sie nachsichtig gemacht; sie kannte auch das Leben der Frau Flammert und durfte annehmen, daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, und überdies kümmerte sie sich grundsätzlich nicht viel um die Lebensführung ihrer Schülerinnen, solange sie kein Ärgernis gaben. Dieses allerdings wollte sie vermieden wissen. Ließen sich gleichgültige Schülerinnen etwas zuschulden kommen, was sie in allzu lautes Gerede brachte, so schloß sie sie unerbittlich aus ihrem Kursus aus. Davon konnte bei einem Stern wie Nicoline allerdings nicht die Rede sein. In solchen Fällen mußte man nach Möglichkeit vorbeugen, ausgleichen, vertuschen.

Frau Conti trug ihrem Gatten auf, Nicoline in ihre Pension zurückbegleiten und ihr zur Hand zu sein. Der Herr, ein auffallend schöner, stattlicher Mann, pflegte die gesellschaftlichen Beziehungen des Hauses. Das tat er allerdings vorzüglich, in so hohem Stil, daß er mit Ministern und Botschaftern auf dem Fuße der Gleichheit verkehrte und mit allen hervorragenden Persönlichkeiten von Paris in Verbindung stand.

In der Pension ließ Herr Conti die Wirtin in den Salon rufen. Die Aufforderung zum Sitzen mit einer Handbewegung eines großen Herrn zurückweisend, zur vollen Höhe seines stattlichen Wuchses aufgerichtet, setzte er die Wirtin kurz und im Befehlshaberton von der ihrer Pensionärin unter ihrem Dache widerfahrenen Beleidigung in Kenntnis und fragte, ob sie bereit sei, Nicoline die Genugtuung zu bieten, daß sie den Übeltäter ungesäumt aus dem Hause wies.

„Der Unglückliche!" murmelte die Wirtin niedergeschmettert. „Ich habe es immer geahnt, daß seine Galanterie ihm einmal einen derartigen Streich spielen wird. Es war gewiß unvorsichtig, ihn bei mir aufzunehmen." Der herrische, große Mann mit dem kurzen, grauen Backenbart einer Respektsperson und der vielfarbigen Ordensrosette im Knopfloch schüchterte sie ein. Sie sah sich zur Polizei vorgeladen, ihre Pension in Verruf, ihren Erwerb vernichtet, und geriet in solche Aufregung, daß sie zu Nicoline, die noch nicht den Mund geöffnet hatte, hinstürzte, ihr die Hand küßte, sie beweglich um Verzeihung bat und ihr zusagte, ihr Vetter — er war es so entfernt, so wenig! — solle auf der Stelle das Haus verlassen.

Die Wirtin verwirklichte ihr Versprechen denn auch mit handfester Entschlossenheit. Es ging dabei nicht ohne stürmische Auseinandersetzung ab, durch die die Dienstboten und dann natürlich auch die Pensionärinnen zur Kenntis aller Einzelheiten gelangten.

Als die Glocke zu Tische rief, ging Nicoline trotzig in den Speisesaal. Sie hatte sich vorgenommen, an der Tür

umzukehren, wenn der Levantiner noch da war. Er war aber nicht da und sein Gedeck ebenfalls verschwunden. An ihrem Platze dagegen lag ein für die Jahreszeit prachtvoller Blumenstrauß, ein halblautes Bravo und gedämpftes Händeklatschen der Damen empfing sie beim Eintritt, und die amerikanische Mitschülerin sagte ihr laut in ihrer überseeischen Aussprache: „Als Künstlerin habe ich Sie immer bewundert. Jetzt bewundere ich Sie auch als tapferes Wesen. Ich bin nie so stolz gewesen, Sie meine Freundin zu nennen, wie heute."

Die Bücher des Deutschen Hauses

Herausgegeben von Rudolf Presber.

In gleicher Ausstattung gelangen zur Ausgabe:

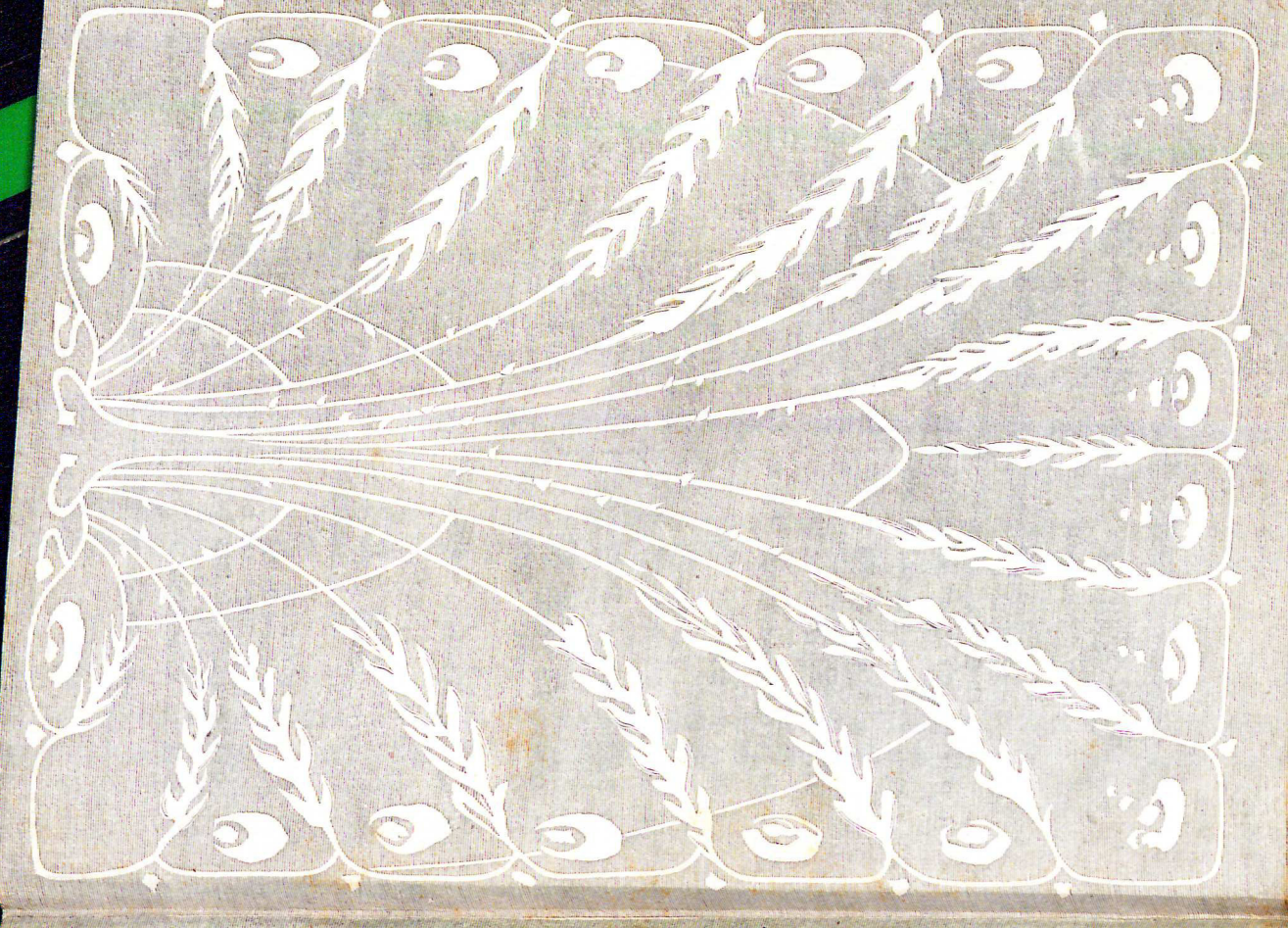
I. Reihe.

1. Goethe: Die Leiden des jungen Werther.
2. Otto Ludwig: Zwischen Himmel und Erde.
3. E. T. A. Hoffmann: Die Elixiere des Teufels.
4. Friedrich Spielhagen: Deutsche Pioniere.
5. Zschokke: Hans Dampf. Kleine Ursachen.
6. Max Kretzer: Die Sphinx in Trauer.
7. Thackeray: Der Diamant.
8. Balzac: Die Frau von dreißig Jahren.
9. Brüder Grimm: Märchen.
10. Dickens: Weihnachtserzählungen.
11. Nicolai: Zur Neujahrszeit.
12. Tolstoi: Die Kosaken.
13. Karl Grunert: Der Marsspion.
14. Spanische Novellen.
15. Hans Hauptmann: Auf tönernen Füßen.
16. Henri Murger: Bohême.
17. Deutscher Humor. 1. Band.
18. Björnson: Synöve Solbakken.
19. Jean Paul: Dr. Katzenbergers Badereise.
20. Gespensternovellen.
21. Canter, Fahrendes Volk.
22. Gerstäcker: Die Flußpiraten. 1. Bd.
23. Gerstäcker: Die Flußpiraten. 2. Bd.
24. Deutscher Humor: 2. Band.
25. Puschkin: Pique Dame.

II. Reihe.

26. Heinrich von Kleist: Novellen.
27. Levin Schücking: Agathens Geheimnis.
28. Walter Harlan: Die Dichterbörse.
29. Karl Immermann: Der Oberhof.
30. Gogol: Novellen.
31. Friedrich von Oppeln-Bronikowski: Der Rebell.
32. Charles Dickens: Klein Dorrit I.
33. Charles Dickens: Klein Dorrit II.
34. Richard Nordhausen: Die rote Tinktur.
35. Guy de Maupassant: Novellen.
36. Ed. A. Poe: Die denkwürdigen Erlebnisse des A. G. Pym.
37. Margarete Wolff-Meder: In den Sielen.
38. Arthur Achleitner: Geschichten aus den deutschen Alpen.
39. Sterne: Tristram Shandy.
40. Max Bittrich: Spreewaldgeschichten.
41. Cervantes: Don Quixote I.
42. Cervantes: Don Quixote II.
43. Hermann Heiberg: Fluch der Schönheit.
44. Joseph von Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts.
45. Léon de Tinseau: Der Mitgiftjäger.
46. Max Nordau: Zur linken Hand I.
47. Max Nordau: Zur linken Hand II.
48. Verga: Novellen.
49. Emil Zola: Ein Blättlein Liebe.
50. Fritz Reuter: Ut mine Stromtid.

Jeder Band 75 Pfg. — 1 Krone — 1 Frc.



Leipziger Buchbinderei - A. G. vorm. Gustav Fritzsche.